Phys. J. 630m-3

Natur,

Menschenleben und Vorsehung,

für allerley Leser.

Von

J. A. E. Goeze.

[illegible]

Dritter Band.

Neue Auflage.

Leipzig,
in der Weidmannischen Buchhandlung.
1796.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

B S B
MÜNCHEN

07192158O

Inhalt.

I. Der, durch eine Trommel kurirte, Wahnwitzige. Seite 1

II. Etwas über die Neger, und ihren Zustand. 3

III. Naturhistorische Beweise, daß die Neger so gut Menschen sind, als wir, und öfters bessere Fähigkeiten haben, als wir. 12

IV. Wie weit ein Mensch in seinem Affekt gehen kann, oder das hölzerne Bein aus Liebe. 21

V. Luxusproben aus der Römer Zeiten. 26

VI. Wie der Aberglaube zu allen Zeiten die Aufklärung des Volks zu hindern gesucht habe. 32

VII. Fortsetzung. 35

VIII. Der kleine Cupido wird die Gelegenheit zur lächerlichsten Rache eines Priesters gegen seinen Edelmann. 40

IX. Schmetterlingseyer in Pelzwerk eingefüttert. 46

X. Fortsetzung. 52

XI. Schmetterlingseyer des Ringelvogels. 59

XII. Daß der Mensch kann bey wenigem vergnügt seyn. 64

XIII. Vom Alter des Glases. Seite 56

XIV. Fortsetzung. 75

XV. Erläuterung des Sprüchworts: das Bier kommt in Arbeit. 80

XVI. Angeschossenes Harz an einem dürren Reischen von Büchenholz. 82

XVII. Zwo besondere Merkwürdigkeiten an der gemeinen Mücke. 86

XVIII. Fortsetzung. 95

XIX. Schreiben an ein zwölfjähriges Mädchen über den kleinsten Papagey. 99

XX. Zweyter Brief an Dorchen von einigen Naturmerkwürdigkeiten aus Nordamerika. 107

XXI. Fortsetzung. 114

XXII. Dorchens Antwort auf ein aufgegebenes Räthsel. Gegenantwort über einen Hänfling. 119

XXIII a. Dritter Brief von Nordamerikanischen Naturfachen. 128

XXIII b. Fortsetzung. 136

XXIV. Etwas über die Naturgeschichte der Haussperlinge: an Dorchen. 145

XXV. Etwas über die Naturgeschichte des Kanarienvogels: an dasselbe. 154

XXVI. Etwas zur Naturgeschichte der Nachtigall: an dasselbe. Seite 163

XXVII. Wie unsere Vorfahren vor hundert Jahren über manche Sachen gedacht haben. 172

XXVIII. Unter dem Kittel steckt oft mehr Rechtschaffenheit, als unter dem Tressenkleide. 180

XXIX. Der menschliche Scharfrichter. 182

XXX. Fortsetzung des XXVIIsten Stücks. 184

XXXI. Was bedeuten die Welfen und Gibellinen in der Geschichte? 188

XXXII. Alte Natur- und Menschenanekdoten. 191

XXXIII. Wie die alten Teutschen und Franken in peinlichen Halssachen die Wahrheit herauszubringen suchten. 197

XXXIV. Wenn die Arglist und Bosheit sich des Religionsaberglaubens der Einfältigen recht zu bedienen weiß, kann sie sehr reich werden. 202

XXXV. Von Anzeichen und Ahndungen. 205

XXXVI. Fortsetzung. 209

XXXVII. Fortsetzung. 218

XXXVIII. Der starke Mann betrügt andere durch seine Kunst, sich fest zu machen, und wird von andern durch die Rechenkunst betrogen. 223

XXXIX. Fortsetzung des XXXsten Stücks. 227

XL. Wie viel Gutes zween schlechte Menschen hindern können. Seite 231

XLI. Von den Mißbräuchen bey Leichenbegängnissen und Trauerkleidern. 242

XLII. Fortsetzung. 249

XLIII. Für Geld und aus Rache aufgeopfertes Menschenleben. 257

XLIV. Ein kleiner Umstand entdeckt eine Mordthat. 260

XLV. Alterthümliche Merkwürdigkeiten. 266

XLVI. Mahumeds Biene. 272

XLVII. Vom Aberglauben mit den schmatzenden und käuenden — auch mit den blutsaugenden Todten. 280

XLVIII. Fortsetzung. 289

XLIX. Fortsetzung. 300

L. Der Ursprung des Aberglaubens von dem wütenden Heere. 305

LI. Von den großen amerikanischen Fledermäusen, welche den Leuten im Schlaf das Blut aussaugen. 311

LII. Naturgeschichte des Theebaums. 323

LIII. Fortsetzung. 332

LIV. Ein Stückchen Menschenhaut. 339

LV. Theologischer Unsinn aus dem vorigen Jahrhundert. 346

LVI. Das Menschenhaar. Seite 352

LVII. Fortsetzung des LVsten Stücks. 361

LVIII. Merkwürdige Vorfälle in der Natur und im Menschenleben 1788 in 1789. 369

LIX. Fortsetzung des LVIIIsten Stücks. 377

LX. Fortsetzung des LVIIsten Stücks. 382

LXI. Fortsetzung. 387

LXII. Die Flügelkolben einer Mücke. 393

LXIII. Die Eyer der langfüßigen Erdmücke. 399

LXIV. Ein Stückchen Flügel von der kleinen blauen Wasserjungfer. 405

LXV. Merkwürdigkeiten in der Bildung eines Hühnerauges. 412

LXVI. Das Netz einer Spinne: an eine Freundin. 417

LXVII. Vom Alpdrücken. 426

LXVIII. Was sind die sogenannten Weichselzöpfe. 432

LXIX. Wundergeschichte der Casa Santa oder des Häuschens der Jungfrau Maria, welches die Engel von Nazareth nach Loreto in Italien getragen haben. 437

LXX. Fortsetzung. 443

LXXI. Ein Paar ökonomische Lampen. 449

LXXII. Vom Aberglauben, das Gestohlene durch die Sympathie wieder herbeyzuschaffen. 455

LXXIII. Daß der Tarantelbiß, und die Heilung desselbe durch eine gewisse Art von Musik Fabel und Betrug sey. Seite 461

LXXIV. Fortsetzung. 467

LXXV. Fortsetzung. 473

LXXVI. Merkwürdigkeiten des Sommers 1789. 479

LXXVII. Fortsetzung. 487

LXXVIII. Fortsetzung. 495

LXXIX. Wie weit Einfalt, Aberglaube und Habsucht noch in unsern Zeiten gehen? 503

LXXX. Jerusalems Denkmal. 508

I.

Der, durch eine Trommel kurirte, Wahnwitzige.

Zuerst wieder einige physikalische, und Sittenmerkwürdigkeiten aus dem Menschenleben. Daß es möglich sey, einige zwanzig Jahre eine Krankheit der Seele in der Unterdrückung des Verstandes zu haben, und solche durch einen äußerlichen Lokalumstand, in einem Augenblicke wieder zu verlieren, kann folgendes Beyspiel darthun *).

„In der Nachbarschaft von York in Pensilvanien ereignete sich ein besonderer psychologischer Fall, der als ein Beweis angemerkt zu werden verdient, wie öfters kleine Veranlassungen den, eine Zeitlang durch unbekannte Ursachen unterdrückten Gebrauch des Verstandes wieder in seine vorige Freyheit, und gesunde Thätigkeit setzen können. Michael Car, der Sohn eines Landmanns aus hiesiger Gegend, war in

*) S. Schöpfs Reise durch einige der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten ꝛc. ꝛc. II. 33.

in dem vorletzten Kriege verschiedenemale mit gegen die Franzosen und Indianer zu Felde gezogen. Unglückliche Liebe verursachte, daß er erst melancholisch, und hernach völlig rasend wurde. In diesem Zustande brachte er verschiedene Jahre im pensylvanischen Hospitale zu Philadelphia zu. Da er etwas ruhiger geworden, führte man ihn zu seinen Aeltern zurück, und es waren nunmehr zwanzig Jahre verflossen, seitdem er im tiefsten Blödsinn, zu jeder Arbeit und Gesellschaft unfähig, als ein Gegenstand des Mitleidens, von seinen Freunden ernährt wurde. Von ungefähr zog im letzten Kriege ein Werber mit Trommelspiel und fliegender Fahne vor dem Ort seines Aufenthalts vorbey. Kaum hörte er die vormals gewohnte Kriegsmusik, als er plötzlich aufsprang, seine Lumpen von sich warf, mit aller vernünftigen Bescheidenheit um Kleider bat, und dem Werber folgte. Denn von diesem Augenblick an hatte und behielt er den vollkommenen Gebrauch seiner Verstandeskräfte wieder."

Wer kann das erklären, was in der Seele dieses verrückten Menschen seit zwanzig Jahren vorgegangen war, und was in einem Augenblicke durch das Spiel einer Trommel gehoben wurde? Sind wir uns nicht selbst ein Räthsel? Ich glaube denn doch, daß der Hang zum Militärstande bey ihm das Uebergewicht gehabt habe, und er, da ihn eine verunglückte Liebe melancholisch machte, zu früh von demselben abgezogen, und ins Lazareth gebracht sey. Wer hat den Menschen schon ausstudirt?

II.

Etwas über die Neger, und ihren Zustand.

Ob diese unglücklichen — durch Christenmenschen, ihre Brüder — unglücklich gemachten Menschen, in Freyheit zu setzen, oder in der Sklaverey zu erhalten sind: darüber ist jetzt, in England besonders, alles in Bewegung, und es ist Ehre für die Menschheit, daß gefühlvolle Menschen erwachen, für die Freyheit ihrer Mitmenschen, als der größten Lebenswohlthat, zu sorgen. Wie es bey solchen Gelegenheiten gehet; so sind darüber einige Partheyen entstanden, die es gegen einander bejahen und verneinen, nachdem der Gesichtspunkt ist, aus dem sie die Sache betrachten. Die Religion und Moral spricht laut das Ja für die Freylassung der Neger; die Politik und das Interesse Nein.

Ich überlasse es dem Ausspruch und den Empfindungen des Herzens eines Jeden, und begnüge mich jetzt, einige der neuesten Nachrichten von dem Zustande und Schicksalen dieser armen Geschöpfe, in Nordkarolina zu Wilmington nebst sehr vernünftigen und gegründeten Gedanken darüber, nach einem bewährten Augenzeugen *), anzuführen.

*) S. Schöpfs Reise nach Nordamerika II. 231.

„Am Tage nach unsrer Ankunft wohnten wir einer öffentlichen Versteigerung auf dem Courthouse (Rathhause) bey, wo mittelmäßige, zu Handelsgeschäfften vortheilhaft gelegene Häuser, für 60, 100, und 150 Pfund jährliche Miethe verlassen wurden.“

„Nach diesem wurden Neger, ebenfalls durch öffentlichen Ausruf, auf 12 Monate, gegen das höchste Gebot, vermiethet. Eine ganze Familie, Mann und Weib, und drey Kinder, wurden für jährlich 70 Pfund vermiethet; andere einzelne aber für 25, 30, 35 Pfund, nach Beschaffenheit ihres Alters *), Stärke, Geschicklichkeit und Brauchbarkeit. In Nordkarolina rechnet man im Durchschnitt, daß ein Neger seinem Herrn jährlich ungefähr 30 Pfund Current (180 fl. rhein.) einbringen müsse, weil dieses das Mittel der gewöhnlichen Miethpreise ist. In Westindien schätzt man den reinen Profit, welchen die Arbeit eines Negers seinem Herrn einbringt, auf 25—30 Guinéen, und in Virginien nach Beschaffenheit des Landes, auf 10, 12, 15 Guinéen im Jahre.“

„Die hiesige Unterhaltung eines Negers ist nicht kostbar; denn man giebt ihnen täglich nur ein Quart Mays, und selten etwas Fleisch oder gesalzene Fische.

*) Wie will man doch das eigentliche Alter eines Negers in seinem Vaterlande erfahren und bestimmen können? Es muß doch immer nur nach Ansehen, Kräften, ungewissen Zeugnissen, u. s. w. aufs Gerathewohl bestimmt werden.

sche. Nur die Neger, welche zur Bedienung im Hause gehalten werden, haben sich einer bessern Verpflegung zu erfreuen. Gutgesinnte Herren kleiden ihre Neger jährlich einmal, und geben ihnen einen Anzug von grobem wollenen Tuch, zwey grobe Hemden, und ein Paar Schuhe. Aber die, welche die größten Heerden davon haben, halten sie am schlechtesten, lassen sie meistens nackend oder in Lumpen gehen, und gewöhnen sie, so viel möglich, zum Hungern, verlangen aber doch stete Arbeit. Wer einen Neger miethet, giebt auf der Stelle eine Verschreibung des Miethpreises, welcher nach Verlauf der Miethzeit bezahlt werden muß, sollte auch unterdessen der gemiethete Neger krank gewesen, oder weggelaufen seyn. Der Miethende muß ferner die Kopfsteuer für den Neger bezahlen, und ihm Kleider und Nahrung geben. Ein Neger ist also ein Kapital, welches man zu sehr hohen Zinsen ausleihet; aber wegen Entlaufens und Sterbens auch ein sehr unsicheres."

„Andere Neger wurden verkauft, und zwar zu sehr verschiedenen Preisen, von 120 — 160 — und 180 Pfund, also zu 4 — 5 bis 6 mal des mittlern jährlichen Miethlohns. Ihren Werth bestimmen Alter, Gesundheit und Fähigkeiten. Ein Faßbinder, welches unter den Pech- und Theersiedern ein unentbehrliches Gewerbe ist, kam seinem Käufer auf 250 Pfund, und dessen funfzehnjähriger, zu der nämlichen Arbeit erzogene Sohn, auf 150 Pfund *)

Pfund *) zu stehen. Der Vater wurde zuerst ausgeboten. Die Besorgniß, daß sein Sohn einem andern Käufer zufallen, und von ihm getrennt werden möchte, war ihm schmerzhafter als die Furcht, einen harten Herrn zu bekommen. „Wer mich kauft, rief er unablässig, muß auch meinen Sohn kaufen" — und es geschahe, wie seine Vaterliebe es wünschte. Denn sein Käufer war, wenn auch nicht aus Bewegungsgründen von Menschlichkeit oder Mitleiden, doch aus Rücksichten seines Vortheils, dazu genöthiget. — Eine rührende Scene der Menschheit! — Ein ältlicher Mann, und sein Weib wurden für 200 Pfund hingegeben. Aber nicht immer sind diese armen Geschöpfe so glücklich, in Gesellschaft der Ihrigen verkauft zu werden. Oft wird der Mann seinem Weibe, die Kinder ihrer Mutter entrissen, wenn es dem Vortheil des Käufers oder Verkäufers besser entspricht, und man achtet ihrer kläglichen Bitten nicht, womit sie ihre Trennungen zu verhindern suchen."

„Man kann nicht ohne Mitleiden und Theilnehmung diese armen Kreaturen da auf einem erhöheten Platze zur Schau ausgestellt sehen, wo sie von den Kauflustigen genau befühlt und besehen werden. **) Kum-

*) Nämlich Pfund Sterling, das Pfund zu 6 Rthlr. also 250 machen 3000, und 150 Pfund 1800 Thlr. Gewiß ein hoher Preis!

**) Wie auf einem Viehmarkte! Wie entehren Menschen ihre eigene Würde!

Kummer und Verzweiflung blickt aus ihren Minen, und sie müssen ängstlich erwarten, ob sie einem hartherzigen Barbaren oder einem Menschenfreunde zufallen. Aergerliche und unanständige Fragen und Scherze erlaubt man sich bey dem Ausbieten der Negerinnen. Der Auktionator bemühet sich, die Stärke, Schönheit, Gesundheit, Geschicklichkeit, Treue, Nüchternheit, und alle Tugenden seiner Waare aufs beste herauszustreichen, um sie desto höher an den Mann zu bringen. Die ausgebotenen Neger hingegen widersprechen eben so eifrig jeder guten Eigenschaft, die man von ihnen rühmt, klagen über Alter, über ausgestandenes Ungemach und Krankheiten, und versichern, man werde sich an ihnen verkaufen, und sie wären kein so hohes Gebot werth: weil sie wohl wissen, daß je theurer sie bezahlt werden, desto mehr Arbeit und Abnutzung man von ihnen erwartet."

Welcher Contrast! Wer handelt am ehrlichsten? Haben diese armen Leute nicht auch Selbstliebe? Ist es ihnen zu verargen, wenn sie für sich selbst sprechen, und ihr Schicksal, das sie leider aus der Erfahrung nur allzugut kennen, zu erleichtern suchen?

„Um die Verbesserung ihres Zustandes haben sich besonders die Quäker *) in Amerika schon lange,

*) Ein verhaßter Name, den sie durch ihre edlen menschlichen Thaten widerlegen. Viele haben schon ihren Negern die Freyheit gegeben, und halten sie wie Kinder, wie Walter Mifflin, Bertram, und andere mehr. S. den ersten Theil der Briefe eines amerikanischen Landsmanns nach meiner Uebersetzung.

aber immer vergeblich, bemühet. Noch kürzlich hatte einer von ihnen, ein Mitglied der virginischen Assembly, Muth und Menschenliebe genug, einen öffentlichen Antrag auf die Freylassung der Negersklaven zu machen. Es gelang ihm aber diesmal nicht." *)

„In

*) In Virginien aber ist nun wirklich die Sklaverey aufgehoben, und es dürfen keine Neger mehr eingeführt werden. Man hat Schulen für ihren Unterricht, und Gesellschaften errichtet, sie gegen die Härte ihrer Herren zu beschützen. Es sind nach den neuesten Einrichtungen 1788 und 89 scharfe Gesetze gegen die gegeben, welche einen Sklaven einführen, oder die noch existirenden unmenschlich behandeln. Sogar die Todesstrafe für den, der einen Neger so behandelt, daß er stirbt. So ist auch in Pensylvanien allen Negersklaven die Freyheit ertheilet, die seit der Independenz-Erklärung in dieser Provinz geboren werden. Mehr Ehre für die Staaten, als die im letzten Kriege erworbene Lorbern! Die Verbreitung günstigerer Gesinnungen gegen die Neger bewirkten und unterstützten vorzüglich, schon vor mehreren Jahren, Anthony Benezet, (S. Briefe eines amerikanischen Landmanns I Theil S. 9. nach meiner Uebersetzung) durch: a short Representation of the calamitous State of the enslaved Negroes in the British Dominions. Philadelph. 1766. 8. und D. *Rush's* Address to the Inhabitants of the British Settlements in America upon Slave-Keeping. Philadelphia 1773. 8. — Beyde sprachen laut für die Rechte der Menschheit und Freyheit der Neger. Ihnen folgten bald mehrere Schriften und Aufsätze, welche die anfänglich angefeindeten Aeußerungen dieser edlen und menschlichgesinnten Männer noch fester begrün-

„Indessen aber die Quäker erwarteten, daß die Obrigkeiten ihren wiederholten und menschenfreundlichen Vorstellungen Gehör geben, und durch allgemeine Verordnung die Leibeigenschaft der Afrikaner gänzlich aufheben sollten, haben einige einzelne Glieder dieser Gemeinen es für Gewissenssache gehalten, andere durch Beyspiele zu einem so löblichen Zwecke zu ermuntern. Doch wurden gemeiniglich ihre wohlwollenden und edlen Absichten durch die Verderbtheit der Sitten, die unter den Negern herrscht, (die aber nicht ärger ist, als man bey der rohen Erziehung, und dem gänzlich vernachläßigten Unterricht derselben erwarten muß, — Sehr wahr!) vereitelt.“

„Ein reicher alter Quäker, welcher bey Richmond in Virginien lebte, schenkte allen seinen Negern die Freyheit, jedoch unter der Bedingung, daß sie bey ihm bleiben, und gegen sehr billiges Tagelohn arbeiten sollten. Alle versprachen es heilig, so bald sie aber ihre Freybriefe hatten, verließen ihn die meisten. Ein anderer reicher virginischer Quäker gab ebenfalls seinen Negern die Freyheit, und jeder Familie ein Stück Land, worauf sie sich durch ihre Arbeit,

begründeten und allgemeiner bekannt machten. Seit jener Zeit wurde die Verbesserung des Zustandes der Neger immer im Gesicht behalten, und scheint nun in langstgewünschte Wirksamkeit zu kommen. S. den 3ten Theil der Briefe eines amerikanischen Landmanns, nach meiner Uebersetzung. Virginien.

gegen Erlegung eines jährlichen Grundzinses, wie andere Miethleute nähren konnten. Sie fiengen zwar an, solches zu thun; da sie aber die gewohnte strenge Aufsicht nicht mehr über sich fühlten, und moralische, religiöse Grundsätze, welche sie nicht kannten, sie nicht in der gehofften Ordnung hielten, an die sie vorher nur durch Zwang gewöhnt waren; so entsprach auch dieser Versuch den Absichten des guten Quäkers nicht, und er sahe sich, und seine Ländereyen bald von seinen freygegebenen Negern verlassen.“

„Man erzählt mehrere dergleichen Beyspiele, um dadurch zu beweisen, wie sehr die Neger überhaupt unfähig wären, gehörigen Gebrauch von den ihnen zugedachten Vortheilen der Freyheit zu machen, und um die so ganz ungegründete Meynung von ihrer natürlichen Bestimmung zur Knechtschaft zu unterhalten. Es ließen sich wohl eben so viele Beyspiele von freyen Negern anführen, welche sich sittlich betragen, und ordentlich und fleißig nähren. Daß man dieses aber freylich nicht von allen sagen und erwarten könne, davon liegt der Grund einzig und allein in der äußersten und vorsätzlichsten Vernachläßigung der Erziehung ihrer Jugend, und die Neigung zur Trägheit, Dieberey und Untreue, welche man ihnen zur Last legt, sind die unvermeidlichen Folgen der Sklaverey. Man läßt sie aufwachsen, wie anderes Vieh, und lehrt sie keine andere Gebote kennen, als den strengsten Willen ihres Herrn, und keine andere Bewegungsgründe

ihrer

ihrer Handlungen, als die Geißel. Man sagt, der Neger sey von Natur träge zur Arbeit, könne nur durch Zwang und strenge Aufsicht dazu gewöhnt werden, und sey daher, sich selbst überlassen, ein unnützes und lästiges Mitglied für die übrige bürgerliche Gemeinheit. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Afrikaner von seinem Vaterlande, wo ihm die gütige Natur fast alles, was er zu seiner Erhaltung bedarf, freywillig darbietet, keine große Neigung zu angestrengter und mühsam anhaltender Arbeit mitbringe. Es läßt sich aber keine vernünftige Ursache einsehen, warum der, gewaltsamer Weise nach Amerika versetzte Neger, das mit Eifer und Lust thun soll, was der amerikanische Pflanzer selbst nicht thun mag: warum jener im bittern Schweiß seines Angesichts, und bey höchst kärglicher Nahrung, das Feld bauen soll, damit dieser seine Tage in Ruhe und Wohlleben verprasse?" *)

„Sollte ich die Rechte der Europäer, die Neger zu ihren Sklaven zu machen, sagt Montesquieu, vertheidigen; so wüßte ich nur folgende Gründe. — Die Europäer, nachdem sie die eingebornen Amerikaner verdrängt und ausgerottet haben, sind genöthiget, die Afrikaner ins Joch zu spannen, um so große Strecken Landes anzubauen." — Zucker, Indigo, Reiß, u. s. w. würden zu theuer seyn, wenn sie

*) Dieses alles ist der rechte Gesichtspunkt, aus welchem die für und wider bestrittene Sache von der Freylassung der Neger zu nehmen ist.

sie anders, als durch Leibeigene sollten gezogen werden. — Diese Kreaturen sind schwarz, und haben so flache Nasen, daß man sie unmöglich bemitleiden kann. — Es ist schwer zu glauben, daß der weise und gütige Schöpfer einem so schwarzen und häßlichen Körper eine Seele, viel weniger eine gute Seele, gegeben habe. — Die Neger schätzen Glasperlen höher als Gold, welches deutlich beweiset, daß sie unvernünftige Wesen sind. — Es ist unmöglich, diese Geschöpfe für Menschen gelten zu lassen; denn wir setzen uns sonst dem Verdacht bloß, daß wir keine Christen sind.

III.

Naturhistorische Beweise, daß die Neger so gut Menschen sind, und öfters bessere Fähigkeiten haben, als wir.

Es giebt allerdings ächte Neger, deren Gesichtslinie sehr mit der Europäischen zusammenfließt. Ein reisender Naturforscher *) hat sich davon durch mehr, als eine Erfahrung, sowohl in leblosen Beyspielen von Negerschedeln, als von lebendigen Personen

*) Herr Profess. **Blumenbach** in einigen naturhistorischen Bemerkungen bey Gelegenheit einer Schweizerreise. S. Lichtenbergs Magazin für das Neueste der Physik ꝛc. ꝛc. IV. B. 3tes St. S. 1 ff.

sonen männliches und weibliches Geschlechts überzeugt. Er sahe in dem Hause eines vornehmen Herren in Yverdun ein rücklings stehendes Frauenzimmer, von der Schönheit eines Wuchses, der auffallend war. Da sie sich auf seine Ansprache umwandte, fand er an ihr eine Negresse von einer Gesichtsbildung, die ihrem Wuchse auf das vollkommenste entsprach. Ein Gesicht, das durchaus — selbst in der Nase, und in den etwas stärkern Lippen — doch sogar nichts auffallendes, geschweige denn unangenehmes hatte, so daß die gleichen Züge bey einer weißen Haut gewiß allgemein gefallen haben müßten. Zu dem allen aber nicht nur die aufgeweckteste munterste Lebhaftigkeit bey einem sehr gesunden Verstande; sondern, wie er bald nachher erfuhr, oben drein ausnehmende Einsicht und Geschicklichkeit in — der Entbindungskunst. Denn sie war in der welschen Schweiz als die beste Hebamme berühmt. Von ihrem Herrn, der außerdem noch einen bildschönen Neger in Diensten hatte, hörte er, daß sie eine Creole aus St. Domingo sey, ihre beyden Aeltern aber aus Congo wären; mithin auch nicht so schwarz, als die Senegambischen Mohren.

Seit der Zeit hat er Gelegenheit gehabt ziemlich viele Neger zu sehen und zu sprechen, und drey Negerschedel, und eine Menge anderer Präparaten von Negern, in seine Sammlung zu bekommen, und ist durch das alles, in Verbindung mit dem, was er sich darüber aus Reisebeschreibungen bekannt gemacht

macht, immer mehr von der Wahrheit folgender beyden Sätze überzeugt worden:

1. Daß zwischen Neger und Neger, sowohl in der Farbe, als besonders auch in Rücksicht ihrer Faciallinie, eben so viele, wo nicht mehr Verschiedenheit vorwaltet, als zwischen manchen der übrigens noch so ächtesten Neger, und anderer Menschenvarietäten.

2. Daß die Neger in Rücksicht ihrer natürlichen Geistesanlagen, und Fähigkeiten, gerade um nichts, dem übrigen Menschengeschlechte nachstehen.

Die drey Negerschedel, die er besitzt, geben bey der äußerst auffallenden Stufenfolge, womit ihre Gesichtslinie von einem zum andern übergeht, einen sehr sinnlichen Beweis für den ersten der obigen Sätze. Der eine aus Neu-York, zeichnet sich durch einen so hervorragenden Oberkiefer aus, daß, wenn alle Neger so aussähen, man in Versuchung gerathen könnte, zu muthmaßen: sie möchten wohl gar einen andern Adam gehabt haben, als unser einer. Der dritte hat eine nur so wenig schräge Gesichtslinie, überhaupt eine so wenig ausländische Gestalt, und ist hingegen vom vorigen so äußerst verschieden, daß, wenn ich nicht den ganzen unversehrten Kopf, wie er so eben von der frischen Leiche abgeschnitten war, selbst zergliedert hätte, ich anstehen würde, ob ich ihn auch wirklich für einen ächten Neger halten sollte. Der zweyte steht völlig in der Mitte zwischen beyden, und hat etwas von der nahen Verwandtschaft mit den Abeßyniern; ja er scheint, nach den euro-

europäischen Begriffen von Schönheit den häßlichen Negern näher zu stehen, als den so wohl gebildeten, als die obige Negresse, oder der frisch zergliederte Kopf, oder wie so viel tausend andere von guter, wenig von der europäischen verschiedenen, Gesichtsbildung.

Wirklich wie so tausend andere: — denn was hier von der ziemlich europäischen Gestaltung so vieler Neger gesagt ist, ist weiter nichts, als Bestätigung einer längst bekannten Wahrheit, die so oft schon von beobachtenden Reisenden angemerkt ist, und von welchen er doch ein Paar, als Zeugen, mit Grunde anführen durfte.

So z. B. le Maire: *) „die Schwärze ausgenommen, giebt es eben so schön gebildete Negressen, als unter unsern europäischen Damen.“ So Leguat: **) „in Batavia habe ich verschiedene junge Negressen angetroffen. — Ein Gesicht, ganz wie die europäischen.“ So Andanson ***) von den senegambischen Negressen: „Die Weiber haben fast eben den Wuchs wie die Männer, und sind eben so gut gebildet. Die Haut ist ausnehmend fein und sanft. Die Augen schwarz, und gut gespalten. Der Mund, die kleinen Lippen, und die Gesichtszüge sehr proportionirt. Einige sind vollkommene Schönheiten. Sie besitzen auch viel Lebhaftigkeit, und

*) Voyages aux Cap verd, Senegal, et Gambie. S. 161.

**) Reise. II. 136.

***) Naturgeschichte von Senegal. S. 22.

und überhaupt ein so freyes Wesen, daß man sie nicht ungern siehet.“ So endlich Hr. de Ulloa: *) „unter den Negern haben einige dicke aufgeworfene Lippen, eine platte Nase, und tief im Fleische liegende Augen, die man insgemein Getudos nennt, und statt der Haare Wolle. Andere, deren Farbe völlig so schwarz, als der vorigen ihre ist, und deren Gesichtszüge, besonders in Ansehung des Mundes, der Nase und der Augen, den Weißen ähnlich sind, haben schlichte, aber dicke Haare.“

Eben so unwiderredlich und zahlreich sind die Zeugnisse und Beyspiele zum Erweis des zweyten der obgedachten Sätze: nämlich von dem gesunden Verstande, und den guten natürlichen Anlagen und Geistesfähigkeiten der Neger. Ihr erstaunliches Gedächtniß, ihre viel umfassende Geschäftsthätigkeit, ihre Verschlagenheit im Handel, zumal mit Goldstaub, wobey selbst die erfahrensten europäischen Kaufleute nicht immer genug auf ihrer Hut seyn können, sind allgemein bekannte Dinge, und bedürfen keines Zeugen mehr. Eben so bekannt ist die ausnehmende Anlage der Sklaven zu Erlernung aller Art von feiner Handarbeit. So ihre musikalischen Talente, da man Beyspiele hat, daß Neger die Violine so meisterhaft gelernt, und so viel damit verdient, daß sie sich für große Summen frey kaufen konnten. Vom poetischen Genie derselben sind Beyspiele aus beyden Geschlechtern bekannt. Herr von Haller gedenkt

*) Noticias americanas II. 92. nach Dieze's Uebers.

denkt einer Negresse, die Dichterin war. Ein Muster von den lateinischen Gedichten des Neger Francis Williams, eines wackern Schulmannes, stehet in der Historie von Jamaika. Der Neger Ignatius Sancho ist neuerlich durch seine interessanten Briefe allgemein bekanat geworden. Nun noch ein Paar Beyspiele von den Anlagen und Fähigkeiten dieser unsrer schwarzen Brüder in wissenschaftlichen Kenntnissen. Der protestantische Geistliche Jac. Joh. Eliza Capitein war bekanntlich ein Neger, ein kundiger Schriftgelehrter und braver Redner. Als Hr. Prof. Hollmann noch in Wittenberg war, hat er einen Neger zum Dr. der Weltweisheit creirt, der sich sowohl in Schriften, als auch im Dociren vortheilhaft gezeigt hat, und nachher als königl. preuß. Hofrath nach Berlin gekommen ist. Dieser Neger hieß Amo. In seinem, im Namen des akademischen Concilii gedruckten Leben, wie auch in dem Glückwunsche des Präses bey seiner Disputation, erhält er große Zeugnisse seiner Talente, seines Fleißes, seiner Rechtschaffenheit, und seines Bestrebens, auch andern nützlich zu werden. Wie viele haben sich auch in der praktischen Medicin hervorgethan? Endlich zählt auch die Pariser Akademie der Wissenschaften einen Neger unter ihren Korrespondenten, Hrn. Lislet in Isle de France, der in Genauigkeit mereorologischer Beobachtungen viele übertreffen soll.

Es sey mir erlaubt, diesen bündigen Zeugnissen noch einige aus einer der neuesten Reisebeschreibun-

gen *) beyzufügen. Außer der ganzen Geschichte ihrer Lebensart und vielen Proben ihrer Verschlagenheit im Handel, will ich nur zwey Beweise anführen. Sie spielen nicht allein verschiedene Instrumente; sondern sie skeletiren auch Menschenköpfe, die sie als Siegeszeichen erhalten haben, mit großer Geschicklichkeit.

Ihr natürlicher sittlicher Karakter ist auch nicht so sehr verderbt, daß nicht viele unter ihnen Proben der seltensten Dankbarkeit und Treue gegen ihre Herren sollten abgelegt haben. Als Walter Mifflin **) seinem Neger Jacob die Freyheit gab, und sich unter den vortheilhaftesten Umständen von ihm trennen wollte; so war er durch nichts zu bewegen, ihn zu verlassen. Er wollte lieber Sklav bleiben. „Ach! rief er, wie gut sind sie? Eben darum kann ich mich nicht von ihnen scheiden. — Und wenn ich krank werde? Wer wird denn so für mich sorgen, als unsere gute Frau, wenn sie mich besuchte, und sagte: guter Junge! sey gutes Muths! Der Arzt wird bald kommen. Geduld ist das erste Mittel, bald wieder gesund zu werden.“

Im dritten Bande der Briefe eines amerikanischen Landmanns, im sechsten Briefe, der aus lauter Anekdoten bestehet, finden sich einige von der aus-

*) S. Iserts Reisen nach Guinea. S. 97. 238.

**) S. Briefe eines amerikanischen Landmanns I. S. 13. nach meiner Uebersetzung.

ausnehmenden Treue der Neger, bis zur Aufopferung des Lebens.

„Ein Landmann in der Gegend von Bristol, einem kleinen Städtchen, fünf Meilen von Philadelphia, starb, und hinterließ eine Wittwe mit sechs Kindern. Er hatte nur einen Neger, den Mitgehülfen seiner ersten Arbeiten, dem er kurz vor seinem Tode die Freyheit gegeben hatte. Allein die Dankbarkeit des großmüthigen Afrikaners gieng so weit, daß er sich, auch in seiner Freyheit, durch die feyerlichste Versicherung, aufs neue zum Dienst der Wittwe und Kinder verpflichtete, ohne dafür die geringste andere Vergeltung zu fordern, oder zu verlangen, als daß sie ihn, wie sich, speisen und kleiden mochten. Es geschahe, aber nach seinem Tode ließ ihm die Wittwe ein Denkmal setzen, und auf seinen Leichenstein schreiben:

„Hier ruhet Johann, aus Trenton in Neu-Jersey: d. 17ten May 1703 geb. und den 29sten Octob. 1770 gestorben, der auf 32 Jahre der beste und treueste Sklav gewesen, und dessen Klugheit, Rath, Fleiß und Dankbarkeit, seit seiner Freylassung, die einzige Stütze in meinem Witwenstande, und der Jugend meiner Kinder geworden ist.“

M. P.

Ein General aus Neu-England wollte sich, kurz vor der Kapitulation von Saratoga mit der Armée des Gates vereinigen, und hatte einen Neger bey

sich, der ihn auf dem Wege fragte: „darf ich mich unterstehen, meinen Herrn zu fragen, warum wir eine so weite Reise thun? — Freyheit und Unabhängigkeit zu erstreiten. — „Ach! kann ich denn nicht auch mit streiten, um die meinige zu erhalten?“ Du sollst sie ohne Schwertschlag haben, erwiederte sein Herr, reichte ihm die Hand und sagte: von diesem Augenblick an bist du so frey, als ich — und er diente ihm mit ungleich größerer Treue, als zuvor.

Der brave Oberste Green, der sich im Fort Red-Bank gegen die Hessen so tapfer wehrte, wurde lange nachher von einer englischen Parthey, nachdem er sich schon ergeben hatte, in einem Hause massacrirt. Bevor sie ihn aber angreifen konnten, mußten sie erst seinen Neger tödten, der sich über ihn breitete, und ihn, bis in den letzten Augenblick mit seinem Körper bedeckte. *)

Ich weiß nicht, ob wir in Europa viele solche Beyspiele aufweisen sollten.

*) In den angezogenen Briefen, 17te, 22ste und 23ste Anekdote des 6ten Briefes, im 3ten Bande.

IV.

Wie weit ein Mensch in seinem Affekt gehen kann? oder das hölzerne Bein aus Liebe. *)

Ein angesehener Engländer, Sir Thomas Dolsey, war schon nahe an Vierzig, und bisher gegen alle Schönen unempfindlich gewesen. Er rühmte sich seiner Misogynie, und war fest entschlossen, diese Unempfindlichkeit lebenslang beyzubehalten. Vergebens bemüheten sich seine Freunde, eine Leidenschaft für einen schönen Gegenstand bey ihm zu erwecken — er bot allen Versuchungen Trotz, und suchte dagegen allerley Zerstreuungen. Allein die Natur behauptete ihre Rechte, und die Zeit kam end-

 lich

*) Ich habe diese Anekdote in dem Intelligenzblatt zu der Jenaischen allgemeinen politischen Zeitung 1789. Nr. 7. gefunden, und wünschte, daß der V. die Quelle davon angegeben hätte, weil sie wirklich vielen unglaublich vorkommen wird. Wenigstens wird mancher denken, in die alten Ritterzeiten versetzt zu seyn, da es einem Donquischotte ein leichtes war, für seine getraumte Dulcine'e Hals und Beine zu brechen. Ist sie nach allen Umständen wahr, wie es die Namen und Umstände fast wahrscheinlich machen; so ist sie ein Beweis, wie weit ein Mensch einer, ohnehin zu allem Uebertriebenen aufgelegten Nation, als ein Engländer, in seinem Affekt gehen kann?

lich, daß auch dieser halzstarrige Hagestolz der Liebe huldigte.

Sir Thomas zerstreuete sich einige Tage mit der Jagd, und der Mann mit eiskaltem Herzen ließ sich nicht träumen, daß er auf der Jagd verliebt werden sollte, da man ihr Schuld giebt, daß sie alle Zärtlichkeit ersticke. Zufälliger Weise kam er an eine Holländerey, deren einfache Einrichtung ihn vermuthen ließ, daß Leute von Stande sie bewohnen müßten. — Er introducirte sich, und fand seine Vermuthung erfüllt. Eine Wittwe, die durch Processe einen ansehnlichen Verlust erlitten, hatte sich mit ihrer einzigen Tochter Lucie, diese Holländerey zum Aufenthalt erwählt. Miß Lucie war ein Frauenzimmer, welcher der Preis der Schönheit gebührte. Die höchsten Vollkommenheiten ihrer Reize — vortreffliche Eigenschaften ihres Gemüths, und ihr durchdringender Verstand, hatten ihr allgemeine Achtung erworben.

Kaum hatte sie Dolsey gesehen, so ward er auch in sie verliebt, und durch öfteren Umgang endlich so ganz für sie eingenommen, daß er es wagte, seine Leidenschaft zu gestehen, und einen Antrag zu einer rechtmäßigen Verbindung zu machen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er eine abschlägige und so bestimmte Antwort erhielt, die ihm auch nicht die geringste Hoffnung für die Zukunft hinterließ. — Er wandte sich an Luciens Mutter, und diese antwortete ihm mit sichtbarer Verlegenheit: sie hätte es ihrer Tochter ganz überlassen, hierin nach eige-

eigenem Wohlgefallen zu handeln. Die Standhaftigkeit des Liebhabers wurde dadurch nicht erschüttert, und er gieng nun, mit Thränen in den Augen, einen neuen Antrag an Lucien zu thun. Er erhielt aber die nämliche abschlägige Antwort. Doch bekannte sie ihm dabey ganz aufrichtig, daß, wenn sie einen Gatten wählen könnte, — er gewiß allemal den Vorzug vor andern haben würde. Es sey ihr aber nicht erlaubt, daran zu gedenken.

Vergeblich bemühete er sich, ihre standhafte Erklärung durch die Aeußerung ihrer Mutter zu entkräften, und manchen andern Bewegungsgründen, die sie haben könnte, durch die aufrichtigste Zärtlichkeit zu begegnen. — Alles war vergebens. Dolsey machte sich nun in seiner Einsamkeit tausenderley Vorstellungen, was doch die geheimen Ursachen dieses Widerstandes seyn müßten, und vermuthete endlich gar, daß ein vorhergegangener Fehltritt schuld daran seyn möchte. Er eilte also wieder zu seiner Geliebten, und suchte ihr seinen Argwohn, mit aller Schonung und Delikatesse, welche ein zärtlicher Liebhaber in solchen Fällen seinem Vortrage zu geben weiß, zu verstehen zu geben; aber nichts, fügte er hinzu, soll mich abhalten, meiner Liebe getreu zu bleiben. — Lucie konnte sich der Thränen nicht enthalten, versicherte aber ihren Liebhaber, daß sie sich nie etwas zu schulden kommen lassen, darüber sie zu erröthen Ursache hätte. Dolsey wurde durch Luciens Thränen bis in sein Innerstes erschüttert, warf sich zu ihren Füßen, und beschwor sie, ihm

das Geheimniß ihres Widerstandes zu entdecken. Lucie wurde von der anhaltenden Beständigkeit ihres Liebhabers so gerührt, daß sie ihm das Geheimniß nicht länger vorenthielt, und ihm mit vieler Wehmuth erzählte, wie sie vor einigen Jahren einen schweren Fall gethan habe, und daß sie auf keine andere Art davon gänzlich wieder hergestellt werden können, als durch die Abnehmung des Beins: — sie habe nun ein hölzernes Bein — und dieses wäre das Hinderniß, das sie von aller ehelichen Verbindung abhalte. Eine Gattin mit einem hölzernen Beine würde nicht lange gefallen, und eine, mit Ekel vergiftete Ehe, könnte nicht glücklich und vergnügt bestehen.

Allein Dolsey's Liebe konnte durch nichts mehr wankelmüthig gemacht werden. „Ich verehre ihre Talente, ihre Reize, ihre Tugend, Lucie! rief er aus, und ihr Herz, das mich lieben wird, ist mir Bürge für allen Wankelmuth.“ Aber alle seine Betheurungen, Ueberredungen und Widerlegungen konnten Lucien von ihrem Entschlusse nicht abbringen, — sie war schlechterdings unbeweglich. Auf einmal stand Dolsey auf, — ich muß gehen, ich muß sie verlassen, Lucie! rief er, ich muß nach London zurück kehren; aber ich werde sie in kurzem wieder besuchen, — und ich hoffe, Lucie! ich hoffe, sage ich, daß sie mir dann nichts mehr werden entgegen zu setzen haben, und alle Hindernisse unserer Ehe verschwinden werden. —

Kaum aber wird man sich den Entschluß, welchen Dolsey gefaßt hatte, denken können, — und nur ein tobender — brausender Engländer, war im Stande, in seinem Affekte so weit zu gehen! Dolsey war kaum angekommen, als er nach einem Chirurgus sandte, den er mit Gewalt, Drohungen und großer Belohnung dahin vermochte, daß er ihm das linke Bein abnehmen mußte. Bey seinem gesunden Körper war er bald geheilt, und nun eilte er, im Triumph mit seinem hölzernen Beine, das sein Strumpf verbarg, zu seiner einbeinichten Lucie zurück. — Nun, Lucie! rief er schon beym Eintritt aus, bestehen sie noch immer auf ihrem Entschlusse? — Immer und ewig, erwiederte sie. Nun, das freuet mich in der Seele, und nun bin ich gewiß, sagte er, daß ich der Ihrige seyn werde. Sehen sie hier, Lucie! eine geringe Probe meiner feurigen Liebe. — Ich habe auch ein hölzernes Bein! — Gott im Himmel? was haben sie gethan, Dolsey! und erschrocken und betäubt sank sie in die Arme ihres zärtlichen Liebhabers. — Mit einem ächten englischen Phlegma, erzählte er ihr nun den ganzen Vorgang — und noch an demselben Tage vollzogen sie ihre Verbindung am Altare, und genossen — trotz ihrer hölzernen Beine, die süßen Freuden einer zärtlichen Liebe." —

Aller Wahrscheinlichkeit nach möchte dieses Liebespaar mit den hölzernen Beinen wohl das einzige in der Welt seyn. Schwerlich dürfte Dolsey viele Nachfolger haben. Ist die Liebe die süßeste Schwär-

merey, die auch so gar alle Schmerzen des Körpers zu Opfern macht; so darf man sich nicht mehr wundern, daß sich Origenes aus religiöser Schwärmerey und aus einer übel verstandenen Schriftstelle *), um des Himmelreichs willen, selbst kastrirt habe.

V.

Luxus-Proben aus der Römer Zeiten **).

Man kann den Luxus unserer Zeiten nicht besser demüthigen und beschämen, als wenn man ihn entweder in seiner ganzen Lächerlichkeit und Einfalt darstellt, oder die Folgen vor Augen legt, die er in den ältesten Zeiten ganzen Völkerschaften zugezogen, — und die er noch hat.

Denn es gehört wirklich nur wenig Verdienst, eine gute Portion Eitelkeit und Unsinn, und viel Geld dazu, wenn man den Luxus recht hoch treiben will. In manchem Hause herrscht derselbe auf die poßierlichste Art. Das Haus, worin der Vater als ein Biedermann lebte, und sich ganz einfach kleidete — das Haus, worin der Vater durch Fleiß, Ord-

nung

*) Matth. 19, 12. S. Zimmermann über die Einsamkeit. II. 307. 308.

**) S. Bertuchs und Kraus Pandora, oder Luxus- und Modenkalender 1787. S. 78.

nung und Mäßigkeit dasjenige erwarb, was der Herr Sohn mit vollen Händen wegwirft, fällt auf diesen Sohn. Wer könnte in einer altväterischen Kaserne eines solchen Spießbürgers wohnen? Ich habe auf der Messe in Frankfurth, Leipzig und Braunschweig, andere Bauarten gesehen. Das Haus wird modern gebauet, und an die Reparatur desselben allein einige tausend Thaler gewendet. Bloß, damit es heißen möge: der Mann hat das beste Haus in der Stadt, und kann es andern zuvorthun. Ich habe wohl eher von einer bürgerlichen Dame gehört, die den Mann herzlich schlecht hielt; aber bis zur Raserey verschwendete, wenn sie andern, zur Bewunderung und zum Neide auftischen konnte: es sey eine große Gnade von Gott, mit Adlichen umzugehen.

Was die traurigen Folgen des Luxus betrifft; so mögen die Beyspiele der Römer reden. Als diese Nation noch mäßig und arbeitsam lebte, und der Held selbst den Pflug regierte, war sie unüberwindlich. So bald aber Luxus und Schwelgerey einrissen, erschlafften nach und nach ihre Kräfte, Sie wurden weibisch, Weichlinge, und ein Spott ihrer Feinde. Nichts ist lächerlicher, als was die Sinnlichkeit für Erfindungen machte, den Luxus einzuführen? In der Poßierlichkeit mancher Moden scheinen sie unsere Zeiten noch zu übertreffen, und die Pandora, oder der Luxuskalender wird für die Nachwelt ein ewiges Denkmal des achtzehnten Jahrhunderts bleiben, worin sich auf der einen Seite die

Ver-

Vernunft bemühte, aufzuklären; auf der andern aber Thorheit und Unsinn, ihr entgegen zu arbeiten.

Als die Römer den Luxus anfiengen und übertrieben; so war das erste, daß sie in Gastereyen ausschweiften, und die prächtigsten Speisesäle anlegten. Einige, als Lucull, hatten sogar mehrere solche Säle in ihrem Hause, deren jeder den Namen einer Gottheit führte, und worin jedesmal eine andere Etikette, andere Möblen, Bedienungen, und Gerichte üblich waren. Der Haushofmeister richtete sich auch jedesmal nach den, für jeden Saal bestimmten Kosten. So kostete z. B. ein Souper, nach unserer Art zu reden, im Saale des Apollo, 50000 Drachmen, oder 6250 Thaler sächsisches Curant. Mich wundert, daß unsere Luxusbrüder noch nicht auf diesen Einfall gerathen sind, ihre Zimmer, und Gartenhäuser nach den Göttern, oder nach den Musen und Gratien zu benennen, und ihre Schmausereyen darnach einzurichten. Es wäre doch eine Gelegenheit, auf eine gelehrte Art groß zu thun.

Ein Speisesaal des Nero war wegen seiner künstlichen Bauart besonders berühmt. Die Decke, und ein Theil der Seitenwände drehete sich durch ein künstliches Maschinenwerk um die Tafel her, ahmte die Bewegungen des Himmels nach, und stellte die verschiedenen Jahreszeiten vor, die bey jeder neuen Tracht der Gerichte abwechselten, und z. B. im Sommer Gewitter vorstellten; statt des Hagels und Platzregens aber auf die Gäste, Blumen und wohlriechende Essenzen herabregnen ließen.

Bey andern war es Mode, ihre Gäste nach der Zahl der Grazien, oder der Musen, nämlich nicht unter drey, und nicht über neun, einzuladen. Eben deswegen hießen auch ihre Triclinia, Tafeln von drey Betten, wo drey Gäste auf einem solchen Bette oder Polster lagen. Dieses Tischlager bestand aus drey Betten, die in einem halben Zirkel, oder in Form eines Hufeisens, gesetzt waren. Innerhalb derselben stand eine schmale Tafel in gleicher Form, und wurde an der einen offenen Seite von den Bedienten hineingeschoben, so daß sie sich an die Häupter der drey Betten, welche an dieser Seite ein dikkes rundes Polster hatten, anschloß. Jeder der darauf liegenden Gäste kehrte also den Rücken nach seines, hinter ihm liegenden Nachbars Brust, zu. Vornehme Römer brauchten zu ihren Gastmalen wenigstens zwo Tafeln. Die erste war mit Fleisch- und Fischspeisen besetzt; war diese abgespeißt, so wurde sie weggenommen, und eine zwote mit Früchten, und allem, was zum Nachtische gehörte, dafür hingesetzt.

Zu Nero's Zeiten war der Möbelluxus schon sehr hoch gestiegen. Man hatte damals schon Tische von Citronenholz aus Mauritanien, meistens purpurfarben mit Gold lakirt, die auf künstlich geschnittenen elfenbeinernen Füßen standen. Seneka allein hatte ihrer 500, auf welchen er nach der Reihe speisete; der vernünftige Cicero aber, der im Denken und Studiren Luxus machte, hatte deren nur — einen.

Helio-

Heliogabal, der Prasser aller Prasser, hielt nie eine Mahlzeit, die nicht allemal 60 Mark Goldes, oder 7500 Rthlr. deutsches Geld gekostet hätte. — Eine Mahlzeit! Sein Appetit war wahrer Unsinn. Denn er fiel auf die abgeschmacktesten Dinge, wenn sie nur viel kosteten. Gewöhnliches Fleisch durfte nicht mehr auf seine Tafel kommen; sondern bloße Seltenheiten: lauter Pasteten von Hahnenkämmen, Pfauenzungen, Nachtigallen-Feldhühnereyern, Papageyen- und Fasanenköpfen, u. s. w. Er trieb seinen Freßunsinn so weit, daß er, da er gehört hatte: der Vogel Phoenix existire nur einmal in der Welt, durchaus einen Phönix haben wollte, und viele tausend Mark Goldes bot, wer ihm einen schaffen könnte. Sein Sprüchwort war: es giebt keine delikatere Brühe, als die Seltenheit. Seine Hunde und Löwen sogar traktirte er mit Fasanen und Pfauenfleisch. Er speißte und trank niemals mehr, als einmal, aus einem Gefäß. Alles Hausgeräthe, bis auf die Nachtgeschirre, waren von Gold und Silber, und in seinen Kandelabern brannte er nichts, als Balsam aus Judäa und Arabien.

Allein er war bey seinen Schwelgereyen zugleich Unmensch, und erlaubte sich zum Zeitvertreibe an seiner wollüstigen Tafel, die grausamsten Belustigungen. Er ließ nämlich alle Arten von Speisen aus Marmor, Holz und Kalch sehr natürlich nachmachen, und damit eine ganze Tafel besetzen. An diese ließ er arme Leute setzen bringen, die er zuvor einsperren, und aufs äußerste aushungern lassen.

Wenn

Wenn denn diese Ausgehungerten wie die Löwen darüber herfielen, nichts als Stein- und Holzspeisen fanden, und von den Wohlgerüchen seiner besetzten Tafel vor Hunger fast rasend wurden; so war das sein bestes Desert. Oder er ließ seine Gäste betrinken, und im Rausch in ein Zimmer mit Bären und Löwen, denen die Klauen und Zähne genommen waren, einsperren. Wenn denn diese nüchtern wurden, die Augen aufschlugen, und über ihre Gesellschaft vor Schreck halb des Todes waren; so sahe er durch ein verborgenes Fenster mit innigster Freude zu.

Eins der größten öffentlichen Gastmale bey den Römern, war wohl das, welches Cäsar nach seinen Triumphen dem Volke gab, und solches an 22000 Triclinien speisen ließ. Rechnet man eine solche Tafel zu neun Personen; so kommt eine Anzahl von 198000 Menschen heraus, die auf einmal auf Cäsars Kosten gespeißt wurden.

Zu Anfange des 16ten Jahrhunderts hatte der Rendant eines sächsischen Churfürsten in sein Rechnungsbuch geschrieben: „Heute ist unser gnädigster Churfürst mit seinem Hofstaat zu Weine gewesen, wofür ich funfzehn Gülden habe bezahlen müssen. Das heiß' ich schlampampen“! — Welch ein Kontrast!

VI.

Wie der Aberglaube zu allen Zeiten die Aufklärung des Volks zu hindern gesucht habe.

Das kann doch unmöglich für gewisse Religionspartheyen eine gute Meynung erwecken, wenn sie ihrer Kirche, ihren Religionsbegriffen, und ihrer Kasse durch Aberglauben fortzuhelfen gesucht haben. Die Hauptmaxime dabey war vorzüglich, das Volk in völliger Dummheit und Vernunftlosigkeit zu erhalten, damit es mit blindem Gehorsam folgte, und, wenn ihm befohlen wurde, wie es ehemals wohl hieß: Heu zu fressen, — sich auch dazu bequemte. Wollte irgendwo ein Fünkchen aufgehen; so mußte Arglist, Betrug und Blendwerk dem Aberglauben gleich zu Hülfe kommen, das Volk aufgebracht, und das aufschimmernde Licht noch im Anfange erstickt werden. Hundert Beyspiele könnte dazu die alte Geschichte liefern. Jetzt nur ein Paar aus dem Anfange dieses Jahrhunderts.

Als der Zar, Peter der Große, zur Regierung kam; so war sein ganzes Reich in Finsterniß und Aberglauben begraben, und das Volk lebte unter der despotischen Herrschaft seiner Popen so ganz ohne Vernunft dahin. Er fieng an aufzuräumen; was fand er aber nicht für unaussprechliche Hinder-

nisse,

nisse, die ihm Unverstand, Aberglauben und Bosheit entgegen setzten! Er überwand sie aber glücklich durch die Größe seiner Vernunft, die er durch seine europäische Reisen erst recht aufzuklären suchte. Am meisten widersetzten sich die Priester allen guten Anstalten, und Sittenverbesserungen, die er einzuführen bemühet war. Mit Gewalt war gegen Peters Muth und Entschlossenheit nichts auszurichten. Daher nahmen sie ihre Zuflucht zu Argliſt und Betrug in Religionssachen.

Als der Zar 1720 mit der Anlage seiner neuen Stadt Petersburg so weit gekommen war, daß er die verschiedenen Inseln dieses Platzes mit etlichen hundert Häusern bebauet, und die Festungsseite zu Stande gebracht hatte; so entstand auf einmal ein großer Auflauf des Volks nach einer auf der Petersburgischen Seite gelegenen Kirche, weil sich das Gerücht ausgebreitet hatte: daß das große Marienbild in derselben Thränen geweint habe. Die Sache an sich hatte ihre Richtigkeit. Dicke Thränen waren aus den Augen des hölzernen Bildes hervorgedrungen. Viel Volk hatte es gesehen; aber dieses an dummen Wunderglauben, der keine Vernunft und Prüfung leidet, gewöhnte Volk, erstaunte und zitterte, da ihm die Priester diese Thränen zeigten, und dabey vermuthlich durch Achselzucken, scheinbare Aengstlichkeit, Minen und Gebärden, so viel zu verstehen gaben: „daß die Mutter Gottes mit dieser Gegend, und allen hier gemachten Anstalten, nicht zufrieden wäre,

und mit ihren Thränen der neuen Stadt, und dem ganzen Lande ein großes Unglück weissage.“

Mehr brauchte es nicht, das Volk aufzubringen, und wider alle bisherige gute Anstalten einzunehmen. Der, in der Nähe der Kirche wohnende Großkanzler, begab sich gleich dahin, konnte aber kaum aus dem Gedränge kommen, noch weniger den Auflauf des Volks stillen. Er fertigte daher sogleich einen Courier an den Zar ab, der eine Tagereise von der Stadt bey dem Ladogaischen See beschäftigt war, und gab ihm von diesem vermeynten Wunder, und dem Murren des Volks Nachricht. Peter war des andern Morgens schon vor der Kirche, und gieng gerade hinein, wo er von der Geistlichkeit empfangen, und zu dem wunderthätigen Marienbilde geführet wurde.

Die Betrüger waren zu klug, als daß sie das Bild jetzt hätten sollen weinen lassen, weil dadurch der Betrug leicht entdeckt wäre; allein verschiedene Anwesende versicherten den Kayser, daß sie es schon öfters, und noch vor wenigen Tagen, große Thränen hätten weinen gesehen. Nur durfte sich keiner auch nur merken lassen, daß ihm die Sache verdächtig sey, noch weniger das Marienbild selbst zu untersuchen, welches als eine Todtsünde gegen die Ehre der Mutter Gottes würde angesehen seyn, und das Volk hätte ihn gewiß gesteiniget.

Peter aber, dessen Vernunft zu groß war, an solche Wunder zu glauben, war viel zu klug, als daß er die Arglist der Priester nicht hätte merken

sollen.

sollen. Ob er gleich das Wunderbild eine gute Zeit scharf betrachtet hatte; so konnte er doch nichts entdecken. Indessen kam ihm doch bey den Augen desselben etwas verdächtig vor. Allein er war auch darin wieder zu klug, als daß ers hätte auf der Stelle abreissen und untersuchen lassen. Wäre dieses geschehen; so war ein völliger Aufruhr des Volks unvermeidlich. Ohne sich also im geringsten etwas merken zu lassen, befahl er den gegenwärtigen Popen, das heilige Bild von seiner Höhe abzunehmen, weil es vielleicht an dieser Stelle nicht zufrieden wäre, und in seiner eigenen hohen Begleitung nach Hofe zu bringen. Diesem Befehl durfte sich Niemand widersetzen, wo er nicht auf der Stelle den Hirschfänger des muthigen Monarchen fühlen wollte. Es geschahe, und weil es der Kaiser selbst nach Hofe bringen ließ, und begleitete; so glaubte das Volk: die Mutter Gottes würde zufrieden seyn, daß sie von dieser Stelle an den Hof des Kaisers selbst gebracht würde. Es war also ruhig und zufrieden.

VII.

Fortsetzung des 6ten Stücks.

Als der, schon damals in physikalischen Sachen ziemlich erfahrne Monarch, das Marienbild am Hofe hatte; so untersuchte er, in Gegenwart des Großkanzlers, einiger vornehmen Geistlichen und der-

jenigen Popen, die bey der Abnahme desselben gegenwärtig waren, alles selbst mit eigenen Händen, aufs genaueste. Das erste, was ihm verdächtig vorkam, war der starke Firniß, womit das Bild überzogen war. Zugleich entdeckte er auch in den Augenwinkeln einige sehr kleine Löcherchen, die man aber wegen des abgebrochenen Schattens, und in der Höhe, wie das Bild stand, schlechterdings nicht sehen konnte.

Hierauf kehrte Peter das Bild um, riß die Einfassung oder den Oberrahm ab, spaltete mit eigener Hand, — die Popen mochten Grimacen machen, wie sie wollten — die gewöhnliche Fütterung an der Hinterseite der Tafel, und entdeckte die ganze Thränenquelle der hölzernen Maria. Es war nämlich erst neuerlich um die Gegend der Augen in der Dicke des Brettes, eine Aushöhlung angebracht, worin noch Spuren von bestandenem Oel übrig waren. Diese Aushölung aber hatte man mit der hintern Ausfütterung sorgfältig verschlossen; „Da liegt der Schatz! rief der große Kaiser aus; da habt ihr die Quelle der wunderbaren Thränen, die kein hölzernes Bild weinen kann, wenn sie ihm nicht von Menschenhänden gemacht werden!“

Jeder von den Anwesenden mußte hinzutreten, und sich mit seinen eigenen Augen von dem künstlichen Betruge überzeugen. Hierauf bewies der erfahrne Monarch den Umstehenden auf die begreiflichste Art, wie die Sache zugegangen wäre. „Eingeschlossenes, verdicktes Oel muß sich an einem küh-

len

len Orte, wie in der Kirche, so lange steif erhalten, bis es durch Wärme fließend wird. So bald die vielen Wachskerzen vor dem Bilde angezündet wurden, mußte die Wärme das dicke Oel in der Höhle fließend machen, und es mußte aus den kleinen Löchern der Augenwinkel herausdringen. Da mußte es denn wohl dicke Thränen geben.“

Er befahl den Umstehenden, diese Entdeckung allenthalben bekannt zu machen. Das Wunderbild aber behielt der Kaiser, und ließ es in die Kunstkammer setzen. Insgeheim aber wendete er alle Mühe an, die eigentlichen Urheber des Betruges ausfündig zu machen. Er entdeckte sie wirklich, und sie empfiengen ihre verdiente Strafe. Wie aber? hat man nie erfahren können. *)

Eine andere ähnliche Begebenheit trug sich mit Peter dem Großen zu, als er in dem Kriege mit dem König von Schweden, Carl XII., mit einem Theil seiner Armée in Polen stand. Eben befand er sich in einem Städtchen, wo in der Kirche ein wunderthätiges Marienbild, öfters mitten unter dem Gottesdienste, oder bey der Messe, häufige Thränen vergießen sollte. Es war von Holz geschnitzt, mit goldgestickten Kleidern und reichem Schmuck angezogen, und ohnweit dem Altare so hoch hinaufgesetzt, daß der größte Mann mit der Hand kaum die Füße berühren konnte. Schon dadurch erreichten die betrügeri-

*) S. Originalanekdoten von Peter dem Großen. Leipzig 8. 1785. S. 102.

trügerischen Pfaffen ihre Absicht, daß Niemand die wahre Beschaffenheit und innere Einrichtung des Bildes untersuchen konnte. Der wißbegierige Zar pflegte sich an jedem Orte, wo er hinkam, alles Merkwürdige zeigen zu lassen. Er bekam also bald Nachricht von dem weinenden Bilde. Sein gerader Verstand erweckte ihm starke Zweifel gegen dieses Wunder, ob es gleich nicht an Augenzeugen fehlte, und er selbst hatte das Bild unter dem Hochamte weinen gesehen. Alles Volk lag auf den Knieen, und weinte laut mit.

Dem Scheine nach verwunderte er sich sehr, ließ sich aber nichts merken; sondern begab sich in sein Quartier. Nach geendigtem Gottesdienste aber gieng er sogleich mit seinem Gefolge wieder in die Kirche, ließ eine Leiter bringen, die Kirche verschliessen, und stieg selbst hinauf, das Wunderbild vom Fuß an bis zum Haupte, auf das genaueste zu untersuchen. Anfänglich fand er nichts, als einige feine Löcher in den Augenwinkeln. Allein wie erschracken die Geistlichen, die ihn hineingeführt hatten, als der muthige Zar der heiligen Statue mit einem male das große Kopfzeug abnahm? Hier fand er den ausgehöhlten Kopf, und in demselben die Thränenmacher. Es war nämlich der halbe Kopf voll Wasser, und in dem Wasser verschiedene kleine Fischchen. So wie diese nun darin herumspielten; wurde das in Bewegung gesetzte Wasser, durch die kleinen Löcher in den Augenwinkeln herausgepreßt, bis ein Tropfen zusammen floß, und herunterfiel.

fiel. Froh über den entdeckten heiligen Betrug' setzte er dem Bilde die Haube wieder auf, und sagte weiter nichts, als: das ist in der That ein rechtes Wunderbild." *)

Dieses geschahe vor bald hundert Jahren. Das aber muß uns noch mehr befremden, daß man im Jahr 1783 noch zu München ein Marienbild die Augen verkehren ließ. Eine Magd sahe es zuerst, und wurde dadurch von der Gnade der Mutter Gottes versichert. Wäre Peter der Große zugegen gewesen; er würde den Betrug bald entdeckt haben. Entweder war die Magd dazu erkauft, und viele andere sahen denn durch die Kraft der Einbildung ein Gleiches, oder es waren in dem Bilde bewegliche Augen, die durch einen Faden gezogen wurden. **)

*) S. Originalanekdoten von Peter dem Großen. S. 137.

**) Kam doch davon eine eigene Schrift heraus: Wundersame Begebenheit der mirakulösen Augenwendung des gnadenreichen Vesperbildes in der St. Peters Pfarrkirche zu München: auf Verlangen vieler Verehrer und Pflegkinder zum Druck befördert, als ein Schreckenbild allen Freygeistern vor Augen gestellt. Nach dem Münchner Exemplare gedruckt. Augsburg, bey Joh. Ge. Bullmann 1783. S. Berlinsche Monatsschrift 1785. 5ter B. S. 154.

VIII.

Der kleine Cupido wird die Gelegenheit zur lächerlichsten Rache eines Priesters gegen seinen Edelmann. *)

Ich schäme mich nicht, aus meinem Orden — aus dem Predigerstande — einen Fall anzuführen, welcher beweiset, wie leicht ein Mensch seines Standes, wäre er auch noch so heilig — noch so wichtig, vergessen kann, wenn er noch nicht Herr über sich und seine Affekten ist. So thöricht es wäre, meinen Stand, den Menschen tragen — einen Schatz in irdischen Gefäßen — ganz von Fehlern frey zu sprechen; eben so ungerecht wäre es, die Fehler einzelner Personen darin dem ganzen Stande beyzumessen, und ihn deshalb verächtlich zu machen. Haben nicht Tyrannen auf Thronen gesessen? Sollte nicht auch ein Geistlicher fehlen können? Freylich aber muß man über solche Fälle mit Betrübniß die Ueberschrift setzen:

Tan-

*) Ich habe diesen Fall aus Eisenhardts Erzählungen von merkwürdigen Rechtshändeln genommen II. 58. Ein Fall, der nicht blos für Rechtsgelehrte; sondern nach der Moral für alle Menschen gehört. Je wichtiger der Stand ist, in welchem eine Person fehlt, desto wichtiger der Fehler und seine Folgen.

Tantaene mentibus coelestibus irae?
weil sie nach ihrem Stande bessere Gesinnungen haben sollten, und weil ihre Fehler dem Volk, das sie bilden sollten, zu einem weit grösern Aergerniß gereichen, als die Fehler anderer Personen.

Dieser Fall beweiset zugleich: was aus einer kleinen Ursache für Bewegungen und Zänkereyen entstehen können, wenn ein herrschsüchtiger zanksüchtiger und rachgieriger Priester darauf ausgehet, seine Rache, unter dem Schein der Religion, und unter der Decke seines Amts, auszuüben. Der vernünftige Eisenhardt hat daher ganz recht die, in der Erfahrung gegründeten, Bemerkungen gemacht:

„Wenn sich ein Mensch einmal vorgesetzt hat, seinem Nächsten durch Erregung eines weitläuftigen und verwirrten Processes, Verdruß zu erwecken; so kann auch die unschuldigste Handlung des andern dazu Gelegenheit geben. Man kann mit leichter Mühe der nichtswürdigsten Klage einen Anstrich geben, wenn man darunter das Geheimniß seines Herzens versteckt: nämlich das tadelhafte Vergnügen, denjenigen, den man zum Opfer seiner Rache erwählt hat, durch alle ersinnliche Drangsale zu quälen.“

Möchten doch das unsere guten Bürger fühlen, und zu Herzen nehmen, deren so viele sich durch solche, aus bloßem Eigensinn und Rachgier geführte Processe, um Ehre, Gewissen, Gut und Leben gebracht haben! Wie klein ist oft die Ursache, um deren willen ein Proceß angefangen wird? Wie viele

andere zünden dabey Eigensinn und Rache an? Und wie viele Jahre dauert öfters ein solcher Proceß? Fast über die meisten Processe unsrer Bürger müssen wir billig zur Rubrik auf die Akten setzen:

„Ich will meinen Willen haben.“

Ich selbst habe an meinem Orte einen Proceß erlebt, der über eine, zwischen den Häusern zweener Nachbarn heruntergehende hölzerne, Dachrinne entstand, und über 24 Jahre geführet wurde, ehe er zu Ende kam. Die Armuth beyder Partheyen, und der Tod machten das Ende.

Doch ich will meinen Fall mit dem Cupido erzählen, und es meinen Lesern überlassen, was sie dabey zu denken belieben.

Ein Edelmann auf dem Lande, der zugleich Kirchenpatron war, nahm mit seinen Gütern eine Veränderung vor, und bezog das andere Gut, das er hatte, indem er das erste verließ. Kaum hatte er seine neue Wohnung bezogen, als er mit seinem Prediger in einige Zwistigkeiten wegen der Jagd, Fischerey und Holzgefälle gerieth. Es entstand ein Proceß; aber der Prediger begieng die Schwachheit, daß er mehr seinen Leidenschaften folgte, als seinen Stand und Amt bedachte. Das erste war, daß er in seinen Predigten verschiedene Anzüglichkeiten wider den Edelmann einfließen ließ, wodurch sich der letztere beleidigt hielt, zumal da er so weit in seiner Rache gieng, denselben in der Fürbitte für ihn, als Gerichtsobrigkeit und Kirchenpatron auszulassen. Wie traurig ist es, wenn ein Prediger des Friedens

und der Versöhnung sein Amt als eine Decke seiner Rache mißbraucht?

Durch dieses Betragen ward der Edelmann bewogen, wie es gemeiniglich zu gehen pflegt, einen andern Geistlichen in der Nähe zu seinem Beichtvater zu erwählen, und besuchte auch von der Zeit an den Gottesdienst in einer andern nicht weit von seinem Gute gelegenen Dorfkirche. Die Erbitterung stieg von beyden Seiten. Der Geistliche suchte alle Gelegenheiten, diesen Herrn bey dem Landesherrn und bey dem Volke verhaßt zu machen. Recht so machten es die Pharisäer! Weil er aber nichts auf ihn bringen konnte; so ergriff er folgende kleine Ursache, woraus man sehen kann, wie lächerlich ein Mensch handelt, wenn er die Vernunft bey Seite setzt, und bloß seinen Leidenschaften folgt.

Der Edelmann hatte hinter seinem Hause einen Garten, und am äußersten Ende desselben ein Lusthaus mit zwey Stockwerken. Die Decke desselben war inwendig bemahlt, und stellte ein Gewölke vor, aus welchem gleichsam ein kleiner, an Drat hängender Cupido zu kommen schien, der mit seinem Bogen nach einem Baum im Garten zielte. Wer konnte es denken, daß diese unschuldige Sache dem unwürdigen Priester eine Gelegenheit zur Rache geben würde? Die Mauer des Gartens gränzte an den gemeinen Kirchweg, worauf die Bauern des Sonntags nach der Kirche gehen mußten, und das Lusthaus war dem Kirchhofe gerade gegen über angelegt.

gelegt. So oft nun die Fensterflügel offen standen, ward der kleine Cupido von der durchstreichenden Luft hin und her bewegt, daß es schien, als ob er flöge, welches man auf dem Kirchwege sehen konnte. Die Bauern pflegten insgemein vorher, ehe der Gottesdienst angeht, sich auf dem Kirchhofe zu versammeln. Da standen denn auch einige junge Pursche an der Mauer, und sahen nach dem Lusthause hin. Sie verwunderten sich sehr über die kleine fliegende Bildsäule, und das Ding machte ihnen viel Vergnügen, ohne zu wissen, was es vorstellen sollte, — ohne zu wissen, daß es der Gott der Liebe sey. Besonders hatte die Dorfjugend ihre Lust daran, wenn sie den kleinen Cupido fliegen sahen.

Diesen Umstand machte sich der Priester sogleich zu Nutze. Er überreichte bey dem Gerichte, dem der Edelmann unterworfen war, eine weitläuftige Beschwerde, worin er nicht nur den Charakter desselben aufs gehäßigste schilderte; sondern zum Beweise dieses insonderheit anführte, daß er die Jugend und ganze Gemeine durch heidnische Bilder ärgere, wobey er denn eine wahre pharisäische Abhandlung von Aergernissen lieferte. Zugleich suchte er ihn zum Heyden zu machen, weil er den öffentlichen Gottesdienst selten besuche, seit vielen Jahren nicht zum Abendmahl gewesen wäre, und ihm, als er ihn daran erinnert, geantwortet habe: sein Glaube wäre doch stark genug, er brauche solche Hülfsmittel nicht.

Daraus entstand nun Klage und Gegenklage, welches alles der kleine Cupido veranlaßte. Es

wurde

wurde von dem Superintendenten Bericht abgestattet, daß der kleine Cupido nur sieben Zoll lang sey, und von den Vorbeygehenden nicht einmal recht gesehen werden könne. Dessen ungeachtet lautete das erste Urtheil für den Edelmann ziemlich schlecht: man sollte eine Aussöhnung zwischen beyden Partheyen versuchen; der Edelmann solle den Prediger wieder zu seinem Beichtvater annehmen; ferner den Cupido wegschaffen, die Fenster des Lusthauses mit Laden versehen, solche auch des Sonntags nicht eher, als nach geendigtem Gottesdienste eröffnen. Auch sollte der Prediger berichten, so oft er zum Abendmahl gekommen wäre, und er, der Edelmann in desselben Kirche sich alle Sonn- und Festtage einfinden; zugleich aber sollte er die Proceßkosten bezahlen.

Das war denn orthodox und tolerant genug. Wie sich die Pharisäer freuen konnten, wenn sie etwas wider Christum gefunden zu haben vermeynten; so freuete sich dieser Priester, daß er über den Cupido gesiegt hatte. Allein seine Freude dauerte nicht lange, da eine Facultät dieses unbillige Urtheil reformirte, den Edelmann ganz von der priesterlichen, aus bloßem Haß angestellten Klage lossprach, den Cupido an seiner Stätte ließ, und die sämmtlichen Kosten zu vergleichen urtheilte.

Dieser Priester aber wird an den Cupido gedenken. Er hatte ihn dießmal nicht in der Liebe, sondern in der Rache betrogen.

IX.

Schmetterlingseyer in Pelzwerk eingefüttert.

Nach dem 16ten December 1788, als dem kältesten Tage des letzten kalten Winters, fast dem kältesten in diesem Jahrhundert, untersuchte ein Jeder seine Gärten und Bäume, um zu sehen, ob sie von dem Froste Schaden gelitten hätten. Ich aber hatte mir vorgenommen, dießmal eine ganz andere Untersuchung anzustellen: nämlich, ob wohl dieser Grad von Kälte im Stande gewesen sey, gewisse Arten von Schmetterlingseyern, in ihren Pelzwerken, und unter ihren leimartigen gefirnißten Ueberzügen, zu tödten.

Meinen Gärtner traf ich sehr trübsinnig hinter dem Ofen an. Er klagte, daß alle Bäume, große und kleine, dahin wären, und wir in vielen Jahren kein Obst wieder sehen würden. Geduld! lieber Mann! Wir kennen die innere Einrichtung der Bäume noch nicht vollkommen, daß wir wissen, wie viel sie aushalten können. Vielleicht erholen sich viele noch, wenn erst der Saft wieder eintritt. Genug! ich verzage in keinem Unglück, was unmittelbar, wie dieses, aus der Natur, und aus den Händen der Vorsehung kommt. Was die Natur in einem ihrer Reiche zerstört, und uns nimmt, das ersetzt sie gemeiniglich in einem andern desto reichlicher.

Um ihn zu zerstreuen, bat ich ihn: er möchte mir Schmetterlingseyer aufsuchen helfen. Wir wollten doch sehen, ob diese den Grad von Kälte hätten aushalten können. „Das ist noch mein einziger Trost, sagte der Gärtner, daß diese alle werden ihren Rest gefunden haben.“ Sage er das nicht. Die Schmetterlingsweibchen, welche die Eyer legen, verstehen die Natur besser, als wir. Sie wissen bey ihrem Eyerlegen solche Anstalten vorzukehren, an die wir nicht einmal gedacht hätten, wenn wir sie hätten machen sollen. Sie wissen ihre Nachkommenschaft gegen alle Fälle von Wind und Wetter in Sicherheit zu setzen. Und das thun besonders diejenigen, welche durch ihren natürlichen Trieb gereizt werden, ihre Eyer vor dem Winter, im Herbst zu legen, und es, so zu reden, vorher wissen, daß sie an den Bäumen, Zweigen und Blättern überwintern sollen. O! mit welcher mütterlichen Sorgfalt wissen diese ihre Eyer zu verwahren? Es sind wahre Meisterstücke der Natur, wie sie solche öfters in das artigste Pelzwerk einfüttern, oder mit einem leimartigen Kitt überziehen, und gleichsam überfirnissen, daß sie der strengsten Kälte, die sonst alles durchdringt, und die gewaltigsten Flüsse zwingen kann, Trotz bieten.

Er kennt doch die dickköpfichte Stammraupe, und ihren Schmetterling? *) „Den Patron kenne ich recht gut; aber ich glaube schwerlich, daß sie noch ein Raupennest davon finden wenden. Ich habe im vori-

*) Phalaena *dispar* Linn.

vorigen Herbst die Stämme ziemlich rein absuchen lassen.“ Wir wollen die Probe machen.

Ich gieng also mit ihm in den Garten, und suchte die Stämme durch. Er fand keins; ich aber entdeckte bald in den Spalten und Höhlungen alter Stämme, noch einige, und zwar nach der Mittagsseite, wo sie mein Gärtner nicht gesucht hatte. Er wunderte sich sehr, da ich ihm sagte, daß das Thierchen sich auch diesen Umstand wisse zu Nutze zu machen, gleichsam, als obs ihm einer sage: lege deine Eyer nicht an die Mitternachtsseite, wo gemeiniglich Schlagregen und Schnee herkommt, sondern an die Mittagsseite, wo die Sonne hinscheint. Nun sehe er einmal her, wenn wir dieß Raupennest betrachten, und mit der Nadel die Pelzhaare, worin die Eyer eingefüttert sind, ein wenig aufheben, in welchem sanften Bette dieselben ruhen. Auch hier ist noch etwas zu merken. Wenn er mit dem Finger von unten auf darüber fähret; so sträubt sich das Pelzwerk, als wenn er einer Katze vom Schwanze an nach dem Kopfe zu, über den Rücken fährt. Versuche ers aber einmal von oben herunter; wie glatt ists dann? Nicht anders, als wenn er auf Sammt herunter striche. Dieß hat seinen guten Grund. Legte der Vogel sein Eyernest so an, daß die Haare mit den Spitzen nach dem Himmel zu gerichtet wären; so würde das für seine Brut ein großer Schaden seyn. Natürlicher Weise würde der am Stamme des Baumes herabfließende Regen, alsdann auch in das Pelzwerk zwischen die Haare dringen, an die

Eyer

Eyer kommen, und sie bald zur Fäulniß bringen. So aber, da das Pelzwerk und die Haare alle mit den Spitzen nach der Erde zugekehret sind; so fließt der Regen darauf, wie auf einem Wetterdache, ab, und schadet den Eyern nicht. Daher wird er sehen, wenn ich etwas mit der Nadel aufhebe, daß die Haare recht Schichtweise, wie die Ziegeln auf dem Dache, über und auf einander liegen, damit der Regen auf keinen Fall durchdringen könne. — Wer mag das Thierchen das gelehrt haben?

Es ist wahrhaftig kein Ungefähr, wie die kleinsten und verächtlichsten Insekten ihre Eyer zu legen, und für ihre Nachkommenschaft zu sorgen pflegen. In allen Umständen ihrer Haushaltung und Lebensart, in allen Theilen ihres Körperbaues, zeigen sich die deutlichsten Spuren der Vorsehung und Weisheit des, dem auch diese ihren Ursprung so wohl zu danken haben, als der Elephant in Afrika, und der Wallfisch in Grönland. Allein bey der Art, ihre Eyer zu legen, und zu verwahren; sind diese Spuren der Allmacht fast am sichtbarsten. Es ist einem Insektenweibchen, von welcher Klasse es sey, nicht gleichgültig, ob es seine Eyer an den ersten und besten Ort lege. Anders legt sie das Land- anders das Wasserinsekt. Anders der Käfer, und unter diesen der Mistkäfer anders, als der Blatt- und Blumenkäfer. Anders die kriechenden, anders die fliegenden Insekten. Anders die Bienen, die Fliegen, die Erd- und Wassermücken. Anders die zahlreiche Klasse von Tages- Abend- und Nachtschmetterlin-

terlingen. Anders die, deren Eyer im Sommer auskommen; anders, deren Eyer überwintern, und erst im folgenden Frühjahr sich für die Nachwelt aufschließen sollen.

Von den überwinternden Eyern haben wir ein Beyspiel. Nehmen wir diese Absicht: die Eyer sollen überwintern, und die Mittel, die dazu gebraucht, und wie sie dazu eingerichtet werden, daß sie den Zweck erreichen; so kommt es uns nicht anders vor, als ob wir in einer Schule der Kunst und Weisheit wären, wo diese Dinge mit allem Fleiß gelehret würden. So richtig, so gut, so weise, so ihrer Absicht entsprechend, sind alle Umstände dabey eingerichtet. Das wundersamste ist, daß nicht Vernunft und Nachdenken; sondern ein bloßer natürlicher, von dem Schöpfer eingepflanzter Trieb das Thierchen so gelehrt mache, seine Eyer sowohl an den rechten Ort, als zu der rechten Zeit zu legen. Es sucht, bloß durch seinen Trieb gelenkt, lauter solche Oerter, welche theils der Wetterseite nicht zu stark ausgesetzt sind; theils an sich schon: es sey entweder eine durch Fäulniß in dem Baume entstandne Höhle, wie hier; — oder ein Stückchen abgesprungene und überstehende Borke; oder ein Winkel eines darüber stehenden Astes, — ein Wetterdach zur Bedeckung des Eyernestes abgeben können. Insonderheit weiß das Thierchen einen Ort auszusuchen, der mit dem Ganzen seines Eyernestes fast einerley Farbe hat, damit es den Vögeln, besonders den Spechten, Meisen und Baumläufern, die so sehr nach den

Schmet-

Schmetterlingseyern gehen, nicht sogleich in die Augen falle. Dieses aber nicht allein; sondern der Ort, wo die Eyer auskommen, und die jungen Räupchen auskriechen, muß auch nicht weit von dem Orte seyn, wo sie sogleich ihr Futter finden können. Legte dieser Vogel z. E. seine Eyer an Schilf und Rohr, oder an Steinklippen herum; so wäre seine ganze Nachkommenschaft verloren. So aber legt er sie just an den Baum, und an den Stamm desselben, wo die auskommenden Räupchen hinaufkriechen, und ihre Nahrung finden. Wie mancherley sind die Absichten, die nur allein bey diesem Raupennester müssen erfüllt werden, und das Thierchen verfehlt keine einzige. Es mögen dieser Schmetterlinge so viele seyn, daß wir sie kaum zählen können, da öfters ganze Eichenwälder damit überzogen sind, und an jedem Stamme zuweilen an die hundert Nester sitzen; so wird unter den vielen Tausenden auch nicht ein einziges Weibchen seyn, das seine Eyer anderswohin, als bloß an die Borke der Stämme, in ihrem Pelzwerk, absetzte.

So weit erstreckt sich Gottes weise und väterliche Fürsorge auch auf den geringsten Wurm! Wie sehr aber verkennt sie der Mensch in seinen mißtrauischen Sorgen? Wenn da einmal einige Obstbäume erfroren sind; so heißt es gleich: nun ist alles aus. Nun weiß Gott keine Mittel mehr, uns zu erhalten. Wir sind verloren.

„Das gilt mir, rief mein Gärtner! Sie haben Recht. So sind wir Menschen; aber dieses Rau-

pennest hat mich wieder bekehrt. Ich stehe noch und erstaune über das alles, was sie mir da mit Fingern gewiesen haben. Der im Kleinen so gesorgt hat, wird im Großen auch sorgen!“

X.

Fortsetzung des 9ten Stücks.

Er soll noch größere Dinge sehen. Zum Zeitvertreibe wollen wir einmal ein solches Raupennest sauber aufheben, und mit in die Stube nehmen, damit wir den künstlichen Bau desselben recht betrachten können. Ich that es, und zeigte meinem Gärtner dabey, wie die unterste Schicht desselben, die auf der Borke läge — nicht aus Eyern, sondern aus Haaren bestände, damit die Eyer weich lägen, und von der rauhen Borke nicht zerdrückt würden. Da mochten wohl ein Hundert sitzen bleiben, die ich nicht ablösen konnte.

Das übrige nahmen wir mit, und blätterten eine Schicht nach der andern aus einander. „Sagen sie mir nur, wo das Thierchen die Haare, und das viele Pelzwerk herkriegt?“ Das will ich ihm gleich erklären. Sehe er nur erst auf die künstlichsorgfältige Einfütterung. Nehme ich die oberste Haarschicht ab; so folgt eine Schicht von Eyern. Unter derselben wieder ein Pelzlager, unter diesem eine Eyerschicht, und so bis zur letzten Haarschicht

auf der Borke. Es ist aber nicht möglich, die Haarschichte so abzunehmen, daß die Eyer nicht daran kleben sollten. Denn so werden sie gelegt, daß sie alle an den Haarschichten kleben, und also kein einziges loskommen kann; sondern das Ganze eine wohl verwahrte Festung ist. — Nun, wo kommen die Haare her? Diese hat der Vogel unter dem Bauche. Sie sind mit seinen ziemlich großen Federn so vermengt, daß er sie beyde zugleich auszieht, und damit die Eyer einfüttert. Die Natur hat ihm also auch schon das Pelzwerk zu seinen Eyern gegeben, weil sie nach ihrer Absicht zum Ueberwintern bestimmt sind, wie sie in Sibirien, und in andern kalten Ländern allen Thieren, die für dieses Klima leben sollen, den stärksten Winterpelz gegeben hat. Allenthalben der weise Schöpfer und Erhalter der Natur, wie hier im Pelzwerke der Schmetterlingseyer!

Hier kann ich ihm nun recht deutlich zeigen, wie das Weibchen seine Eyer legt, und die Einfütterung besorgt. Das erste ist, daß es den Platz an der Borke, den sichs ausgesucht hat, und wo es seine Eyer hinlegen will, mit einem klebrichten Safte überzieht. Auf diesem streicht es den Bauch durch; so bleibt eine Schicht von ausgezogenen Haaren sitzen. Auf diese erste Schicht setzt es die erste Lage von Eyern, und zwar so, daß nicht eins auf das andere; sondern ein jedes neben dem andern zu liegen kommt. Ich habe oft mit Vergnügen zugesehen, wie es mit seinem Legestachel jedes Pünktchen,

wo ein Ey neben dem andern soll zu liegen kommen, zu treffen weiß. — Und er wird keine Lücke finden, die verfehlt wäre. Ist ein Eychen gelegt; so klebt es gleich an der Haarschicht an. Durch eine besondere Druckkraft, wie man an dem Aufschwellen des Legestachels sehen kann, wird es herausgetrieben, und wenn die Schicht voll gelegt ist; so streicht der Vogel seinen Bauch über die ganze Fläche der, mit einem klebrichten Safte überzogenen, Eyer her, und die Haare bleiben wieder in eben der Richtung auf den Eyern sitzen, wie die unterste Schicht an der Borke. Denn weil sie gleich an den Eyern ankleben, wie er darüber streicht; so ziehen sie sich auch aus dem Leibe des Vogels heraus. Und so geht es fort, bis die ganze Eyerlage vollendet, und mit der obersten Haarschicht überzogen ist. Dann ist aber auch gemeiniglich das Schmetterlingsweibchen durch das Anstrengen seiner Kräfte, bey dem Eyerlegen, und Ausziehen der Haare und Federn, so erschöpft, daß es als eine treue Mutter über seinen künftigen noch ungebohrnen Kindern stirbt. Genug! es hat so durch diese haarene Decke für seine Nachkommenschaft gesorgt, daß die Eyer nicht erfrieren. Zufrieden, seine Bestimmung erfüllt zu haben, stirbt es in seinem Beruf getrost. Möchten wir Menschen doch so treu in der Erfüllung unsrer Pflichten sterben; so bedürfte es keiner besondern, und öfters sehr unnützen, Vorbereitung zum Tode! Denn die beste Vorbereitung zum Tode bleibt immer, gut gelebt, und seine Pflichten erfüllt zu haben.

Nun lasse er uns einmal die Eyer in diesem Pelzwerk zählen. Hundert, wollen wir rechnen, sind draußen am Baume sitzen geblieben, und 250 haben wir hier vor uns: 50 mögen verzählt seyn; also haben wir 400 Eyer, aus deren jedem, wenn es nicht ein Zufall hindert, ein Räupchen kommen kann. Indessen wollen wir 100 verloren gehen lassen; so bleiben doch 300 Raupen, auf einem Baume, die, wenn sie groß werden, beynahe die Länge eines kleinen Fingers erreichen, und ziemliche Mahlzeiten verrichten können. Rechne er nun, daß öfters an einem Baume zwanzig und mehr solcher Nester kleben. Welch ein unzählbares Heer von Raupen, und zwar nur einer Art, wird den Baum belagern? Von diesen 300 Raupen sollen nur 200 sich in Schmetterlingsweibchen verwandeln, und jedes davon abermal 400 Eyer legen; so haben wir im folgenden Jahre eine Brut von 80000 Raupen. Ist das nicht erstaunlich? So viel allein von einer Art! Wie viele Millionen von andern, eben so gefräßigen und schädlichen Arten! Wo würden wir bleiben, wenn diese alle blieben? Wie gut und weise hat es der Schöpfer eingerichtet, daß die Raupen und ihre Eyer so vielen Vögeln, und andern Insekten zur Nahrung diemn müssen? Ich schätze die Fledermaus sehr hoch, und murre nicht, wenn sie mir auch einmal einen Schinken oder eine Speckseite angefressen hat, weil sie dafür des Nachts viele hundert dieser Nachtschmetterlinge in der Luft wegfängt, ehe sie sich paaren, und Eyer legen. Bedenke er selbst, was kön-

nen wir zur Nachtzeit, wenn wir ruhig schlafen, zur Vertilgung so schädlicher Insekten thun? Allein es sind andere Geschöpfe bestellt, deren Lebensart es erfordert, in der Nacht herumzufliegen, und uns von diesen Feinden zu befreyen? Wer hat sie zu unserem Besten bestellt? Wir doch gewiß nicht. Ist das nicht weise Vorsehung?

Laß' er uns nur die Haare und Eyer unter dem Vergrößerungsglase besehen. Hier will ich einige von den ersten unterlegen. „Ey! das sind ja dicke Haare, wie die Weberbäume. Was sitzen denn aber für niedliche gezackte und gestreifte Dingerchen dazwischen?“ Das sind die Federn, womit der Bauch, und die Flügel des Schmetterlinges bedeckt sind. Dieser Staub, wie er unsern Augen vorkommt, und davon jedes Pünktchen ein zierlich gestaltetes Federchen ist, faßt allein so viele Wunder der Weisheit und Allmacht des Schöpfers in sich, daß wir erstaunen müssen. Es giebt so viele hundert, ja tausend Arten von Schmetterlingen, und jede Art hat anders gestaltete Federchen. Andere die Tages- andere die Abend- andere die Nachtvögel. Andere Federchen haben unter den Tagesvögeln der schöne Admiral, andere der Pfauenspiegel, u. s. w. Von der Lage dieser Federchen kommen die überaus prächtigen Farben, womit sie, und so viele tausend andere, besonders die Ausländer aus andern Welttheilen geschmückt sind, von deren Absicht wir wenig oder gar nichts verstehen. Das aber wissen wir, daß sie der zarten Flügelhaut des Schmetterlings zur Bedeckung die-

dienen, damit sie nicht naß werde, und sich zusammenrolle. Daher liegen sie so schichtweise, wie die Ziegeln auf dem Dache, auf einander, damit keine Nässe an die Haut komme, wenn das Thierchen im nässen Grase oder zwischen den bethaueten Hecken, Sträuchern und Bäumen fliegt.

Aber nun die Eyer? Wie artig sind sie gestaltet? Haben sie nicht die schönste Perlmutterfarbe, wenn man sie zwischen den Fingern reibt? Allein unter dem Vergrößerungsglase sehen sie noch schöner aus. Wie artig gerieft? und jedes an dem einen Ende eine kleine Vertiefung? Wozu diese, wird er fragen? Das ist die Stelle, wo das Räupchen, wenn es sich ausdehnt, da es im Ey krumm zusammen liegt, mit dem Kopfe den Deckel abstoßt, und herauskriecht. „Ist denn das Räupchen schon so klein in dem Ey, wie sie sagen?“ Das soll er gleich sehen. Zugleich aber wollen wir dabey untersuchen, ob diese Eyer von dem starken Froste Schaden gelitten haben? Vormals hab' ich schon angemerkt, daß die Räupchen bereits im December im Ey völlig gebildet sind, und von dem durchschimmernden Räupchen die schwarzblaulichte Farbe der Eyer herrühre. Diese sehen mir auch schon so aus, daß ich glaube: wir finden das Räupchen ausgebildet. Ich nehme also ein Paar Eyer zwischen diesen Preßschieber, und drücke sie ganz allmählich entzwey. — O! sehe er her! Da ist das völlig ausgebildete Räupchen, mit Haaren, Kopf und Füßen! „Ja! wirklich, das ganze

Thierchen? Wer hat dich so wunderbar gebildet, so weislich erhalten?“

Ueber drey Monate muß es noch in den Flüßigkeiten des Eyes liegen, ehe es auskommt, und diese dienen ihm in seinem kleinen Grabe zur Nahrung. Diesen, wie er siehet, hat die Kälte nichts geschadet. Aber die andern? Wir wollen es bald erfahren. Ich thue sie in ein weißes Papierkästchen. Setze er sie hinter den Ofen, und laß' er sie da ein Paar Tage stehen; so wird er sehen, was sich ereignet.

Nach zween Tagen kam ich wieder hin, — und alle Räupchen waren durch die Stubenwärme glücklich ausgebrütet, mußten aber aus Mangel der Nahrung verhungern. Nichts, gar nichts, hatte ihnen also der strenge Winter, der so viele Vögel und große Thiere im Walde getödtet hatte, in ihrem Pelzwerke geschadet. Wie leicht kann der weise Schöpfer zerstören; — aber auch erhalten?

XI.

Schmetterlingseyer des Ringelvogels. *)

Als ich wieder zu meinem Gärtner kam, bat er mich, doch auch die Probe mit den Ringelraupeneyern zu machen; er hätte bereits einige Zweige, die damit belegt wären, aufgesucht. Ich war es zufrieden. Ehe wir aber die Untersuchung anfangen, lieber Mann, muß ich ihn mit diesen Wundern der Natur bekannt machen, so klein sie auch sind. Es finden sich darin eben so herrliche Spuren eines weisen und allmächtigen Wesens, als in den vorigen bepelzten Eyern. Gebe er mir das Zweigelchen. Wir wollen sie Stück für Stück durchgehen. Er soll sich gewiß mit Dank und Freude eines Schöpfers erinnern, der unmöglich den Menschen, der das Seine thut, verlassen kann, da er diesen Kleinigkeiten so viele Spuren seiner Fürsorge eingepräget hat.

1. Er

*) Phalaena *Neustria* L. die Livre'raupe, weil sie lange Streifen am Körper hat. Man nennt sie insgemein die Ringelraupe, und die Eyer — Ringelraupeneyer; allein die Raupe legt keine Eyer; sondern das Weibchen dieses Nachtvogels, der daher schicklicher der Ringelvogel heißt, weil er seine Eyer in lauter Ringeln um den Zweig herum legt.

1. Er wird es wissen, wie schwer diese Eyer zu finden und zu vertilgen sind, da sie der Vogel gemeiniglich an die äußersten Spitzen der zartesten Reiserchen, mehrentheils in dem höchsten Gipfel der Bäume zu legen pflegt, wo Niemand gut hinkommen kann. Das ist schon ein Mittel zur Sicherheit der Brut.

2. Der Vogel fliegt des Nachts, und verrichtet auch in dieser Zeit seine Eyerlage. Wer kann ihn da bemerken, oder in seinem Geschäffte hindern? Abermal ein Mittel, seine Eyer sicher anzubringen.

3. Allein wie sind die Eyer gelegt? Gewiß so künstlich, daß man schwerlich die Art dieser Kunst hätte erfinden können. — In lauter Ringeln um das Zweigelchen herum. Daher der Name, wie ich schon gesagt habe: Ringelraupe; besser Ringelvogel. Eigentlich in einer ordentlichen Spirallinie. Hat der Vogel einen Ring um das Aestchen herumgelegt; so fängt er keinen neuen an; sondern fährt in seiner Zirkellinie immer fort, als wenn man einen Faden um einen runden Stock dichte neben einander herwindet.

4. Die Art aber, wie hier die Eyer eingefüttert und verwahrt sind, ist eine der künstlichsten, und von der vorigen gänzlich verschieden. Waren bey jener die Eyer in Pelz und Haare eingefüttert; so sind sie hier mit einem festen Kitt überzogen, den man öfters kaum mit einem Messer losbrechen kann. Besonders ist es, daß jedes Ey gleichsam in diesen Kitt eingedrückt ist, der hernach an der Luft und Sonne

hart

härt wird, daß das Ganze unter sich, und mit dem Zweige unzertrennlich verbunden ist. Dieß ist das Mittel, wodurch die Eyer gegen Wind und Wetter, Regen und Schnee, Frost und Kälte vollkommen gesichert sind. Woher weiß das Thierchen diese gegründete Physik: wenn man Hühnereyer überfirnißt, oder durch geschmolzenes Talg zieht; so faulen und frieren sie nicht, weil keine Luft dazu kommen kann? Wir werden es hernach erfahren, ob diese Eyer den 16ten und 17ten Dec. 1788 ausgehalten haben.

5. Der Glanz, den diese Eyer haben, ist außerordentlich schön, nicht anders, als wenn sie mit einem Lackfirniß überzogen wären. Inwendig ist der Glanz ihrer Farben noch prächtiger. Ein halbzerbrochenes Eychen sieht nicht anders aus, als ein vergoldeter Becher. Sie spielen so hochfarbig blau und grün, daß Pfauenfedern nicht prächtiger schimmern können. Was mag die Absicht einer so versteckten Schönheit seyn, die doch ganz zufällig ist, und wenigen Menschen zu Gesicht kommt? Mitten auf der Oberfläche zeigt sich ein kleines Grübchen, welches der Punkt ist, wo sich die jungen Räupchen durchbeißen.

6. Ich muß noch einmal auf die Festigkeit des Kitts kommen, womit die Eyer überzogen sind. Daß ihn Wasser, Regen, Schnee und Kälte nicht auflöse, wissen wir aus der Erfahrung; daß ihn aber Weineßig, Weingeist, und andere scharfe Sachen eben so wenig erweichen, wie ich oft versucht habe, muß uns noch mehr befremden. Wenn wir doch einen

solchen festen Kitt erfinden könnten, wie ihn die Natur in dem Leibe dieses Thierchens bereitet: würde uns der nicht zu vielen Dingen sehr nützlich seyn?

7. Das Auskommen des Räupchens ist eben so merkwürdig. Ich habe schon gesagt, daß in der Mitte der Oberfläche jedes Eychens ein eingesenktes Grübchen sey. Wenn das Räupchen sein Leben und seine Zeit fühlt; so beißt es die inwendige Spitze des Deckelchens ab, dehnt sich aus, und steckt den Kopf durch die gemachte Oeffnung — schiebt den Körper nach, und die Schaale bricht, daß es frey wird, und heraus kommt. Ist es aber nicht merkwürdig, daß sich das Eychen schon vorher, ohne Zuthun des Thierchens, ehe dieses noch zu seiner Wirklichkeit gebildet ist, so formiren muß, daß es oben einen Eindruck, und inwendig eine kleine abstehende Spitze bildet, die das Räupchen fassen, abbeißen, und sich durchhelfen kann? Ich muß ihn tief anbeten, den unendlichen Verstand, der in der Natur so große Kleinigkeiten, mit solcher Absicht, und Ordnung bedacht und eingerichtet hat, noch ehe sie wurden — noch ehe das Mittel da war, die Absicht zu erreichen!

8. Weil sich diese Raupen so erschrecklich vermehren, und so großen Schaden thun, wie einmal im Jahre 1742, an allen Obst- und Waldbäumen geschahe, — weil die Menschen auch viel zu schwach sind, sie auszurotten; so hat die Vorsehung schon zu unserem Besten Ziel und Grenzen gesetzt, wie weit sie kommen sollen. Sie hat ihnen eben so kleine Fein-

de zugeordnet, die sich in ihre Eyer und in den festen Kitt derselben einbohren, und sie vertilgen. Eine kleine, kaum sichtbare Milbenart stellt ihnen desto emsiger nach, und frißt die kaum gebornen Räupchen schon in den Eyern.

9. Vielleicht aber sehen wir von der andern Art der Feinde, die ihnen nachstellen, selbst eine noch merkwürdigere Probe. Setze er die Zweigelchen mit den Ringeleyern in einer Schachtel hinter den Ofen. Nach ein Paar Tagen wollen wir nachsehen. — Wie erstaunte mein Gärtner, als er mir nachher nicht nur viele ausgekommene Räupchen, die dem Winter und seiner Strenge trotzten, sondern auch verschiedene, unendlich kleine goldgrüne Fliegen, zeigte, die sich aus dem einen Eyerstock aus den Eyern durchgebissen hatten, und munter in der Schachtel herumschwärmten? „Was ist das, rief er? Wo kommen die Fliegen her?“ Das sind seine großen Wohlthäter, erwiederte ich, vor denen er den Hut abziehen, und sich bedanken muß, für den Dienst, den sie seinen Obstbäumen gethan haben. Diese niedlichen Fliegen, *) können dahin kommen, wo die Ringeleyer sitzen, und wohin sich öfters kein Mensch wagen darf. Sie stechen in ein Ey mit ihrem Legestachel, und legen ein Eychen darin. Aus demselben kommt ein unendlich kleines Fliegenwürmchen — wie klein, da es in einem solchen Eychen Raum hat, kann er sich vorstellen? — Dieß lebt und zehrt so lange von den

*) Cynips; eine kleine Gallenfliege.

den Säften der Raupe, die hier eigentlich sollte gebildet werden, bis es zu seiner Reife gekommen ist. Dann verwandelt sichs in diesem Ey, in ein Fliegenpüppchen, und kommt zuletzt als Fliege heraus. Das ist die sonderbare Erscheinung, daß hier, statt der Raupen, ganz andere Insecten zur Welt gekommen sind. *) Wer muß nun nicht die väterliche Fürsorge des Höchsten verehren, nach welcher uns so unendlich kleine Geschöpfe so große Dienste thun?

XII.

Daß der Mensch kann bey wenigem vergnügt seyn.

„Dießmal hat mich eine Reise auf den Oberharz abgehalten zu ihnen zu kommen, schrieb mir Freund Goecking unter dem 12ten März 1789. Das ist eine ganz andere Welt, als hier bey uns im flachen Lande. Die Leute zu Clausthal säen nicht; sie ärnten nicht, und der allgemeine Menschenvater ernährt sie doch auf eine andere Art, vor welcher sich verzärtelte Weichlinge kreuzen und segnen möchten. Sie haben nichts als Wiesen. Alle übrige Lebensbedürfnisse: Butter, Milch, Käse, Holz, Wild und Fische ausgenommen, müssen sie von uns aus dem flachen

*) Mehr davon in meinem nützlichen Allerley: neue Auflage. I. 81, 82.

flachen Lande holen. Das alles tauschen sie gegen das ein, was sie aus den, aus der Tiefe der Erde aufgebrachten, Erzen schmelzen.“

„Die mehresten Mannspersonen bringen dort vom 10ten Jahre an, mehr als die Hälfte ihres Lebens unter der Erde, beym Scheine ihrer Grubenlichter zu, und sehen Gottes Sonne über der Erde selten. Vielleicht werden sie sich dies trauriger vorstellen, und daraus muthmaßen, daß diese Leute weniger frölich als unsere Bauern seyn möchten. Allein es ist gerade umgekehrt. Sie sind immer von Herzen lustig und frölich. Vielleicht rührt dieses daher, daß sie alle Sonnabend ihren richtigen Wochenlohn erhalten, — weniger Sorgen, als unsere Landleute haben, — immer in Gesellschaft arbeiten, und alle Wochen richtig einmal nach ihrer Bergmusik tanzen. Ich hätte auch noch eines Vortheils nicht vergessen sollen, den sie vor den Bauern voraus haben: ihre Kinder, wenigstens ihre Söhne, verdienen ihr Brod schon im 9ten oder 10ten Jahre, und dürfen nie Soldaten werden.“

„Noch eine Sonderbarkeit muß ich ihnen mittheilen. Die Einwohner zu Clausthal und Zellerfeld (zwey Bergstädte, die im Grunde nur eine Stadt ausmachen) haben den Winter lieber, als den Sommer, weil die Schlittenbahn gewöhnlich ein volles halbes Jahr ununterbrochen fortdauert, und man so lange auf dem Harze geschwind, wohlfeil und bequem, von einem Orte zum andern kommen kann. Das Reisen in Kutschen hingegen ist sehr beschwer-

lich. Berg auf, Berg ab, muß man immer durch enge Felsenwege, und sieht nichts, als den traurigen Tannenwald rings um sich her, der im Winter, wenn der Schnee die Aeste bedeckt, viel schöner aussieht; aber freylich das Auge blendet, statt es im Sommer zu stärken. Da man nirgend freye Aussicht hat, und der Sommer dort gewöhnlich sehr heiß ist; so fällt es fast Niemanden ein, spatzieren zu gehen. Möchten sie wohl ihren jetzigen Aufenthalt mit dem zu Clausthal vertauschen?“

So viel sonderbares und merkwürdiges trifft man oft in einer Gegend an, die kaum sechs Meilen von uns entfernt ist, und wir wissen es nicht! Eine Bestätigung des wahren, und so vielen in unsern Zeiten unbekannten Worts:

man braucht nicht viel, um vergnügt zu seyn.

XIII.

Vom Alter des Glases.

Je nützlicher eine Sache ist, desto angenehmer ist die Geschichte derselben, die Geschichte ihrer ersten Erfindung, wie die Menschen darauf gekommen, und wie sie solche immer zur größern Vollkommenheit gebracht haben. Unter den nützlichen Dingen in der Welt ist wohl das Glas nicht das letzte. Es scheidet wegen seiner Festigkeit Sommer und Winter, und läßt auf der einen Seite keine Kälte, auf der an-

dern keine Wärme durch. Zugleich aber verstattet es wegen seiner Durchsichtigkeit den Lichtstralen den freyesten Durchgang, und vertreibt die Nacht aus unsern Häusern und Stuben. In mancher Wissenschaft würden wir nicht so weit seyn, wenn uns das Glas fehlte. Es giebt uns gleichsam neue Augen, welche in die weiteste Ferne reichen, und mit welchen wir die Himmelskörper bereisen. Es macht uns sogar die allerkleinsten Gegenstände, die vor dem bloßen Auge gänzlich verschwinden, in millionenmaligen Vergrößerungen sichtbar. Hat allein durch Hülfe der Ferngläser die Sternkunde gewonnen, und uns mit neuen Planeten und Kometen bekannt gemacht; so hat die Naturgeschichte nicht minder dem Vergrößerungsglase die unendlichsten Vortheile zu danken.

Wem sollte nicht die Geschichte einer so nützlichen Sache angenehm seyn? Zwar verläßt uns hier das graue Alterthum, und es fehlt uns an zuverläßigen Nachrichten, die uns von der ersten Erfindung des Glases, und seiner nachmaligen Zubereitung zu so verschiedenen Vortheilen und Bequemlichkeiten für die Menschen, unterrichten könnten. Allein so ganz ohne Spur ist doch die alte Geschichte nicht. Die ältesten Schriftsteller haben doch schon unter mancherley Umständen des Glases Erwähnung gethan, und wir haben das Recht, daraus für unsere Zeiten die Schlüsse zu machen.

Unter den ältesten griechischen Schriftstellern war ein Dichter, Aristophanes,*) der, nach dem Urtheil der Gelehrten, in einer Komoedie: die Wolken, das älteste Zeugniß vom Glase haben soll. Es erhellet daraus, daß die lockern Brüder schon in jenen Zeiten Geniestreiche gemacht haben, wenn sie auf eine listige Art sich von ihren Schulden befreyen wollten. Ein gewisser Strepsiades erzählt darin dem Altvater Sokrates, der zu solchen Streichen wohl eben nicht aufgelegt war: man könne sich auf eine leichte Art seiner Schulden entledigen. Man dürfe nur zwischen den Schuldbrief oder Wechsel einen durchsichtigen Körper halten, und auf diese Weise die Schrift verbrennen. Zwar meynen einige; es könne das gebrauchte Wort auch Kristall, und durchsichtigen Bernstein bedeuten; allein ob dadurch das Verbrennen der Schrift könne bewirkt werden, das ist eine andere Frage. Und eben dieß macht es wahrscheinlich, daß hier eine Art von Brennglase gemeynt sey. Wäre dem so; so müßte man es zu der Zeit schon in der Kunst, das Glas zu bereiten, und insonderheit konvex zu schleifen, sehr weit gebracht haben.

Man beruft sich auch schon auf den Aristoteles, der zwo Fragen über das Glas soll gethan haben: über die Durchsichtigkeit und Zerbrechlichkeit desselben, daß es sich nicht hämmern und dehnen lasse. Allein

*) Physikalische und philosophische Abhandlungen der Gesellsch. der Wissensch. zu Manchester II. 30. ff.

Allein man kann sich nicht darauf verlassen, weil man sie nicht für ächt hält. Ein anderer alter griechischer Schriftsteller, Alexander Aphrodisieus hat auch schon von der Durchsichtigkeit des Glases ausführlich geredet.

Galen hat an mehr als an einem Orte des Glases gedacht, und scheint schon näher mit der Bereitungsart desselben bekannt gewesen zu seyn. Erzählt er doch: es werde aus Sand gemacht, den man im Ofen schmelze. Dieser Sand aber müsse sehr rein seyn. Denn so er metallische Theile enthalte; so bekomme man unreines gefärbtes Glas. Die Glasschmelzer wüßten es auch gleich aus dem äußern Ansehen, ob der Sand tauge. An einem andern Orte giebt er den Rath: man solle scharfe beizende Arzeneymittel in gläsernen Gefäßen aufbewahren, weil diese nicht davon angegriffen würden. Das ist in der That schon viel, was Galen davon wußte! Hatte man doch zu seinen Zeiten schon gläserne Schröpfköpfe, wie sie bey uns die Bader führen.

Zu den Zeiten des Kaisers Tiberius, erzählt Dio Cassius, sey ein Künstler gewesen, der dem Glase die Zerbrechlichkeit nehmen können. Er habe dem Kaiser einen gläsernen Becher gebracht, der nicht zerbrochen sey, wenn er ihn auch mit Gewalt an die Erde geworfen habe. Der Becher habe nur eine Beule bekommen, die er aber sogleich, in Gegenwart vieler Zuschauer, mit dem Hammer wieder ausgebessert habe. Der Lohn war schlecht genug, den

der Künstler bekam. Der Kaiser soll ihn haben hinrichten lassen, weil sonst alle silberne und güldene Gefäße ihren Werth verlieren würden.

Wir wissen es jetzt aus langer Erfahrung, daß sich nicht alles Holz zur Feuerung in den Glasöfen schicke; aber Plutarch wußte das auch schon, und sagt: daß dazu das Tamariskenholz das beste sey.

Bey den lateinischen Schriftstellern findet man schon umständlichere Nachrichten. Lukrez kannte schon einige Eigenschaften desselben, z. B. daß alle Bilder durchs Glas giengen. Darin bestehe auch der Unterschied der Töne und der Bilder. Jene giengen durch alle gekrümmte und winklichte Oeffnungen; diese aber, die Bilder, würden zerstückt, und undeutlich, wenn die Oeffnungen nicht gerade wären. Allein die Lichtstralen brechen sich doch oft in Winkeln durch die Gläser, und die Bilder bleiben doch deutlich. Indessen hatte er doch eine Kenntniß von den Eigenschaften des Glases. Horaz brauchte Vergleichungen, welche vom Glase hergenommen sind. Er redet von Dingen, die durchsichtiger und glänzender als das Glas wären. Martial rühmt: er trinke aus Gläsern, und gedenkt des durchsichtigen Pokals.

Seneka wußte schon, daß linsenförmig geschliffene Gläser vergrößern. Also mußte er doch auch schon wissen, daß das Glas könne geschliffen und polirt werden. Füllt man, sagt er, eine Glaskugel mit Wasser; so zeigen sich die Buchstaben, die man dadurch betrachtet, größer und deutlicher, als sie

wirk-

wirklich sind. Die vergrößernde Eigenschaft des Glases rühret daher, daß es dichter ist, und die Stralen stärker bricht, als die Luft. Gegenstände, welche man durchs Glas betrachtet, scheinen größer, und die Zwischenräume zwischen neben einander stehenden Pfeilern breiter zu seyn, als sie wirklich sind. Auch erscheinen die Sterne in feuchter Luft größer, als sonst. Betrachtet man einen ins Wasser gelegten Ring; so scheint er sich dem Auge zu nähern, d. i. größer zu werden, und eben dieses gilt auch von jedem Körper, den man durch eine Flüßigkeit ansieht. Offenbar wußte er schon, daß das Wasser, als ein durchsichtiges Mittel betrachtet, sich eben so zu den Lichtstralen verhalte, wie Glas. Sein merkwürdigstes Zeugniß bestehet darin, daß er schon die Prismata, und ihre Farbenbrechung gekannt habe. Man pflegt einen Glaskörper eckicht, oder winklicht, wie eine Keule, zu machen, der die Lichtstralen theilt. Wenn man die Sonne schief darauf fallen läßt; so spielt er alle Regenbogenfarben. *)

Hierbey fällt mir eine poßierliche Anekdote ein, welche ebenfalls noch die Kenntniß und Geschichte des Glases betrifft. Seneka sagt einmal in seinem 90sten Briefe: es sey ein Künstler, qui *Spiritu vitrum* in habitus plurimos format (der das Glas in verschiedene Formen blase). In dem Buche von den nürnbergischen Künstlern S. 275 scheint der V. dieses als ein Zauberstückchen angesehen zu haben,

*) Nat. Qu. L. I. 7.

und sagt: „man habe in alten Zeiten, vermöge eines besondern Spiritus die Gläser in allerley Formen gebracht.“

Die genaueste Kenntniß des Glases scheint in der That Plinius gehabt zu haben. Er sagt, daß es, wie andere wichtige Entdeckungen, in Phönizien zuerst erfunden sey. Daselbst habe man es zuerst aus dem Sande des Flusses Belus oder Belcus in Galiläa, der am Fuße des Berges Karmel entspringt, verfertigt. Ein Zufall — die erste Quelle fast aller Erfindungen — habe dazu Gelegenheit gegeben. Es habe nämlich die Mannschaft eines an der phönizischen Küste gelandeten Schiffes, einige Stücke Natrum oder Mineralalkali, womit ihr Schiff geladen gewesen, zur Unterlage unter die Kessel gebraucht, worin sie gekocht hätten. Bey dieser Gelegenheit wäre der Sand unter dem Feuer geschmolzen, und es wäre ein glasartiger durchsichtiger Körper zurückgeblieben. In den ältesten Zeiten war Sidon in Phönizien schon wegen seiner Glasfabriken sehr berühmt; Plinius hingegen berichtet: man habe zu seiner Zeit das Glas aus den Gegenden von Neapel vorzüglich hochgeschätzt.

Die Alten brauchten zu ihrem Glase reine weiße Kiesel, Muschelsand, und andern reinen Sand. In Indien nahm man Bergkrystall dazu. Daher auch das indianische Glas allen andern Sorten vorgezogen wurde. Der Bergkrystall wurde zuerst im Ofen, mit dreymal so viel Mineralalkali oder Natrum geschmolzen. Dieß gab eine undurchsichtige schwarze

Masse,

Masse, welche alsdann durch abermaliges Schmelzen fein gemacht, und in weißes Glas, oder mit einigen Zusätzen, in gefärbtes Glas verwandelt wurde.

Die Römer verstanden sich schon auf die Kunst, ins Glas etwas einzugraben, und es zu schleifen, wovon Plinius viel erzählt, und die antiken Gemmen, oder gefärbte Gläser, beweisen es. Entweder wurde das Glas schon mit einem Rohr geblasen, und in einer Drehbank abgedrehet, oder man goß es wie Metall in Formen. Ganz helles weißes Glas wurde vorzüglich geschätzt. Für zwey dergleichen Becher mit Henkeln von mäßiger Größe, bezahlte man mehr als sechs tausend Sestertia, oder über funfzig tausend Pfund Sterling. *) Da aber Martial der gläsernen Trinkgeschirre so oft erwähnt; und dem Ponticus vorwirft: wir trinken aus Gläsern; du aber aus *Myrrha*, d. i. aus buntfarbigen opalisirenden Gefäßen, welche *Myrrhina* hießen; und Plinius versichert: der Gebrauch der goldnen und silbernen Gefäße sey durch die gläsernen fast verdrängt worden; so scheinen doch die geringern Glassorten ziemlich gemein gewesen zu seyn.

Plinius beschreibt auch schon die erste Art von Brenngläsern, da man vermittelst hohler, und mit Wasser gefüllter Glaskugeln, die Sonnenstralen so enge zusammendrängen konnte, daß verbrennliche Sachen, die in den Brennpunkt gehalten wurden, sogleich in Flamme geriethen. Brauchten doch die

*) Zu sechs Thaler, 300000 Thaler in Louisd'or.

ärzte dieses künstlich verstärkte Sonnenfeuer, als ein Aezmittel bey Geschwüren und Wunden. Zu seinen Zeiten stand auch die Kunst, Edelgesteine aus Glasmassen nachzumachen, schon in großem Ansehen, und war sehr einträglich. Vopiskus erzählt, daß schon Firmus seinen Pallast mit viereckigen Glastafeln, die mit Erdpech zusammengekittet waren, habe auszieren lassen. Zwar kann man aus seinen Worten nicht sehen, ob es Fenster oder Spiegel gewesen sind; doch ist das erste das wahrscheinlichste, weil der ganze Pallast damit versehen war, und die Glastafeln mit Pech zusammengekittet wurden, damit sie ein Ganzes ausmachen möchten.

Merkwürdig aber ist es doch immer, daß sich die Alten schon immer fast gleicher Vortheile, wie wir, in der Oekonomie, bedient haben. Plinius gedenkt des nämlichen Kitts für zerbrochene Gläser, aus Eiweiß und ungelöschtem (lebendigem) Kalch, der noch jetzt gebraucht wird. Ja er hat schon bemerkt, welches neuere Erfahrungen bestätigen, daß man, ohne Gefahr heißes Wasser in ein Glas gießen könne, wenn solches nur zuvor mit recht kaltem ausgespühlet sey.

XIV.

Fortsetzung des 13ten Stücks.

In der Bibel finden sich ebenfalls schon Spuren der Glasmacherkunst. Wenigstens werden folgende Stellen: 2. B. Mos. 24, 10. Josua 19, 26. Hiob 28, 17. von den berühmtesten Auslegern vom Glase verstanden.

Wahrscheinlich haben die Aegyptier die Kunst, Glas zu machen, und zu färben, entweder selbst frühzeitig erfunden, oder von den Phoeniziern erlernt. Denn Cedrenus redet von einer aegyptischen Statüe aus smaragdgrünem Glase, welche noch unter der Regierung des Kaisers Theodosius I. zu Constantinopel gezeigt wurde, und der Sage nach aus den Zeiten des Sesostris herstammen sollte. Dem Strabo erzählten die Glasmacher zu Alexandrien: es werde nur in Aegypten eine Glaserde gefunden, welche zur Verfertigung der kostbarsten gefärbten Gläser unentbehrlich sey. Das Wort, welches gebraucht wird, *) kann aber zweyerley bedeuten. Entweder eine metallische Substanz, vielleicht Braunstein, oder es kann auch dauerhaft heißen, und dann wäre die sogenannte Glaserde vielleicht wieder nichts, als Soda, oder Mineralalkali, welches in Aegypten häufig und in vorzüglicher Güte, theils

*) Πολυχρόυς oder Πολυχρονυς.

theils aus dem Wasser verschiedener Landseen, theils aus einigen Pflanzen gewonnen wird.

Die berühmtesten griechischen Glasfabriken waren auf der Insel Lesbos. Wenn in des Firmus Pallaste die Glastafeln keine Fenster gewesen sind; so fieng man erst ziemlich spät an, das Glas zu Fenstern zu gebrauchen. Die ältesten Spuren von gläsernen Fenstern finden wir bey dem Lactantius, und beym Hieronymus über Ezech. 41, 16. Der Kaiser Justinian zierte die Kuppel der großen Sophienkirche zu Constantinopel mit Glasfenstern, welche die Schriftsteller jenes Alters als etwas ganz außerordentliches rühmen. Zu den Zeiten des Gregorius von Tburs hatten einige Kirchen in Frankreich Glasfenster. Erst im siebenten Jahrhundert wurden in Frankreich, und am Ende desselben durch Arbeiter aus diesem Lande, auch in England, Glashütten angelegt. Im achten Jahrhundert wurde die Glasmacherkunst auch in Deutschland, und im neunten in den nordischen Reichen eingeführt. *)

Ob man gleich das eigene Alter der Erfindung der gläsernen Spiegel nicht eigentlich bestimmen kann; so haben sie doch gewiß ein höheres, als man insgemein glaubt. Aus des Plinius Nachrichten schei-

*) Man vergleiche hiermit Domdorffs Antipandora I. 431. wo es heißt: daß Abraham Thewart, die Kunst, das Glas in Tafeln zu gießen, 1688 erfunden habe. Von den übrigen Glaserfindungen S. Antipandora II. 537. 538. 539. — Kunkels vollständige Glasmacherkunst. Einleit. S. 2. 3.

scheinen sie bey der Glashütte zu Sidon erfunden zu seyn; also auch bey den Phoeniziern. Verschiedene Stellen der alten Schriftsteller beweisen, daß man anfänglich dem Glase durch eine dunkele Farbe, hernach allein durch Bley, eine undurchsichtige Unterlage gegeben habe, wiewohl man schon in den ältesten Zeiten das Amalgama gekannt, auch gewußt hat, daß man Queckſilber am sichersten in gläsernen Gefäßen aufbewahren könne. Isidor von Sevilien sagt im siebenten Jahrhundert: daß sich zu Spiegeln keine Materie besser schicke, als Glas. Antonius von Padua, der 1231 starb, sagt in seinen Predigten: ein Spiegel sey nichts anders, als das feinste Glas. Vincentius von Beauvais lehrte sogar um das Jahr 1240 die Bereitung der Spiegel. Raymundus Lullius, der 1315 starb, hat die ganze Bereitung der Spiegel aus Glas und Bley, zwar nach seiner Weise undeutlich, aber doch so gelehrt, daß man siehet: er habe die Spiegel gekannt. *)

Daß die optischen Instrumente, als Teleskope und Mikroskope, in der Vollkommenheit, darin wir sie jetzt haben, unbekannt gewesen sind, ist eine ausgemachte Sache. Zwar beruft man sich auf eine alte scholastische Historie vom Comestor, in der Abtey Scheir, ums Jahr 1240, vor welcher die Astronomie, unter dem Bilde des, mit einem langen Rohre nach den Sternen sehenden, Ptolomäus vorgestellt gewesen; allein man weiß es auch, daß die

Alten

*) S. Domdorffs Antipandora II. 541.

Alten die Gestirne mit langen hohlen Röhren; aber ohne Gläser, betrachtet haben.

Was die Erfindungsgeschichte der oben angeführten optischen Instrumente betrifft; so will ich eine Stelle aus dem raren Tractat des Borellus *) hersetzen, welche manches aufzuklären scheint:

„Jetzt ist es Zeit, durch unleugbare Zeugnisse darzuthun, daß ein Middelburgischer Bürger der wahre Erfinder der Fern- und Vergrößerungsgläser sey:“

„Wir Bürgermeister, Scabini und Rathsherren der Stadt Middelburg in Seeland, haben den Johannem Zacharidem, der in unserer Stadt die optischen Instrumente (Conspicilia, nicht Brillen) verfertiget, — des Alters von 52 Jahren, vernehmen und abhören lassen; wie auch Saram Goedardam, die in dem Hause zum güldnen Kreuz, im innern Thor der Stadt wohnt: was sie nämlich von gedachter Sache wüßten, wer eigentlich in gedachter Stadt die langen Sehröhre (Conspicilia longa) oder Teleskope verfertige; worauf sie folgendes geantwortet haben:“

„Vor-

*) De vero Telescopii inventore, cum brevi omnium conspiciliorum historia, vbi de eorum confectione ac vsu, seu de effectibus agitur; novaque quaedam circa ea proponuntur; accessit etiam Centuria observationum microscopicarum, Authore Petro *Borello*, Regis Christianissimi Consiliario et Medico ordinario. Hagae Comitum 1655. 4. p. 29.

„Vorgedachter Johannes Zacharides sagte aus: diese Teleskope habe zuerst sein Vater: Zacharias Joannides, erfunden und verfertiget, welches, wie er oft gehört habe, in dieser Stadt um das Jahr 1590 geschehen sey. Doch sey das längste Teleskop zu der Zeit nicht über 15 oder 16 Zoll gewesen. Er versicherte, daß damals zwey dergleichen Instrumente: eins dem Prinz Moritz, und das andere dem Erzherzog Albert, wären überreicht worden, und die Teleskope von dergleichen Länge bis 1618 üblich gewesen wären. Darauf aber habe er so wohl selbst, als sein Vater, der vorgedachte Johannes Zacharias Johannides eine Fabrik angelegt, und längere Teleskope verfertiget, deren sie sich jetzt bey Nachtzeit zur Betrachtung der Sterne und des Mondes bedienten. Ueberdem aber versicherte er: daß auch 1620 ein gewisser Metius nach Middelburg gekommen sey, und dergleichen Teleskope verfertigt habe, dessen Methode nachzumachen er sich alle Mühe gegeben habe. Ein gleiches habe Cornelius Drebell *) gethan. Zugleich sagte dieser Zeuge aus: zur Zeit dieser Erfindung habe sein Vater auf dem Kirchhofe der neuen Kirche, wo jetzt die öffentlichen Auktionen geschähen, gewohnt.“

„Sara Goedarda hat nächstdem ausgesagt: es wären etwa 42 oder 44 Jahre — die eigentliche Zeit könnte

*) Diesem wird gemeiniglich die Erfindung der Brillen zugeschrieben. Vermuthlich aus einer unrichtigen Erklärung des Wortes: *Conspicilium.*

könnte sie nicht mehr angeben — daß die langen Fernröhre in dieser Stadt zuerst von ihrem verstorbenen Bruder Zacharia Johannide erfunden wären, der bey der Münze an der neuen Kirche gewohnt hätte, und sie es unzählichemal gesehen habe, wie er dergleichen Instrumente verfertige.“

Zu Steuer der Wahrheit haben wir Bürgermeister und Schöppen solches mit unserem kleinen Stadtsiegel besiegeln, und durch einen unserer Stadtschreiber unterschreiben lassen: am 3ten März 1655.

(L. S.) Unterschrieben von
Simon van Beaumont.

XV.

Erläuterung des Sprüchworts: das Bier kommt in Arbeit.

Wir haben unter uns, und in Deutschland, die Gewohnheit, daß wir: statt: das Bier fängt an zu gähren, zu sagen pflegen: es kommt in Arbeit. Ich will eben nicht behaupten, daß folgende Geschichte den Ursprung dieses Sprüchworts angebe; allein erläutert wird es doch dadurch. Denn es ist In England und in mehreren Ländern üblich, weil die Gährung, und das innere Aufbrausen der flüßi-

gen

gen Theile, als eine Art von Arbeit angesehen werden kann.

„Die Einwohner von Connektikut *) kommen in ihrer Regierungsform, in ihrem Religionssystem, wie auch in ihren Sitten und Gewöhnheiten sehr mit den Massachussettern überein. Sie entspringen, wie diese, von dem alten puritanischen Stamme, der unter den beyden Karln auswanderte, und hernach diese ganze Landschaft einnahm, ohne daß irgend ein anderer Europäer dazu gekommen wäre. In ihren Handlungen, in ihrem Umgange, in ihrem ganzen Betragen, bemerkt man ein besonderes Gemische, das man sonst nirgends siehet, und das man vielleicht Heucheley nennen möchte. Dieser Nationalstolz rührt noch von der äußersten Strenge ihrer alten Gesetze, und der sclavischen Genauigkeit her, der sie sich alle unterwerfen mußten.“

„Sie wissen, daß die Feyer des Sabbaths oder des Sonntags, unter den Kalvinisten ein Gesetz ist, dem sich Niemand entziehen darf. Diese guten Leute waren von der Nothwendigkeit, diesen Tag durch unthätige Ruhe und Andacht zu heiligen, so eingenommen, daß sie auch des Sonnabends nicht einmal Bier brauen wollten, aus Furcht, es möchte solches am Sonntage in Arbeit gerathen. Denn das Wort: arbeiten, ist im Englischen, mit Gähren, einerley.“

Also

*) Briefe eines amerikanischen Landmanns II. S. 69. nach meiner Uebersetzung.

Also hielten sie auch die mechanischen Bewegungen, die von selbst in manchen Dingen entstehen, als das Gähren des Biers am Sonntage, für Sünde.

„Die strengen Gesetze dieser Leute erforderten eine Art von Zurückhaltung, nicht nur in ihrem Betragen, sondern selbst in der Sprache ihres Umganges. Daher der, dieser Provinz eigene, Dialekt — der Ton, woran man die Einwohner überall erkennt, wo man sie antrifft; die Kaltblütigkeit, die sie auch selbst in den Augenblicken der heftigsten Gemüthsbewegungen und des Zorns beybehalten, wo der Mensch seiner am wenigsten mächtig ist. Der Hypokrit, sagt Shenstone, ist ein Halbtugendhafter, der sich auch dann noch mit dem Scheine der Tugend bedeckt, wenn er ihren Regeln nicht mehr folgen kann.“

XVI.

Angeschossenes Harz an einem dürren Reischen von Büchenholz.

Wenn man vor einem Holz- oder Wasenhaufen stehet, so wird man finden, daß hier und da an den trockenen Stöckern ein gelbliches Harz hervorgequollen sey. Die Natur wirkt allenthalben, selbst im dürren Holze noch, und man findet immer Gelegenheit, auch bey den gemeinsten und unansehnlichsten Gegenständen, ihre weisen Gesetze zu bewundern.

dern. Diesmal zog ein kleines Aestchen meine Aufmerksamkeit an sich, weil verschiedene gelbliche Harzfäden aus demselben hervorgequollen waren, die im Vorquillen ganz besonders artige Gestalten angenommen hatten. Ob ich gleich etwas von dieser niedlichen Figurirung schon mit bloßen Augen sehen konnte; so war es doch nichts gegen den Anblick, und gegen die Schönheiten, die mir das Vergrößerungsglas zeigte, zumal da ich das Object des Abends mit dem Kollektivglase scharf von oben beleuchtete. Nimmermehr würden wir erfahren haben, wie die Natur im Verborgenen, in ihren geheimen Werkstätten, so bewundernswürdig schön arbeitet, wenn wir sie nicht mit unsern bewaffneten Augen gleichsam belauschen könnten. Wie manches kann man sich nicht erklären, so lange man es mit bloßen Augen siehet? Wie vielen ist der Schimmel eine unbekannte Erscheinung? Ein Blick mit dem Glase — und man erstaunt, einen kleinen Wald von lauter Umbellifern, oder schirmtragenden Pflanzen, zu sehen.

So gieng es mir mit dem aus dem Holze hervorgequollenen Harze. Ich will erstlich beschreiben, wie ich es fand. Auf der Borke eines trockenen Büchenästchens waren verschiedene goldgelbe Fäden hervorgetrieben, die sich senkrecht aufgestellt, und verschiedentlich neben einander hergelegt, auch durch einander geschlungen hatten. Schon dem bloßen Auge war der Anblick dieses kleinen gelben Wäldchens und der Farbe angenehm und bedeutend. Allein die ei-

gentliche Entstehungsart und Beschaffenheit der Sache konnte ich mir noch nicht auflösen. Die Erfindung des Vergrößerungsglases ist eine schöpferische Erfindung. Es führet uns in neue Schöpfungen — in neue Welten.

Als ich einige Fäden mit der Borke ablöste, und sie in den erleuchteten Fokus unter das Glas brachte; so erblickte ich gleichsam eine neue Schöpfung. Ich sahe nun deutlich, wie diese Fäden entstanden waren, und sich formirt hatten. Denn

1. war dieses gelbe harzichte Wesen aus der innern Substanz des Holzes selbst herausgekommen;

2. war es durch alle Häute desselben durchgegangen, und hatte sich selbst durch die feinen Löcher der Borke oder Schaale einen Weg gebahnt, wie ich deutlich an den Stellen sehen konnte, wo die Borke von dem Splint abgelöst war;

3. hatte es die helleste durchsichtigste Farbe, wie sie der reinste Bernstein immer haben kann;

4. war es unten, auf der Fläche, wo es sich durchgedrängt hatte, zum Theil rund, zum Theil breit und prismatisch, nachdem die Löcher in der Schaale beschaffen waren;

5. bestand es aus lauter dünnen und zarten Fäden, die sich neben einander her gelagert, und sich, je höher sie getrieben waren, oben kraus durch einander gekrümmt hatten, wie die Staubfäden einiger Nelken, und die weiblichen Blüthen der Haselnüsse zu seyn pflegen.

Aus diesen Erfahrungen konnte ich nun folgende Schlüsse machen, wozu mich gleichsam der Augenschein berechtigte.

1. Es war die gelbe Materie ein feines Harz, welches innerhalb des Holzes mit seinen Theilen vermischt gewesen war. Bey der Rothbuche kann man inwendig in einem gespaltenen Kluft die Harzflecke deutlich sehen;

2. konnte ich mir erklären, warum nicht aus jedem Aestchen dergleichen Harz hervorgequollen war, weil nicht jedes schon so viel Vorrath in sich hatte;

3. konnte ich mir den ganzen Proceß, wie die Sache zugegangen war, vorstellen. Da das Holz anfieng zu trocknen; so verdunsteten die wässerichten Theile; die harzichten aber wurden aus ihrer Vereinigung herausgerissen, und näher zusammengedränget. Dies wurde durch das Eintrocknen des Holzes noch mehr befördert. Die Harztheile mußten also weichen, uud nahmen den leichtesten Weg, wo sie den wenigsten Widerstand fanden. Sie giengen nämlich durch die Löcher oder Poros des Splints und der Borke;

4. konnte ich mir auch die Art, wie sie sich formten, erklären. Sie mußten sich durch die engen und feinen Löcher, wie der Drath durch eiu Zieheisen, in sehr dünnen Fäden durchpressen. Je mehr nun das Holz zusammentrocknete; desto stärker war unten der Druck auf diese Theile, und desto höher mußten sie steigen. So bald sie nun aus den Poris heraus- und ins Freye kamen, mußten sie sich zusammenle-

gen, und wegen ihrer elastischen Kraft, oben, wie der Saugrüssel eines Schmetterlings, spiralförmig umkrümmen.

Ich habe nachher noch verschiedene Gegenstände dieser Art beobachtet, und bey allen, in der Mannichfaltigkeit ihrer Bildung, große Verschiedenheiten, und anziehende Schönheiten gefunden. Dies alles wirkt die Natur im Verborgenen, nach den weisesten Gesetzen. Wer hätte sich dieses an einem kleinen verächtlichen Stückchen Holz vorstellen sollen, das in wenigen Augenblicken in Asche verwandelt wird?

XVII.

Zwo besondere Merkwürdigkeiten von der gemeinen Mücke. *)

Dieses, allen Kindern bekannte Insekt — diese Plage des Gesichts, der Hände und Füße, an heißen Sommerabenden, so klein es auch ist, hat gleichwohl so viele Merkwürdigkeiten an sich, daß sie für unsern Verstand und Auge unerschöpflich sind. Ein Heide hat schon davon gesagt:

»mit

*) Von den Mücken, Culex pipiens *Linn.* von ihrem Stachel, und Flügeln — von ihrer Geburt — u. s. w. habe ich schon im Zeitvertreib und Unterricht für Kinder, 5ten B. im 25—28sten St. gehandelt.

„mit welcher Absicht und Ordnung — mit welcher Kraft — mit welchen unbegreiflichen Vollkommenheiten, hat sich die Natur, in so kleinen, fast ins Nichts gehenden Dingen geoffenbart, da sie eine einzige Mücke mit so vielen Sinnen versehen hat?“

Der große Linné hat die Naturgeschichte der Mücken in einer ganz vortrefflichen, und unnachahmlichen Kürze gefaßt. „Die Larven der Mücken leben im Wasser. Ebenfalls ihre zweygehörnten Puppen, die darin unaufhörlich auf und niederfahren. Das Insekt lebt in der Luft, und auf dem Lande, sticht, und macht einen singenden Ton. Nur die Weibchen stechen. Umgekehrt bey den Pferdefliegen, da es die Männchen thun. Das Männchen hat bärtige Fühlhörner und Bartspitzen.“

Schon dieses ist eine auffallende Merkwürdigkeit, daß die Mücke halb Wasser- halb Landinsect ist. Wer nichts, noch gar nichts von der Lebensart und Verwandlungsgeschichte dieser Insekten wüßte, würde uns kaum glauben, wenn wir ihm sagen: die weibliche Mücke legt ihre Eyer aufs Wasser. Daraus kommen kleine, im Wasser sehr munter herumspielende Würmer, die mit solchen Zangenbissen versehen sind, daß man unter dem Vergrößerungsglase denkt, das schrecklichste Raubthier zu sehen. Diese verwandeln sich in Puppen mit zwey umgekehrten Hörnern, womit sie Luft schöpfen, welche so lange im Wasser bleiben, bis die unter ihren Häuten gebildete Mücke, oben zwischen den beyden Hörnern die

Haut sprengt, sich mit ihren langen Füßen heraushilft, auf der Hülle so lange stehen bleibt, bis sie trocken geworden ist, und — dann davon fliegt. Gleichwohl kann er, wenn er will, im Junius und Julius, die Geburt der Mücken täglich in Gläsern sehen. Doch, ich begnüge mich, jetzt nur zwo besondere Merkwürdigkeiten dieser Insekten anzuführen: 1. wie das Weibchen seine Eyer legt; 2. wie es mit seinem Stachel zu saugen und zu stechen pflegt:

1. So bald die Mücke ausgekommen ist, und fliegen kann, — flieht sie das Wasser, worin oft viele ihrer Cammeraden umgekommen sind. Es ist nicht mehr ihr Element, in dem sie gleichwohl schon unter der Gestalt der Larven und Puppen ihr Daseyn hatte, wie es der Schmetterling in der Raupe hat, und ganz, mit Flügeln, Füßen und allen seinen Theilen, in den Säften derselben verborgen steckt. Fürsten und Große der Welt, die so viel vermögen, erstaunten, als der erfahrne Swammerdamm vor ihren Augen eine völlig reif gewordene Raupe, die sich nicht mehr häuten durfte, öfnete, — ihre Säfte austrocknete, und den völlig gebildeten Papillon herauszog.

Die Mücke begiebt sich in die Luft, und sucht ihres Gleichen. Gar bald finden sich Pärchen zusammen, und erfüllen die ersten, ihnen eingepflanzten Triebe der Natur. Das Weibchen fühlt seine Eyertracht, und sucht sich seiner Bürde zu entledigen. Aber wo? Wer sollte es denken? abermal wie-

der auf dem Wasser, worin es gebohren, und dem es doch gleich nach seiner Geburt, aus Furcht zu ersaufen, so eilig entflohen war. Wäre dies ein blosses Ungefähr; so würde sich doch eine solche Mücke einmal versehen, und ihre Eyer aufs Land legen. Allein dies ist von der Schöpfung an, bey der unaussprechlichen Menge von Mücken, die schon jedes Jahr da gewesen sind, noch nie geschehen, und wird nie geschehen. Eine Wassermücke wird nie ihre Eyer aufs Land, und eine Erdmücke*) nie dieselben ins Wasser legen. Ist es nicht ein unverkennbarer göttlicher Trieb, der ihnen durch die Hand der Vorsehung eingepflanzt ist, daß sie sich hierin auch kein einzigmal irren, und das Land statt des Wassers wählen? Nein! es würde dadurch jedesmal eine Familie von wenigstens 300 Kindern zu Grunde gehen. Denn unter das legt keine Mücke ihre Eyer.

Es gehört in der That ein günstiger Augenblick dazu, wenn man eine Mücke in diesem ihren mütterlichen Geschäffte des Eyerlegens antreffen will. Man kann ihn haben, wenn man sich die Mühe

*) Tipula, die Schnake: Erd- oder Landmücke, der Langfuß. Diese legt ihre Eyer mit einem langen Legestachel tief in die Erde, damit die jungen Würmer gleich an die Wurzeln der Pflanzen kommen können, die ihre Nahrung sind. Sie würden erstaunlichen Schaden thun, wenn sie nicht die Krähen auf den Wiesen und Aengern verzehrten, wenn sie hervorkommen, und auf dem Grase herumkriechen.

nicht verdrüßen läßt, zu Anfang des Junius in der Mittagsstunde, oft an einen kleinen modrichten Graben zu gehen, in welchem den Sommer durch mehr Mückenwürmer, als Fische im Meer, spielen. Hier muß man sich nahe an diesem Graben an einem schattigten Orte niedersetzen, und immer auf die, über der Oberfläche des Wassers herumschwärmenden, Mücken Achtung geben. Denn das sind lauter Weibchen, die ihre Eyer ablegen wollen. Ein solcher Graben ist dazu der bequemste Beobachtungsort, weil er schmal ist, und man ihn übersehen kann.

Ich saß einst auch einmal an diesem Graben; allein die Oberfläche war mit Wasserpflanzen zu stark bedeckt, als daß ich mir die gewünschte Beobachtung hätte versprechen können. Ich verließ meinen Platz, und gieng an eine Stelle, wo das Wasser frey war, und doch Mücken genug herumschwärmten. Zum Ueberfluß fischte ich mit meinem Netze alle oben auf schwimmende Blätter und Holzspänchen ab, und legte ein schmales Weidenblatt nahe am Ufer aufs Wasser, so daß ich es immer in Augen haben konnte. Es währte nicht lange; so kam eine Mücke, und schwebte langsam und ängstlich über dem Wasser herum, und schien sich ein Plätzchen zum Eyerlegen aussuchen zu wollen. Geschwind legte ich mich nieder, so daß ich alles, was auf dem eingelegten Weidenblatte vorgieng, genau sehen konnte. Glücklich entdeckte sie dieses Blatt, und ließ sich auch gleich auf demselben nieder. Denn eine Ruhestätte muß sie haben: wäre es auch nur ein Grasstiel-

stielchen, ein Strohhälmchen, oder ein Holzspänchen, weil sie mit ihren zarten Füßen das Wasser nicht berühren darf, ohne zu ersaufen. Auch wird sie sich nie auf einen stark fließenden Fluß wagen, weil sie da mit dem Blättchen, auf das sie sich gesetzt hätte, beständig fortschwimmen, und im Eyerlegen gehindert werden würde.

Nachdem sie einigemal auf dem Blatte hin und her gelaufen war; so blieb sie am äußersten Ende des Vordertheils des Blattes sitzen, und gab ihrem Körper eine besondere Stellung. Vorn stämmte sie sich mit den vier Vorderfüßen fest; die beyden Hinterfüße aber streckte sie auswärts ins Wasser; so daß sie unten zusammentraten, und einen Winkel formirten. Recht in diesen Winkel setzte sie das Ende des Hinterleibes ein, und fieng an zu legen. Dieß geschiehet darum, damit nicht die einzeln gelegten Eyer fortschwimmen und sich zerstreuen, die aber alle, nach ihrer Bestimmung, in einem Häufchen beysammen bleiben sollen. Durch den Winkel der Hinterfüße werden sie gehalten, und das Thierchen kann immer eins an das andere legen.

Die Eyer selbst sehen wie kleine Zuckerhüte aus; die stumpfspitzen Enden kommen oben — die dickrunden unten zu stehen. Mit dem letzten dickrunden Theile kommen sie zur Welt, und werden aufs Wasser gesetzt. So bald also ein Eychen aufs Wasser kömmt; so steht es aufrecht. Gleich dabey das zweyte, das dritte, u. s. w. aber nicht in einer geraden Linie; sondern zwey, drey, auch vier neben einander.

ander. Jedes Ey ist mit einem klebrichten Safe überzogen, und sitzt gleich an dem andern fest. Dadurch wird das Ganze so genau verbunden, daß das Eyerhäufchen beysammen bleibt. Merkwürdig ist es, daß die ersten und letzten des Häufchens niedriger, als die in der Mitte waren, wodurch das Ganze einem kleinen Kahn oder Nachen ähnlich wurde, und bequem auf dem Wasser schwimmen konnte.

Ich ließ meine Mücke ihre Eyerlage vollenden. So bald sie fertig war, welches beynahe eine Viertelstunde erforderte, zog sie ihre Hinterfüße zurück, und stieß den kleinen Eyerkahn fort, daß er mitten auf dem Graben zu stehen kam — erhob sich in die Luft, und war unbekümmert, wie es ihrer Nachkommenschaft gehen möchte. Ich durfte nur mit meinem Stocke eine kleine Bewegung im Wasser machen; so kam der Eyerkahn wieder nach mir zugeschwommen. Sogleich beschloß ich, ihn in einem feucht gemachten Blatte mitzunehmen, damit ich Muße hätte, die Eyer desto genauer zu zählen. Er wurde in ein großes Zuckerglas gesetzt und solches mit Wasser aus demselben Graben angefüllt. Ich konnte ihn bequem dichte vors Auge ziehen, und zählte insgesammt mit der Lupe 374 Eyer. Nachher habe ich noch verschiedene Eyerschiffchen nachgezählt; aber die Zahl immer ungleich, doch nie über 400 angetroffen. Da ich die Vorsicht gebrauchte, das Wasser um den dritten oder vierten Tag zu erneuern; so hatte ich das Vergnügen, nach etwa drey Wochen die Mückenwürmer glücklich auskommen zu sehen.

In diesem Wasser hatten sie Nahrung genug, und verwandelten sich nach 12 Tagen, in Puppen, und binnen eben so vieler Zeit, gegen die Mitte des Julius, in so viele Mücken, daß mein ganzer Saal damit angefüllt wurde. Ungefähr 10 — 12 Eyer waren verunglückt; die übrigen alle ausgekommen. Ich untersuchte die mißgerathenen Eyer zwischen dem Preßschieber unter dem Vergrößerungsglase, und fand die Mückenwürmchen darin vertrocknet. Vermuthlich war das daher gekommen, weil das Ganze auf dem Wasser in dem Glase, von der Luft nicht die Bewegung gehabt hatte, als in der freyen Natur auf dem Graben. Mithin waren einige Eyer nicht feucht genug geblieben.

Ich habe hierbey noch zweyerley merkwürdiges anzuführen. Das erste ist, daß sich die Natur nach ihren ewigen Gesetzen im Kleinen eben so gut, als im Großen richtet. Der schwerste Theil des Eyes neigt sich daher immer unterwärts nach dem Wasser zu. Dies ist die Ursache, warum die Eyer auch mit diesem dickrunden schwerern Theile allezeit zuerst aus Mutterleibe — und auf dem Wasser zu stehen kommen. Das zweyte ist, daß der dickrunde Theil des Eyes auch darum unten stehen müsse, weil der Mükkenwurm allezeit aus diesem dicken Theile auskommen muß; und warum das? damit er gleich, wenn er die Klappe oder den Deckel abstößt, in seinem Element — im Wasser sey; und sich forthelfen könne. Durch die enge Verbindung der Eyer unter einander bleibt auch das Ganze auf dem Wasser aufrecht ste-

hen.

hen. Kein Eychen trennt sich von dem andern. Keins kann sich umkehren, sondern das Gleichgewicht des Kahns wird vollkommen erhalten, der Wind mag ihn treiben, wie er will.

Meine Mücke hatte 374 Eyer gelegt. Wir wollen nur 300 annehmen. Die eine Hälfte davon soll aus Männchen; die andere aus Weibchen bestehen, deren jedes wieder 300 Eyer zu legen im Stande ist. Wir machen die Rechnung: es würde sich alsdann die erste Nachkommenschaft eines Mückenpaars schon auf 45000 Eyer belaufen. Man nehme wieder die Hälfte davon: 22500 als Weibchen, und gebe jedem abermal 300 Eyer; so haben wir bey der zweyten Generation eine Brut von 6,750000, oder mehr als sechs Millionen Mücken. — Und diese wieder bey der dritten und vierten Generation? — Zumal da sich die Mücken bey günstiger Witterung im Jahr wohl dreymal vermehren, welches man doch bey andern Insekten nur einmal, höchstens zweymal bemerkt.

Es ist erstaunlich, wie leicht sich diese Thierchen vermehren, und dazu alle Gelegenheiten zu nutzen wissen. Man darf im Sommer nur ein Milchfaß mit Wasser in den Garten setzen, und einige Pflanzen hineinwerfen. Binnen 14 Tagen ist alles von Mückenwürmern lebendig. In jedes stehende Wasser, in jede Regenpfütze legen die Mückenweibchen ihre Eyer. Und hätte die Vorsehung ihnen nicht Gränzen gesetzt: so würden wir uns in unserem Vaterlande vor Mücken nicht retten können. Die

Mos-

Moskiten in Lappland und Amerika geben davon ein Beyspiel.

Ich habe zwar bey jedem Insekt die deutlichsten Spuren der Weisheit eines allmächtigen Schöpfers gefunden; aber die Art, wie die Mücke ihre Eyer zu legen pflegt, hat mich besonders gedrungen, mit stiller Anbetung zu sagen: „Herr! wie sind deine Werke so groß. Du hast sie alle weislich geordnet.

XVIII.

Fortsetzung des 17ten Stücks.

2. Die zwote Merkwürdigkeit, die ich noch an den Mücken bemerkt habe, ist die Art ihres Saugens — und Stechens. Denn beydes ist offenbar verschieden; nicht nur in Absicht des doppelten Stachels, sondern auch der Wirkungen. In der That haben sehr wenige darauf gemerkt, und mich hat die eigene Erfahrung darauf geleitet.

Als ich mir vornahm, das Manöver des Saugens an mir selbst zu beobachten; so setzte ich mich nicht weit von meinem Graben vor eine Laube, wo ich gleich von mehr, als einem Weibchen auf der Hand befallen wurde. So bald sich das eine festgesetzt hatte, bließ ich die übrigen weg, und legte mich mit der Lupe im Fokus, ihrem Betragen genau zuzusehen.

An-

Anfänglich tappte es mit dem Saugrüssel lange auf der Haut herum, ehe es einen bequemen Ort finden konnte. So lange es dieses that, war noch nichts von dem Rüssel, als die befiederte Scheide zu sehen. Nun aber fand es, vermuthlich einen vom Schweiß erweichten dünnen Theil auf der Haut, und setzte sich in Positur, sein Saugewerk zu beginnen. Es zog die Füße nahe zusammen, so daß es sich recht fest darauf stämmen konnte, weil sie alle sechse oben weiter aus einander standen, und der Körper darauf ruhete. Die Flügel hielt es in die Höhe, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, und den Kopf mit dem Stachel nieder. Dieser letztere wurde recht senkrecht eingedrückt, und der Kopf drückte nach. Gleich empfand ich den Stich, so bald der Stachel durch die Haut gedrungen war. Indem ich nun genau zusahe; so drang der Stachel immer tiefer, und zeigte sich ganz bloß, als ein weißlicher Faden. — Da er fast bis zur Hälfte hinein war; so öffnete sich die Scheide, die sich nach eben dem Maaß in die Höhe schob, als der Stachel eindrang, und wich gegen die Brust zu, in der Figur eines großen, oben stumpfen lateinischen ∩ zurück. Allein der Stachel gieng nun weiter bis an den Kopf hinein, und nun sahe ich das rothe Blut in demselben aufsteigen, womit binnen einer Minute der ganze Hinterleib des Thierchens angefüllet wurde. Als sich der kleine Vampyr recht voll gesogen hatte, zog er den Stachel heraus, — die Scheide schloß sich gleich wieder darüber, und er flog vergnügt von dannen.

Dies war mir nicht genug, weil ich von dem Stich und Blutsaugen nichts weiter empfand, auch die Wunde nachher nicht aufschwoll, noch weniger sich entzündete. Ich ließ also ein zweytes Weibchen meine Hand stechen, und so wie es den Stachel bis zur Hälfte eingesenkt hatte, bließ ich es so lange und so stark an, bis es sich gezwungen sahe, zu weichen. In dem Augenblick aber empfand ich den zweeten, und weit empfindlichern Stich. Meine Wunde juckte. Es lief eine Beule auf, und die Hand schmerzte mir einige Tage.

Als ich den Stachel nachher unter dem Vergrösserungsglase genauer untersuchte; so fand ich, besonders, da ich ihn zwischen dem Schraubepreßschieber allmählich zusammenpreßte, daß in dem Saugestachel noch ein überaus feiner spitzer Stachel verborgen steckte, den die Mücke in die Wunde ausschießt, wenn sie am Saugen gehindert, und verdrüßlich gemacht wird. Läßt man sie aber ruhig saugen, bis sie satt ist; so bleibt dieser stecken, und der Saugerüssel verrichtet nur seine Dienste. Daher kam es auch, daß ich das erstemal nur den Stich des Saug:stachels, ohne weitere Folgen; das zweytemal aber, da ich die Mücke wegbließ, den empfindlichen Stich des Stechstachels, empfand.

Wie wunderbar und weise ist also dieses Werkzeug in einem so kleinen Thierchen eingerichtet, das sich doch, wenn es an seiner Nahrung gehindert wird, auf eine empfindliche Art zu rächen weiß. Ob aber der zweete, weit feinere und spitzere Stachel al-

B S B MÜNCHEN

lein, diesen Schmerz mit seinen Folgen wirken kann, oder ob die Mücke zugleich, wie die Biene, und einige andere stechende Insekten, eine Art von giftigen Saft in die Wunde spritzt, kann ich nicht entscheiden.

Ich habe mich von der Wahrheit dieser Sache und von der doppelten Beschaffenheit des Saug- und Stechstachels, in dem Winter 1788 in 89, der bekanntermaßen sehr strenge war, noch mehr zu überzeugen gesucht, da ich die Mücken bey Tausenden in einem kleinen Kellergewölbe nahe bey dem großen Keller, oben an der Decke, abnehmen konnte, wohin sie sich alle wegen der großen Kälte gezogen hatten. Ich konnte täglich über ein Dutzend aufopfern, und fand bey jedem Weibchen den doppelten Saug- und in demselben den Stechstachel. *)

Bey dieser Gelegenheit konnte ich auch die Art des Singens und Fluges genauer untersuchen, da ich verschiedene ans Fenster fliegen ließ. Gewiß ist es, daß sie mit den zarten Trommelstäbchen unter den Flügeln den singenden Ton erregen, wenn sie damit an die gespannten Flügel schlagen, und eine zitternde Bewegung machen. Allein ich muß auch Herrn Kleemann Recht geben, daß sich diese Kölbchen im Fluge des Insekts, beständig in einem Wirbel herumdrehen, mithin offenbar auch mehr Luft

*) Herr Kleemann hat ähnliche Erfahrungen gemacht in seinen schätzbaren Beyträgen zu dem Roeselschen Insektenwerke S. 125, und die Naturgeschichte der Mücken mit vortrefflichen Kupfern: Tab. 15. 16. erläutert.

Luft unter den Flügeln in Bewegung setzen, und also den Flug erleichtern. Eine Erfahrung, welche vollkommen berechtiget, diese Hämmerchen unter den Flügeln der Mücke, sowohl Ton- als Windkölbchen zu nennen.

Meine Leser mögen urtheilen, ob sie von einer Mücke etwas gelernt haben.

XIX.

Schreiben an ein zwölfjähriges Mädchen über den kleinsten Papagey.

Liebes Dorchen!

Dein letzter Brief hat mir viel Vergnügen gemacht. Sehr gut hattest du das behalten, was ich neulich in deiner Gesellschaft von den schönen fremden Vögeln erzählte, die ich in Leipzig gesehen hatte. Es war unter andern darunter der große, rothe, langgeschwänzte afrikanische Rabe; ein sehr wildes und bösartiges Thier! — Einige Kakadus, verschiedene Paradiesammern, und besonders die kleinste Art von Parkitchen, oder afrikanischen Papageyern, die man auch guinéische Sperlinge nennt.

Von diesen letztern sagte ich damals nur etwas, was dir sehr merkwürdig schien: nämlich daß sie so freundschaftlich gegen einander wären, daß sie ohne

einander nicht leben könnten. Der Mann hatte noch zwey im Käfig, sagte aber: daß ihm schon zwey gestorben wären. Da der eine davon abgegangen; so hätte sich der andere in kurzer Zeit todtgegrämt. Er nannte sie daher: *inseparable*, weil sie sich nicht trennen ließen; sondern beysammen lebten, und zusammen stürben.

Ich weiß es noch recht gut, wie sehr dich dieses rührte. Du schriebest mir, daß du von diesen Vögelchen noch mehr zu wissen wünschtest; ja! du setztest hinzu: ich möchte dir doch sagen, wie es zugienge, daß du den Vögeln gewogener wärest, als andern Thieren. Beydes will ich dir in diesem Schreiben beantworten. Die Vögel sind mehr Menschenfreunde, als andere vierfüßige Thiere; wo nicht alle, doch die meisten, besonders die kleinern Arten. Es giebt aber auch, wie du weißt, unter den Vögeln gewaltige Raubthiere. Ich möchte dem amerikanischen Kondur in Chili nicht in die Klauen gerathen. Daß du aber den Vögelchen, z. B. deinem Hänflinge, Canarienvogel, Lerche, und Staar, so gut bist, das kommt von den übereinstimmenden Eigenschaften dieser gutmüthigen Vögelchen, und deiner guten sanften Gemüthsart her. Wie man selbst ist, so schätzt man auch andere, wären es auch Thiere, wenn man an ihnen etwas ähnliches findet. Es macht dir also Ehre, daß du ein gutes Herz hast. Suche es zu erhalten, und denke stets an die viel bedeutenden Worte deines Freundes, daß das der größte Schatz des

Menschen sey: Gottes Wort zu bewahren, in einem feinen und guten Herzen.

Nun zu deinem zweeten Wunsche: von dem schönen, niedlichen, allerliebsten, kleinen Inseparable — dem Muster der zärtlichsten Treue bis in den Tod — noch mehr zu erfahren. Ich wünschte, daß du ihn selbst gesehen hättest. Man konnte ihm die Treue und Zärtlichkeit recht ansehen. Er ließ sie auch gegen seinen Wohlthäter und Herrn blicken, wenn er an den Käfig trat und ihn fütterte. Ich will dir aber zur Belohnung, weil du so gut denkst, von diesen Vögelchen noch eine Geschichte erzählen, welche recht für dein Herz seyn wird. Vorher aber laß dir noch etwas von dem Papageyengeschlecht überhaupt sagen.

Alle buntfärbige Vögel nennt man Spechte, und sie machen eine eigene Ordnung aus. Diese Ordnung faßt verschiedene Geschlechter in sich, als Meisen, Zeisige, Mandelkrähen, Eisvögel, Heher, die eigentlichen Spechte, u. s. w. kurz vom Papagey bis zum Kolibri.

Was die Papageyen betrifft; so haben sie nach gewissen besondern Umständen, — nachdem sie an Größe, Gestalt und Bildung des Schwanzes verschieden sind, auch verschiedene Namen bekommen. Einige sind sehr groß, fast wie ein Huhn, und haben lange Schwänze. Dies sind die indianischen Raben. Andere sind zwar groß; haben aber einen kurzen Schwanz, und diese werden nach den Farben abgetheilt.

Die ganz weißen mit der Haube auf dem Kopfe, heißen Kakadu's, oder Haubenpapageyen. Die rothen heißen Lauris, und die buntfarbigen sind die eigentlichen Papageyen.

Die kleinern mit langen Schwänzen heißen Parkitchen, und die mit kurzen Schwänzen Perokets. Unser Linné macht nur drey Abtheilungen, als große Langschwänze; kleine Langschwänze; und Kurzschwänze; giebt ihnen aber folgende Kennzeichen, die dem ganzen Geschlecht mit allen seinen Arten eigen sind.

Der Schnabel ist krumm gebogen, und der Oberkiefer, wie in einem Charnier, beweglich. Die Nasenlöcher stehen an der Wurzel des Schnabels. Die Zunge ist dicke und fleischicht, auch übrigens breiter, als an allen andern Vögeln. Die Füße sind sehr geschickt zum Klettern. Sie haben vier Finger, zween vorn, und zween hinten. In diesem Geschlecht allein 47 Arten.

Unter der letzten Classe, oder unter den Kurzschwänzen giebt es drey besonders kleine Papageyen: die eine Art ein Afrikaner auf der Küste von Guinea, nicht größer, als eine Lerche; aber überaus schön gezeichnet; die zwote auch aus Indien, noch kleiner als der vorige und beynahe ganz grün. Er hängt sich, um sicher schlafen zu können, mit den Füßen an einen Ast auf. Die dritte ein Amerikaner aus Brasilien, und noch kleiner, als ein Sperling, sicher der kleinste unter den Papageyen, blau gefleckt, und heißt der Sperlingsparkit. Wie mannigfaltig und

schön ist der Farbenschmuck, wodurch die, alles zur Freude und Anmuth bildende Vorsehung, allein dieses Geschlecht von Vögeln ausgezeichnet hat?

Der erste dieser Art war der Inseparabel, oder der guineische Sperling, auch Zwergpapagey, *) grün von Farbe, an der Stirn und Kehle roth, mit gelbem schwarz bandirten Schwanze, von dessen Treue ich nun die versprochene Geschichte erzählen will. Ich bin Bürge, daß sie dir, gutes Mädchen! gefallen wird.

Man sagt so viel von der Treue der Hunde, der Vögel, und anderer Thiere; besonders von der Treue, welche die Männchen vieler Vögel gegen ihre Weibchen beweisen sollen, wenn sie solche zu der Speise locken, die sie für sie gesucht haben, oder auch, wenn sie ihnen in der Arbeit, im Nestbauen, und Brüten, beystehen, und sie gegen die Anfälle ihrer Feinde schützen; aber mit dem Exempel unseres kleinen treuen Inseparabels ist fast kein Beyspiel im Thierreiche zu vergleichen. Kein zärtlicher Ehegatte kann so viel zärtliche Sorgfalt für seine Gattin tragen, als hier das Männchen für sein Weibchen.

Diese kleinen Papageyen sind vornämlich wegen ihrer ehelichen Zärtlichkeit bekannt. Zwey dieser Vögel waren in einem viereckigen Käfig. Das Trögelchen für beyde stand auf dem Boden. Das Männchen saß beständig dem Weibchen zur Seite auf einerley Stange. So hielten sie sich immer

*) Psittacus *pullarius* Linn. Sp. 45.

dicht an einander; und sahen sich oftmals mit den zärtlichst-freundlichsten Minen an, wie sie Vögel gegen einander machen können. Entfernten sie sich ja von einander; so geschahe es nur auf einige Augenblicke, und gleich setzten sie sich wieder zusammen, und dicht an einander. Sie aßen mit einander, und flogen bald wieder auf die oberste Stange zurück.

Von Zeit zu Zeit schienen sie ordentlich mit einander zu reden. Sie hielten die Schnäbel an einander, und lispelten sich mit leiser Stimme einander etwas zu, was nur für sie verständlich war. Ja! sie antworteten einander. Sie ließen auch bisweilen allerhand veränderte — höhere und niedrigere Töne hören. Ja! die Töne waren manchmal so beschaffen, daß man aus der Heftigkeit und Stärke gegen einander hätte schließen sollen, als zankten sie sich, wie auch wohl wahr seyn konnte. Es gieng aber bald vorüber, und endigte sich mit Liebkosungen.

Vier Jahre brachten diese glücklichen Gatten in einem Clima zu, welches von dem ihrer Geburt in dem heißen Africa sehr verschieden war. Nach Verlauf dieser Zeit fiel das Weibchen in eine Art von Ermattung. Die Beine schwollen, und bekamen Beulen, welches vermuthlich vom Alter, und Mangel der Freyheit herkam. Das arme Thierchen konnte nicht einmal mehr zu seinem Freßtroge herunter kommen. Allein desto dienstfertiger und gefälliger trug ihm das Männchen Nahrung zu, und fütterte die kranke Gattin auf der Stange, vier Monate lang. Beschämendes Beyspiel für Menschen! da Ehegatten,

Schwe-

Schwestern und Brüder kaum dergleichen an den Kranken ihres Gleichen thun!

Die Schwachheiten der kleinen Gattin nahmen täglich zu, daß sie nicht vermögend war, wieder auf die Stange zu kommen, da sie einmal herunter geflogen oder gefallen war. Sie kroch kläglich auf dem Boden herum. Das Männchen aber stand ihr aus allen Kräften bey. Bald ergriff es mit dem Schnabel den obern Theil des Flügels vom Weibchen, um es auf die Stange zu ziehen, bald faßte es selbiges mit dem Schnabel, und half ihm auf, wenn es nicht zum Troge kommen konnte. Seine Gebärden, Stätigkeit, beständige Unruhe, selbst seine Klagtöne, zeigten an, daß es seiner Gattin gern zu Hülfe kommen wollte.

Allein nun wurde der Anblick erst rührend, als das Weibchen auf dem Puncte war, zu sterben. O! wie lief das arme Thier so ängstlich um das sterbende Weibchen herum? Wie verdoppelte es seinen Eifer und zärtliche Sorge? Es versuchte ihm den Schnabel zu öffnen und Nahrung hinein zu bringen. Es lief vor Angst bald hier, bald dort hin. Zuweilen gab es ein klagendes Geschrey von sich. Endlich da das Weibchen anfieng zu zittern, und starb; so blieb es, wie in einer Art von Betäubung sitzen, und sahe seine todte Gattin immer starre an. Es fiel in eine tiefe Schwermuth und Betrübniß, und grämte sich bald todt.

Sag' selbst, liebes Mädchen! ob hierbey nicht das unempfindlichste Herz gerührt werden müsse.

Es fällt mir hierbey noch ein ähnliches Beyspiel ein, welches ich dir mittheilen will. Der Kamichi, ein großer amerikanischer halber Wasservogel, soll wegen seiner ehelichen Treue noch merkwürdiger seyn, als durch sein Horn auf dem Kopfe, und durch die Sporen an den Flügeln. Männchen und Weibchen bleiben ihr ganzes Leben durch beysammen, und trennen sich niemals. Selbst der Tod trennet sie nicht. Denn wenn das Weibchen stirbt; so irrt der Wittwer in beständiger Betrübniß herum, bleibt immer in der Nähe des Orts, wo seine Gattin gestorben ist, und verzehrt sich bald vor Gram, daß er ihr im Tode folget.

Weil du mich neulich in deinem Briefe noch etwas von dem gedankenlosen Sprechen der Papageyen fragtest; so muß ich dir davon noch eine Geschichte mittheilen, die nicht drollichter seyn kann. Der Papagey eines Kaufmanns hatte die Worte seines Herren an den Barbirer aufgeschnappt: Adieu Meister Marcus. Da ihn nun einmal ein rüstiger Kater holte, und eben mit ihm zur Stube hinaus wollte, da der Barbirer hereintrat; so schrie der Papagey entsetzlich: Adieu Meister Marcus — und wurde dadurch gerettet.

War das nicht ein glückliches Ungefähr?

Fahre fort, mir oft in Briefen deine Gedanken zu sagen. Ich werde dir keine Antwort schuldig bleiben, und bin ꝛc. ꝛc.

XX.

Zweeter Brief an Dorchen von einigen Naturmerkwürdigkeiten aus Nordamerika. *)

Liebes, wißbegieriges Kind!

Dein letzteres Schreiben erinnert mich an meine Schuld, dir einige nordamerikanische Naturmerkwürdigkeiten zu erzählen, von denen ich dir neulich einige gesagt hatte, die dir so wohlgefielen. Niemand ist williger, hierin seine Schuld gegen dich abzutragen, als ich; nur mußt du mir versprechen, daß du darüber die Naturmerkwürdigkeiten deines Vaterlandes nicht vergessen willst. Denn wir haben hier gewiß keine ärmere Natur, als in Amerika. In allen ihren Reichen, was Thiere, Pflanzen und Gebirge, besonders unsere Harzgebirge betrifft, haben wir gewiß öfters so große Merkwürdigkeiten vor den Füßen, als Amerika nur immer aufweisen kann. Nur wir sind ihrer zu gewohnt, und achten sie nicht mehr. Willst du davon nur ein Beyspiel haben; so vergleiche einmal in meinem Cabinet den hiesigen Eisvogel und die Mandelkrähe mit dem Kolibri.

Sie

*) Mehrentheils aus Schöpfs Reise der mittlern und südlichen vereinigten nordamerikanischen Staaten: 2 Theile 8. 1788.

Sie werden diesem in der Schönheit und Pracht der Farben wenig nachgeben.

Indessen leugne ich nicht, daß nicht jeder Welttheil hie und da einige besondere Vorzüge habe, welches aufs Clima und andere Umstände ankommt. Wir haben zwar auch schöne und prächtig geschmückte Schmetterlinge, als den Admiral, den Pfauenspiegel, den Changeant, u. s. w., aber an Größe und Schönheit kommen sie den Südamerikanischen nicht gleich.

Zwar bin ich nie in Amerika gewesen, und werde auch wohl sammt dir schwerlich dahin kommen; allein andere haben uns den angenehmen Dienst gethan, und allerley Naturmerkwürdigkeiten für uns gesammelt. In den Reisebeschreibungen stehen sie hin und wieder zerstreuet, und man muß sie öfters, wie Blumen, herauslesen, und zusammen stellen.

Das will ich denn dir zu Gefallen thun, gutes Mädchen! weil ich glaube, daß dir dergleichen Kenntnisse nützlicher sind, als die Eitelkeit des Putzes und der Moden, die deinem Geschlechte eigen sind, und viele junge Frauenzimmer abhalten, gute Wirthinnen und Hausmütter zu werden.

Große Puter.

Ich will von den Vögeln anfangen, weil das doch deine Favoriten sind, und du davon am liebsten etwas höreſt. Du wunderteſt dich neulich in der Mühle über die großen Puter; allein in Virginien speißte der Reisende, aus dessen Nachrichten ich dir erzähle, in einem Wirthshause die Ueberbleibsel eines

wel-

welschen Hahns, von welchem ihm versichert wurde, daß er ohne Federn und Eingeweide 28 Pfund gewogen habe. Im südlichen Amerika soll man sie bis zu 40 Pfund antreffen. Wurde mir doch vor einigen Jahren eine fette ausgeschlachtete pommersche Gans aus Rügenwalde von 21 Pfund geschickt. — Auf den virginischen Gebirgen giebt es Rehe von 190 Pfund, und in den einsamen Waldungen von Virginien und Südkarolina hatte man einen Bär erlegt, der 7 Fuß und 4 Zoll lang war, und 500 Pfund am Gewicht hatte.

Mays.

Das indianische Korn, oder der Mays, ist das wichtigste Product in Nordamerika. Es ist das Getraide der Faulen, weil es sich so reichlich vermehrt. jeder Stengel hat gemeiniglich 2 — 3 Aehren, und jede Aehre 3 — 500 große Körner. Das kann helfen. Es ist ein Mißjahr, wenn man nicht das 200ste Korn der Aussaat wieder bekömmt. Zwey Büschel oder Garben Saat ernähren eine große Haushaltung. Es verträgt alle Arten der schlechtesten Witterung, und die Blätter sind dem Vieh angenehm. Allein giebts eben kein gutes Brodt; aber mit Korn oder Waizen vermischt, wird es schmackhaft. Von Maysgrütze und Ahornzucker bereiten sich die Indianer ihre Quitzera oder Kraftspeise, deren sie sich auf langen Reisen bedienen.

Rebhühner.

Die virginischen Rebhühner sind sehr gesellschaftlich. Eine jede Henne legt 17—20 Eyer, und alle zu einem Volk gehörige Hennen legen in ein gemeinschaftliches Nest, in welchem denn oft 2—300 Eyer beysammen gefunden werden.

Pferde.

Die amerikanischen Pferde sind lange so delikat nicht, als die unsrigen. Sie fressen fast alles ohne Unterschied, das elendeste Heu, und ihren eigenen Mist. Bey der amerikanischen Armée waren Pferde, welche gesalzenes Fleisch fraßen, und in Canada werden so wohl die Pferde, als das Hornvieh den Winter durch mit gefrornen kleinen Fischen gefüttert.

Aasgeyer.

In den südlichen Provinzen von Amerika giebt es Aasgeyer, die von dem Falkengeschlecht unterschieden sind, und eigentlich zu den Habichten, so wie zu dem letzten, die Adler, gehören. Unter diesen Geyern ist besonders der Buzzard zu merken, der dir aber wegen seiner schmuzigen Lebensart nicht gefallen wird; aber doch eine große Wohlthat fürs Land ist, indem er solches von allem Aase reiniget, dessen Gestank einem so warmen Lande sehr nachtheilig seyn würde. Auf den südlichen Inseln soll er auch die Leichen der Menschen fressen, daher ihn einige den Menschenfresser nennen.

Buzzard.

Es ist in der Größe ein ziemlicher Patron, fast wie ein Puter, dem er auch in der Ferne an Gestalt und Farbe gleicht. Gemeiniglich beträgt die Breite von einer Flügelspitze zur andern $5\frac{1}{2}$ — auch wohl 6 Fuß. Die Farbe des Körpers ist schwärzlich braun, die nackte und runzlichte Stirne und der Schnabel bis zur Spitze roth. Die Augen groß, bräunlich und lebhaft. Vor jedem derselben eine große, mit kurzen Borsten besetzte, weiße Warze. Das merkwürdigste sind die langgeschlitzten, und an beyden Seiten offen stehenden Nasenlöcher, nebst der Schleimhaut der Nase, die röthlich, sehr falticht, dicke und immer feucht ist. Wie doch die Natur jedem Thiere alles gegeben hat, was es gebraucht, seine Nahrung auszuspüren? Darauf pfleg ich immer sehr zu merken. Dies ist in Europa, wie in Amerika. Die Raubvögel haben besonders lange Nasenlöcher, und eine drüsichte feuchte Schleimhaut, damit sie die Ausdünstungen des Aases von weitem riechen, und die feinen in der Luft verbreiteten Theile, die andere Thiere gar nicht mehr empfinden, durch solche dazu eingerichtete Geruchswerkzeuge auffangen können. Der Buzzard ist daher vermögend, das Aas auf viele Meilen weit zu wittern.

Seine Schenkel, Füße und Krallen sind nicht so stark, als bey andern größern Geyerarten, z. B. bey dem Kontur in Chili, weil ihn die Natur auf bloße todte Thiere angewiesen hat. Fast niemals, wenigstens

stens sehr selten, soll er sich an lebendige wagen. Weil er also in diesen Provinzen ein wahrer Polizeydiener der Natur ist; so wird er nirgends beleidiget, und überall, sogar in bewohnten Städten, geduldet. Ja! es ist gesetzlich untersagt, ihn zu tödten; daher er auch gar nicht scheu ist. Es ist aber nicht rathsam, sich in der Nähe mit ihm zu unterhalten, weil sein ganzer Dunstkreis aashaft riecht, und er immer den aufstoßenden Unrath, zumal wenn er in Angst ist, wieder wegbricht. In den Wäldern sind oft die Wipfel der Bäume damit bedeckt. Das poßierlichste ist, daß er oft in Gesellschaft der Hunde das Aas verzehrt, ohne daß eine Parthey der andern etwas in den Weg legen sollte. Vielmehr theilen sie die Beute recht brüderlich. Doch sind die Hunde immer so bescheiden, daß sie dem Vogel den Vorzug lassen.

Bienen.

Merke dir doch, daß die europäische Biene in den meisten Waldungen von Amerika, besonders in den südlichen, beynahe einheimisch geworden ist. Denke nur: die Amerikaner kannten sie vorher gar nicht, und nannten sie die europäische Fliege. In den vielen hohlen Bäumen, unter einem günstigen und für sie sehr nahrungsreichen Clima haben sie sich bald und häufig vermehrt. Doch wird wenig Honig gesammelt. Die europäischen Landleute wissen aber besser darauf zu gehen. Weißt du, wer ihr Bienenspion ist? Die Bären sind es. Diese

plum-

plumpen Thiere haben doch einen so feinen Geruch, daß ihnen das Honig nicht entgeht. Sie spüren es aus — schleichen um die Bäume herum, und benagen sie. Wenn das die im Walde herumstreichenden Jäger merken; so lauern sie auf, und gemeiniglich wird ihnen das Fell des Bären und das ausgewitterte Honig, zu Theil.

Waldläuse.

In diesen Wäldern sind für die darin arbeitenden Menschen im Sommer die Waldläuse, die in dem feuchten Mooße leben, eine große Plage. *) Man nennt sie auch Tiks, Teken. Weißt du wohl, wie ich einmal ein Eichhörnchen zergliederte: wie viele Holzböcke, wie wir sie hier nennen, auf dem Brette von ihm abliesen, und wie wir hernach den Rüssel, womit sie sich ins Fleisch bohren, mit dem Widerhaken besahen. Es ist eine Art von Milben, zu denen die amerikanischen auch gehören. Zu manchen Zeiten, und an manchen Orten, besonders im Jahr 1748. 49 und 50, sind sie in ganz ungeheurer Menge in den amerikanischen Wäldern gewesen. Sie verursachen Beulen und große Schmerzen. Wenn sie die Leute abreißen; so bleibt Kopf und Rüssel stecken, und muß heraus schwären. Man muß sie also suchen, ganz herauszugraben.

Schwal-

*) Eine Milbenart, die man auch Holzböcke nennt (Acarus Ricinus.)

Schwalben.

In Pensylvanien und Neuyork kommen die Schwalben schon zu Ende des Märzes und zu Anfang des Aprils aus Süden an, und verweilen bis spät im November. In Charleston sind sie fast nur vom Dezember bis zum Februar abwesend. Die in Europa so lange bezweifelten Wanderungen und Winteraufenthalt der Schwalben möchte also durch die amerikanischen fast am ersten berichtiget werden.

XXI.

Fortsetzung des zwanzigsten Stücks.

Fische in Regenpfützen.

Ein artiges Räthsel will ich dir doch aufgeben, und dessen Auflösung in einem deiner folgenden Briefe erwarten. In den sandichten Ebenen und Wäldern bey New-Been sind hie und da kleine Teiche anzutreffen, die schlechterdings keinen Zusammenhang mit andern Wassern haben. Darin werden fast immer Fische angetroffen, ohne daß man weiß, woher sie kommen. Noch merkwürdiger ist der Fall in Südkarolina, da sich in den verlassenen Reißäckern Regenwasser in großen Lachen sammelt, worin gefischt wird, und viele Fische gefangen werden. Die Leute glauben, der Fischsaamen falle mit dem Regen herab. Ein ähnliches Beyspiel ist mir selbst von

einem

einem Kaufmann eines kleinen Städtchens bekannt, der in seinem Garten einen kleinen Teich anlegte, worin keine Spur von Fischen war, und in ein Paar Jahren war der Teich voll Fische von allerley Art, ohne daß er solche hineingesetzt hatte. Was ist davon deine Meynung?

Alligator.

Das amerikanische Krokodill, oder der Alligator hält sich in sumpfichten Waldmorästen auf. Er verräth sich schon in der Ferne durch seinen starken Bisamgeruch, und ist nicht sonderlich zu fürchten, außer wenn man in den Flüssen badet und schwimmt. Dafür aber hat die Vorsehung schon gesorget, daß sich diese Thiere nicht zu stark vermehren. Auch in diesem Stück sind die Buzzards eine Wohlthat; denn sie suchen die Eyer im Sande auf, und verzehren sie. Vorzüglich nähren sich die Alligators von Fischen. Ihre Gefräßigkeit aber ist so groß, daß sie nach allem schnappen, was ihnen vorkommt, und man hat Stücken Holz, Leder und Eisen in ihren Mägen gefunden.

Purpurschwalben.

Von einer Art Schwalben bey Charleston muß ich dir noch etwas etwas erzählen. Dieß gesellige Vögelchen *) findet sich schon zu Ende des Februars ein, und den Einwohnern ist es allezeit sehr willkommen, theils weil es ein Sommerprophet ist, daß

*) Hirundo purpurea L. Purpurschwalbe.

keine harte Fröste mehr kommen, theils weil sie ihnen noch einen andern ökonomischen Dienst thun. So bald sie ankommen, nähern sie sich den Höfen, und geben durch ihr Hin- und Herfliegen zu erkennen, daß sie sich die Erlaubniß ausbitten, hier nisten und anbauen zu dürfen. Alles freuet sich im Hause, und die Kinder rufen mit großem Frohlocken: die Martins — so heißen sie im Lande — sind da: die Martins sind da! Gleich bauet man ihnen kleine Häuschen vor die Scheunen, oder auf eine eigene Stange. Doch sind sie auch zufrieden, wenn ihnen nur ein ausgehöhlter Kalebasch, oder Flaschenkürbis auf einer hohen Stange aufgehänget wird, in welchem sie ihre Wohnung aufschlagen. Hier aber haben die Landleute eine eben so sichere Schildwache für die Hühner, und für das andere zahme Geflügel ausgestellt, als die Wache auf dem Mastkorbe eines Schiffs gegen die Seeräuber nur immer seyn kann. Denn es darf sich kein Raubvogel über dem Hofe sehen lassen, wäre er auch so hoch in der Luft, wie ein schwarzes Pünktchen: sie erblicken ihn, und warnen die Hühner ihrer gütigen Wirthe sogleich durch ihr Geschrey, da sich denn alles gleich verkriecht. Sie wollen sich dadurch für die freundliche Aufnahme gleichsam dankbar beweisen.

Cherokesische Knaben.

Zween Cherokesische Knaben von 14 — 15 Jahren, die mit einigen Familien in Angelegenheiten ihrer Nation, westlich von Süd- und Nordkarolina, gekom-

gekommen waren, zeigten auf den Straßen ihre Geschicklichkeit im Bogenschießen. Auf 16 — 18 Schritte fehlten sie fast niemals die kupfernen Pfennige, die ihnen von den Zuschauern zur Belohnung häufig vorgesteckt wurden. Ihre Pfeile waren von Rohr, am Ende in Feuer gehärtet, oder halb gebrannt, und der Schwung daran, von den Federn des wilden türkischen Hahns. Die Bogen ganz einfach mit einer Sehne von Büffeldärmen. — Wie weit es doch der Mensch durch Uebung mit dem einfachsten Instrumente bringen kann?

Tolle Hunde.

Ein Umstand ist doch in diesem Welttheile sehr merkwürdig, daß weder in Nord- noch Südamerika die Hunde toll werden. Daher hat man kein Exempel von der Wasserscheu, als der Folge des Bisses von einem wütenden Hunde; wenigstens soll diese traurige Krankheit außerordentlich selten seyn. Allein zu St. Augustin soll doch im Jahr 1783. ein Mann, nach dem Bisse von einem tollen Hunde, mit allen Zufällen der Wasserscheu gestorben seyn.

Drumfisch.

Nun noch etwas von einem besondern Fische in Jamaika, auch bey St. Augustin. Die Engelländer nennen ihn Drumfisch, oder Trommelschläger, weil er immer einen grunzenden Ton von sich giebt.*) Wodurch er aber solchen hervorbringe, ist noch zur

*) Labrus Croniis L.

Zeit unbekannt? Es ist dieser Umstand desto merkwürdiger, da man bisher geglaubt, daß die Fische stumm sind, und auf keine Weise einen Laut von sich geben. Ich werde im vierten Bande merkwürdige Beyspiele aus Morro und Camper anführen, daß sie nicht stumm sind. In den südlichen Gewässern halten sie sich gern um und an den Schiffen auf, und lassen besonders des Nachts ihre Grunzmusik hören. Wenn die Schiffe vor Anker liegen, und der Boden frisch betalget ist; so werden sie dadurch häufig angelockt. Das Getöse, das sie machen, dauert unaufhörlich, und es ist immer, als ob einer dem andern antwortete. Es lautet sehr hohl und kurz, wie das dumpfe Grunzen eines Schweins, oder wie der Laut, den der amerikanische Frosch, den man Bullfrog nennt (Rana ocellata,) hervorbringt. So bald die Fluth anfängt stärker zu strömen, werden sie stille. Nach dem Laut zu urtheilen, den sie machen, ist es sehr unwahrscheinlich, daß sie solchen, wie die gemeine Meynung ist, durch Anreiben des Körpers an dem Schiffsboden hervorbringen sollten. Vielmehr müssen dazu im Körper besondere Werkzeuge seyn, die wohl verdienten, genauer untersucht zu werden.

Neger.

Von den Negern habe ich dir schon manches erzählt; aber das ist dir doch noch nicht bekannt, daß die guineischen Neger für die roheste und recht barbarisch klingende Musik äußerst eingenommen sind. Sie singen und hören ihre Volkslieder mit solcher An-

Anspannung ihrer Leidenschaften, daß sie beynahe ganz toll und rasend werden. Alsdann aber sind sie auch fähig, alles zu unternehmen. Daher ist ihnen in Jamaika, und überall, wo viele guineische Sklaven beysammen sind, diese Musik verboten, weil sie dadurch gar leicht zum Aufruhr gebracht werden.

XXII.

Dorchens Antwort auf das vorige Räthsel im ein und zwanzigsten Stück.

Antwortschreiben an dasselbe über einen Hänfling.

Ich sollte kaum zweifeln, daß nicht ein Briefwechsel eines Vaters mit seiner Tochter, auch andern Töchtern und jungen Freundinnen, unterhaltend und lehrreich seyn sollte, zumal wenn der Inhalt immer so beschaffen ist, daß er anziehend und angenehm ist. Was ist aber für junge Herzen anziehender als die schöne Natur? Ich hoffe also bey meinen Lesern Vergebung, wenn ich zu Zeiten etwas von diesem Briefwechsel einrücke.

Lieber Vater.

Sie haben mir eine schwere Frage aufgegeben. Wie kann ich armes Mädchen, das so wenig versteht, ihnen erklären: wie die Fische in gesammelte

Regenpfützen, oder in andere stehende Wasser kommen, die mit andern fischreichen Wassern gar keine Verbindung haben? Sie haben zweyerley Fälle: einen aus Amerika, und einen von dem Teiche eines europäischen Kaufmanns angeführt. Die soll ich ihnen erklären. Wenn ich denn das auch nicht im Stande bin, lieber Vater! so will ich ihnen doch gehorchen, und wenigstens meine Meynung davon sagen.

Ich habe einmal gelesen, daß die wilden Enten den Fischlaich aus einem Wasser ins andere tragen, und dadurch Teiche bevölkern sollen, worin vorher keine Fische waren. Wissen sie auch wohl, daß sie vor einigen Jahren große Tauchergänse zergliederten, die noch ganze, ziemlich große Fische, im Kropfe stecken hatten? Sollten nicht dergleichen Wasservögel auch die Fische lebendig in stehende Lachen von Regenwasser übertragen, und sie darin fallen lassen, zumal wenn sie von andern verfolgt werden? — In den Teich des Kaufmanns muß doch aus einem Flusse oder aus einem andern Teiche das Wasser erst geleitet, und eben dadurch die Fischbrut mit hinein gekommen seyn. Mit dem Regen kann unmöglich Fischlaich aus der Luft fallen. Das begreife ich. Er müßte doch erst in die Höhe gezogen seyn. Wodurch aber? Das wüßte ich doch nicht. Die Sonne zieht wohl Wasser und Dünste; aber keinen Fischlaich. Der ist viel zu schwer.

Vergeben sie mir, wenn ich etwa meine Meynung nicht bescheiden genug gesagt habe. Denn ich

habe noch viel zu lernen. Sie werden mir die Sache aber besser erklären können, und darauf bin ich sehr begierig. Jetzt aber erlauben Sie mir, daß ich eine Freude beschreiben darf, die ich gestern gehabt habe. Ihnen wird sie zwar klein seyn; mir aber wars eine große Freude.

Eine Freundin schenkte mir einen braunen Hänfling, der nicht wild gefangen, sondern jung aus dem Neste aufgezogen war. Er hat etwas lernen sollen; der Mann aber, der es thun sollte, hat ihn nicht unterrichtet, oder hats nicht verstanden. Daher hat er auch nichts gelernt, der arme Schelm! ist aber außerordentlich zahm, und kommt immer ans Gitter, wenn ich ihm Futter gebe, als wenn er mit mir sprechen wollte. Er sollte ausgestopft werden; aber meine Freundin, die das sehr gut versteht, konnte es nicht übers Herz bringen, dem unschuldigen Vögelchen das Leben zu nehmen. O! wie lieb ist mir das? Sonst wäre er mir nicht zu Theil worden.

Da möchte ich nun gar zu gern recht viel von der Naturgeschichte dieses Vögelchens wissen. Sagen sie mir doch was davon, damit ich unsern Kleinen, die immer um den Käfig herum stehen, etwas zu erzählen habe. Ich weiß, daß sie mich solche Bitten nicht vergeblich thun lassen, und bin

ihre liebe Tochter.

Liebe Tochter!

Du hast das aufgegebene Räthsel ziemlich glücklich erklärt. Siehst du nun wohl, wie gut es sey, wenn man fleißig lieset, ohne doch andere Geschäfte darüber zu versäumen, und auf alles, was einem vorkommt, recht aufmerksam ist. Sonst wäre dir der Umstand von der Tauchergans nicht zu statten gekommen. Du hast Recht: auf eine andere Art kann man sich die Sache nicht erklären. Nur bey dem zweyten Fall könnte es doch auch möglich seyn, daß der Fischlaich durch einen Windwirbel, oder Wasserhose aus dem Teiche herausgedrehet, mit fortgenommen, just über dem Teiche des Kaufmanns geplatzt wäre, und den Laich hätte hinein fallen lassen. Auf solche Art fallen zuweilen Frösche mit dem Platzregen von den höchsten Kirchdächern und Thürmen herunter.

Weil du aber so gern etwas aus Reisebeschreibungen höreſt; so will ich dir noch eine ähnliche Geschichte aus Ives Reisen in Indien und Persien erzählen.

„Nicht weit von der Stadtmauer zu Bombay ist ein sehr geräumiger Wasserbehälter, der den größten Theil des Jahrs ganz trocken ist, während der Regenzeit aber, und einige Zeit darauf zu einem Brunnen für das Vieh dient, und mit einer Art Fische, welche sechs Ellen lang, und unsern Barben nicht unähnlich sind, ganz angefüllt ist. Die Eingebornen fangen die Fische gleich nach der Regen-

zeit

zeit in großer Menge. Dieß würde an jedem andern Orte als etwas außerordentliches angesehen werden; aber da man diese Fische zu Bombay fast in allen Pfützen findet; so sehen die Einwohner dieser Insel hierin nichts Wunderbares."

„Wißbegierige und untersuchende Männer haben verschiedene Ursachen dieser Erscheinung angegeben. Einige haben geglaubt, die ausdünstende Kraft der Sonne in der heißen Jahrszeit wäre so stark, daß sie auch den Fischlaich in die Höhe heben könnte, welches denn hernach, wenn der Regen fiele, in vollkommen ausgebildeten lebenden Fischen wieder herunter käme. Andere haben, ohne Zweifel mit mehr Wahrscheinlichkeit, geglaubt, daß, wenn die Teiche trocken sind, der Fischlaich in die tiefen Ritze der Erde hineinfalle, und daselbst während der ganzen heißen Jahrszeit bleibe, und durch eine hinlängliche Menge von Feuchtigkeit vor der Fäulniß bewahret werde. Wenn nun das Regenwasser käme, und den Teich anfüllte; so erschienen daher die Fische in so großer Menge."

Was meynst du dazu? Dieses letztere ließe sich hören, wenn nur nicht vorher gesagt wäre, daß die Einwohner gleich nach der Regenzeit sechs Ellen lange Fische fiengen. Wie wollen diese in der kurzen Zeit zu einer solchen Größe wachsen? Mir ist das Wahrscheinlichste, daß dieser Teich mit unterirdischen Wassern, wie der Zirnitzer See, Gemeinschaft habe. Diese ziehen sich in der heißen Jahreszeit zurück, und die Oeffnungen schlemmen und trocknen zu. Fällt nun

nun der Regen; so werden sie wieder aufgeweicht; die unterirdischen Gewässer quillen zu, und bringen die Fische mit.

Zu der Freude über deinen Hänfling wünsche ich dir Glück, und will dir gern etwas von seiner Naturgeschichte erzählen. Vorher aber erinnere ich dich noch an manches, was dir unter diesen Umständen hätte beyfallen können.

Das arme Vögelchen war so aufgewachsen, wie Robinsons Freytag unter den Wilden. Es hätte wohl etwas gelernt, wenn es nicht versäumt wäre. Der Vogel hat keine Moralität, das heißt: es kann ihm nichts zur Schuld angerechnet werden, weil er keinen Verstand und freyen Willen hat; sollte dich das aber nicht an Kinder erinnern, — an denen nichts versäumt wird — und die man gern will alles lernen lassen, wenn sie nur wollen? Was haben diese nun für Pflichten?

Ich freue mich, daß du das ädle Mitleiden deiner Freundin gefühlt hast, die dem Vogel das Leben schenkte, wenn er auch nichts gelernt hatte. Wie vielen dummen Menschen schenkt unser Herr Gott das Leben, und ernährt sie, wenn sie gleich nichts gelernt haben. Was sie dann nicht mit der Seele nützen können, das müssen sie mit den Knochen ihres Körpers thun. Ists aber nicht besser, die Absicht unsers gütigen Schöpfers zu erfüllen, wenn wir der Welt mit beyden: mit Geist und Leib — zu nützen suchen?

Das Vögelchen scheint dir lieb zu seyn. Desto angenehmer für dich, wenn du etwas artiges davon erfährest! Du weißest nichts weiter davon, als daß es ein kleines braunes zahmes Vögelchen sey, und daß sich davon vielleicht nur wenig sagen lasse. Allein das folgt nicht. Das kleinste, unansehnlichste Thierchen, z. B. die Nachtigall, und eine Milbe, — hat öfters die längste und reichste Naturgeschichte. Wie mag das zu verstehen seyn?

Nun so gieb denn einmal Achtung, liebes Mädchen! ob ich dir von deinem Hänfling etwas erzählen kann. An die Bedeutung des Namens hast du wohl nicht gedacht? Sein liebstes Futter: Hanf- und Leinsaamen hat ihm den Namen zuwege gebracht, wie der Stieglitz darum auch Distelfink heißt, weil er sich häufig unter den Disteln aufhält, und den Distelsaamen ausklaubt.

Allein das ganze Geschlecht von Vögeln, wozu dein Hänfling gehört: — was mag das wohl seyn? Solltest du dich nicht besinnen können, welchem Geschlecht unter den kleinen Vögeln er am nächsten komnt? Ich dächte dem Finkengeschlecht. Also mag er immer darin als Rekrut aufgestellt werden. Dieses Geschlecht ist von allen übrigen Vogelgeschlechtern leicht zu unterscheiden. Es hat nur ein einziges, und zwar sehr einfaches Kennzeichen. Das ist — der kegelförmige, gerade, und zugespitzte Schnabel. Allein es kommen doch in dieser ganzen weitläuftigen Ordnung verschiedene Kompagnien vor, die man nicht darin suchen sollte:

z. B. die Zeisige, die Kanarienvögel, die Schwalben, und so gar die muthwilligen Spatze, oder Sperlinge, daher die ganze Ordnung dieser Vögel: Sperlingsartige heißt. Weil nun gleich bey deinem Hänflinge ein schön singendes Kanarienvögelchen hängt, und die dreisten Spatze deinen Hühnern im Aufsuchen des Korns getreulich helfen; so weißest du doch bey der Gelegenheit, zu welchem Geschlechte sie gehören.

Betrachte nun einmal deinen Hänfling recht. Es ist ein Männchen, und unterscheidet sich von dem braungefleckten Weibchen durch einen rothen Wirbel und eine röthliche Brust. Man hat aber auch eine Nebenart der Hänflinge, da das Männchen eine blutrothe Brust hat, die man daher Bluthänflinge nennet. Vielleicht kommen die gemeinen braunen Hänflinge von diesen her. — An den ersten Schwung- und Ruderfedern — das sind die Federn in den Flügeln und Schwanze, welche die Vögel besonders zum Fluge gebrauchen — wirst du bemerken, daß sie schwarz, an beyden Seiten aber weiß gerändelt sind.

Dein Vögelchen ist, was das Naturell betrifft, der Gegenfüßler des trotzigen, muthwilligen und kühnen Spatzes. Es ist sehr sanft, gutmüthig und zahm: — sehr genügsam, und ist mit wenigem zufrieden. Bloße Rübesaat sein ewiges Futter im Käfig. Ein Bischen Hanfsaamen und Hafergrütze schon eine Delikatesse. Gieb ihm davon ja nicht zu viel; sonst stirbt es. Es ist ihm in der Gefangen-

schaft zu stark. Du wirst es erfahren, wie dankbar dein Vögelchen sey. Wenn du es immer selbst fütterst; so kommt es mit seinem Schnäbelchen ans Gitter, und liebkoset dich. Es ist auch sehr gelehrig, wenn es zeitig unterrichtet wird, und lernt die Melodien von Gesängen und Arien nachpfeifen. Du wirst dich noch vom Blasii Kirchhofe erinnern, daß ein Schuhmacher daselbst einen abgerichtet hatte, der die ganze Melodie des Liedes: Straf mich nicht in deinem Zorn ꝛc. ꝛc. rein aussingen konnte. Ist dieser noch nicht zu alt; so wirst du die Freude haben, daß er deinem Kanarienvogel im Gesange etwas ablernt.

Noch einen Umstand muß ich dir von deinem Vögelchen sagen. Die Hänflinge gehören nicht zu den eigentlichen Zug- sondern zu den Strichvögeln. Sie streichen zur Herbstzeit in ganzen Schaaren in den Vorderhölzern. Sie ziehen aber nicht von uns, wie der Storch und die Wachtel, in fremde Welttheile; sondern bleiben im Lande, und nähren sich redlich, ob es gleich öfters im Winter bey vielem Schnee kümmerlich genug seyn mag. In der Strichzeit werden sie auf dem Harze mit Schlagnetzen und Leimruthen häufig gefangen, und in kleinen hölzernen Käfigen zu uns zum Verkauf gebracht.

Bist du nun mit der Naturgeschichte deines Vögelchens zufrieden; so werde Professor. Tritt mit unsern Kleinen vor den Käfig, und erzähle es ihnen wieder; so wird sich freuen

dein getreuer Vater.

XXIII.

XXIII. a.

Dritter Brief an Dorchen von nordamerikanischen Natursachen.

Ich fahre fort, dich mit einigen ausländischen Naturmerkwürdigkeiten bekannt zu machen.

Indianischer Feigenbaum.

Unter den indianischen Feigenbäumen giebt es eine besonders schöne und große Art,*) deren Fortpflanzung man nicht genug bewundern kann, und wobey sich alle Beweise finden, daß sie kein menschlicher Verstand erfunden hat. Stelle dir vor: ein solcher Baum beschattet mit seinen ausgebreiteten Aesten einen Zirkel von 90 — 100 Schritten. Eine halbe Meile vor der Stadt Nassau auf der Insel Providence in Amerika steht ein solcher Feigenbaum jetzt vor dem Hause eines Zimmermanns, der wegen seiner Geschichte ehrwürdig und berühmt ist. Denn zu Ende des vorigen Jahrhunderts, und zu Anfang des gegenwärtigen hat einer der angesehensten Seeräuber, Namens Blackbeard, auf dieser Insel sein Wesen gehabt, unter diesem Baume seine Beute getheilt, und Gericht über seine Kameraden gehalten.

Die Vermehrungsart dieses Baums wird dir gewiß recht merkwürdig vorkommen. Wer sollte wohl auf den Einfall kommen, daß solches durch Wurzeln

*) Ficus benghalensis L.

Wurzeln geschehe, welche aus den Aesten des Baums, wie geflochtene Zöpfe, herabhängen? So bald diese Zöpfe den Boden erreichen, treiben sie einen neuen, mit dem alten verbundenen Stamm. Sie vergrößern sich daher durch ihre eigene Verflechtungen auf die wunderbarste Art, und der Urstamm eines solchen Baums, mit seinen Wurzelabkömmlingen um sich her versammelt, bildet hie und da die schattigsten natürlichen Lauben und bedeckten Gänge von sehr großem Umfange. Besonders ist es, daß dieser ungeheure Baum so kleine Früchte trägt, die weder Menschen, noch Thiere genießen können, und sein Holz hat auch keinen Nutzen. — Ein wahres Wunder der Natur!

Mahagony.

Du hast doch einmal in Braunschweig die schönen kostbaren Meublen von Mahagonyholze gesehen, und mich immer gefragt, wo doch das Holz herkäme? Aus Amerika, war immer die Antwort; nun aber kann ich dirs bestimmter sagen. Die Bahamischen Inseln, und Providence liefern keine so große und dicke Stämme davon, als einige der übrigen westindischen Inseln, und besonders Cuba, woher Bretter von ansehnlicher Breite und Länge kommen. Die Stämme in Providence schicken sich besser zu Pfosten, Gestellarbeiten, und andern kleinen Geräthen.

Alles Mahagonyholz also, welches von hier und den übrigen westindischen Inseln nach Europa geholt wird, kömmt bey weitem nicht von einer und eben

derselben Art Bäume. Außer der Art, welche der Ritter Linne' Swietenia Mahagony nennet, werden noch einige Arten von Mimosa, und vielleicht noch andere verwandte Bäume, unter diesem Namen in Handel gebracht. Daher kommt es, mein gutes Dorchen! daß man so vielerley einander unähnliches Mahagonyholz, in den Niederlagen der Kaufleute, und in den Werkstätten der Künstler antrifft. Das ächte Mahagonyholz dauert im Wasser länger, als jedes andere Holz, und wird nicht leicht von Würmern angegriffen. Daher bauet man auch in Westindien mehrentheils den untern Boden der Schiffe von diesem Holz. Denn Mahagonyblöcke sinken selbst im Salzwasser.

Turbotfisch.

Ein gewisser Fisch, den man im Lande Turbot nennet,*) machte unserem Reisenden kein geringes Schrecken. Er hatte ihm die zähe Haut abgezogen, und sie zum Trocknen aufgehänget. Als er des Nachts ungefähr an diesen Ort kam, war es nicht anders, als ob ein Heiliger da hienge, den ein feuriger Schein im ganzen Umrisse umgab. Nicht nur die Haut that das; sondern alle knorpelichte Theile des Kopfes und Rückgrates, die Stralen im Schwanze und in den Flossen: alles gab ein schönes helles phosphorisches Licht von sich. Wäre das hier geschehen, ich wette: es hätte es mancher für ein Gespenst angesehen, und in der katholischen Kirche war es

*) Balistes Monoceros L.

es die Erscheinung einer armen Seele, die im Fegefeuer brannte, und sich von mitleidigen noch nicht brennenden Seelen einige Seelmessen ausbat, um den armen Mönchen etwas zu verdienen zu geben.

Aus faulen Fischen bekommt man schon Phosphorus — und wie der leuchtet: das weißt du. Vermuthlich ist das eine Miturſache von dem Leuchten des Seewassers. Ein Hund hatte einmal in einem Haufen todter Fische gewühlt, und lief hernach des Abends durch einen Kreuzgang. Himmel! was war das für eine Erscheinung? Was wurde da für ein Lärm? Das ganze Thier leuchtete mit Füßen, Schwanze, Bauche, Kopf und Schnauze. Das war der Hund — mit der feurigen Zunge, und glühenden Augen, der hier spuken gieng!

Hayfische.

Der Schark oder Hayfisch ist der Schrecken aller bahamischen Taucher und Schwimmer. In den westindischen Gewässern lebt eine unbegreifliche Menge dieser Fische, die auch von der darin befindlichen eben so ungeheuren Menge anderer Fische Nahrung genug haben. Allein eine Geschichte aus dem letzten amerikanischen Kriege kann man nicht ohne Grausen hören. Man versichert nämlich, daß drey Tage vor der Seeschlacht zwischen Lord Rodney und Comte de Grasse ganze Schaaren von Hayfischen den beyden Flotten gefolgt wären. Ja! sie wären damals in der See und zwischen den Inseln, in so ungewöhnlicher Menge erschienen, daß es Niemand habe wagen dürfen, in

der kleinsten Entfernung vom Ufer zu baden. Vermuthlich waren sie durch die größere Anzahl von todten Körpern zweyer so zahlreichen Flotten, die über Bord geworfen wurden, angelockt.

Allein wer kann sich das Schrecken und Elend der Menschen der Besatzung des einen französischen Linienschiffs, Cäsar, vorstellen. Als dieses seinem Untergange nahe war, und die Mannschaft sich genöthiget sahe, in der Hoffnung gerettet zu werden, aus dem Feuer und der Kanonade über Bord zu springen; so sprang sie einem zweeten Tode gerade in den Rachen, und — starb gewissermaßen mehr als eines Todes. Denn so bald die Unglücklichen nur das Wasser berührten, wurden sie von den laurenden und gierigen Hayen verschlungen. Ja! es soll öfters ein Mensch von zween Fischen angefallen, und aus einander gerissen seyn. Alle Bemühungen, diese Hülflosen zu retten, waren vergeblich, deren klägliches Geschrey in dem Rachen der Ungeheuer, und zwischen der fortdauernden Kanonade mit Entsetzen und Bedauern gehört wurde. — Was empfindest du bey dieser Geschichte?

Schildkrötenfang.

Eine andere Geschichte wird dir angenehmer seyn: nämlich wie auf diesen Inseln die Schildkröten gefangen werden, deren Fang für die Einwohner ein wichtiger Handlungszweig ist. Es giebt hier aber dreyerley Arten von Schildkröten, die man theils

ihres Fleisches, theils der Schaale wegen zu fangen pflegt:

1. Der Habichtschnabel,*)
2. Der Mydas,**) und
3. Die Carette.***)

Bloß von der ersten kommen die Schaalen, deren sich die Künstler bedienen, daraus Dosen, Messerhefte, u. s. w. zu verfertigen. Der ganze Schild wird, nachdem die fleischichten Theile herausgenommen, über ein schwaches Kohlfeuer gehalten, da sich dann durch die Hitze die obern durchsichtigen Blätter von dem knöchernen Panzer trennen.

Das Fleisch aller drey Arten wird hier so wohl, als überall in Westindien, gespeiset. Für auswärtige Märkte aber vorzüglich die grüne Schildkröte gewählt, und während der Sommermouate nach allen Gegenden von Nordamerika, und Europa verfahren.

Der Fang geschiehet auf verschiedene Art. Sie werden belauert, wenn sie im May, Junius und Julius, Abends an den Strand gehen, und ihre Eyer in den Sand legen. Am Strande lauern die Jäger, und, so wie sie nur mit einem Fuße ans land treten, werden sie angepackt, und auf den Rücken gelegt. Aus dieser Lage können sie sich nicht wieder auf den Bauch heifen, da sie dann zusammen geholt und an Bord gebracht werden. Kann man

*) Testudo imbricata.
**) Testudo Mydas.
***) Testudo Caretta.

den Ort der Eyer im Sande finden; so werden auch diese zur Speise für das Schiffsvolk mit genommen. Man findet ihrer gemeiniglich eine große Menge beysammen. Sie sind nur mit einer weichen häutigen Schaale überzogen, und enthalten wenig Weißes.

Anderwärts werden in den schmalen Buchten Netze ausgestellt, die sehr weitläuftig, und nur von schwachen Fäden gewirkt sind. Wenn sich aber auch die größten Schildkröten mit dem Kopfe, oder nur mit einem Fuße darin verwickeln; so wenden sie weiter keine Gewalt an, sich loszureißen, sondern bleiben ruhig hangen, bis sie abgeholt werden. Ein dummes Thier! — Zu andern Zeiten wird ihnen in kleinen offenen Booten aufgelauert, und sie werden vermittelst eines ganz einfachen Wurfeisens gefangen, das an einem hölzernen Stabe steckt, der mit einer Schnur gezogen wird. Wenn sie nun auf der Oberfläche des Wassers schwimmen; so werden sie damit, in einer ziemlichen Entfernung, wie der Wallfisch mit der Harpune, geworfen. Die eiserne Pfrieme bleibt in der biegsamen Schaale stecken, und durch die Schnur werden sie an Bord gezogen.

Hat ein Boot so viel, als es laden kann, so geht es nach Providence zurück. Hier werden sie in eigenen Behältern von Pfählen aus dem Holze einer Art Lorbeerbäume aufbewahrt, daß sie immer frisches Wasser haben. Dieses Holz heißt Stopperholz, weil es stark ist, und lange unter Wasser dauert. Bey kleinen und kurzen Reisen werden die zu versendenden Schildkröten bloß in dem Schiffsraume auf

dem

dem Rücken neben einander hergelegt, und ihnen ein Bette von Schilf oder Mooß gemacht, damit sie sich beym Schlagen des Schiffs nicht beschädigen. Für längere Reisen, z. B. nach Europa, müssen sie in großen Fässern aufbewahrt, und täglich mit frischem Seewasser versorgt werden.

Während ihrer Gefangenschaft fressen sie nicht viel. Daher kommen sie immer sehr mager an. Auch sterben viele unterweges, besonders wenn starke Gewitter einfallen. Bey dieser Gelegenheit habe ich doch etwas gelernt, was ich noch nicht gewußt habe: nämlich was die eigentliche Nahrung der Schildkröten sey. Die Schiffer nehmen gewöhnlich einen Vorrath von einer Pflanze mit, welche an den felsichten Gestaden dieser Eylande wächset, und den Schildkröten zur Nahrung dienen soll. Sie heißt im Lande Samphire. *)

Die Größe der Schildkröten, die zuweilen gefangen werden, ist erstaunlich. Unser Reisende hat einige von 800, und mehreren Pfunden gesehen. **) Eine große Wohlthat für diese Inseln, wo das frische Rindfleisch so selten ist! Täglich werden einige geschlachtet, und für einen sehr billigen Preis verkauft. — Ists nicht wahr, wie ich dir immer sage: der liebe Gott sorgt allenthalben?

*) Vielleicht Batis maritima L.?

**) Wurde doch am 26sten Febr. 1692. zu Triest eine Schildkröte vom Meere ausgeworfen, welche nach Wien gebracht, daselbst gewogen, und über sechs Zentner schwer befunden wurde.

XXIII. b.

Vierter Brief an Dorchen von nordamerikanischen Naturſachen.

Wräker.

Zur Naturgeſchichte des Menſchen gehören doch auch die Ungeheuer der Menſchheit, die das Leben ihres Mitbruders für nichts achten, und um eines geringen Vortheils willen aufzuopfern im Stande ſind. Bey den Bahamenſern iſt das Aufſuchen der geſtrandeten Schiffe eins der wichtigſten Gewerbe. Die Leute, die ſolches thun, heißen Wräker, weil die Stücke eines geſtrandeten Schiffs Wrake genennet werden. Das Geſetz iſt: wenn ſie ein ſolches Schiff gänzlich verlaſſen finden; oder die dazu gehörige Beſatzung todt iſt; ſo gehört alles, was gerettet werden kann, oder gerettet wird, den Findern. Iſt aber nur noch eine, oder ein Paar lebendige Seelen darauf; ſo wird dadurch die ganze Ladung den Eigenthümern geſichert. Durch die Habſucht ſollen nur zuweilen ſolche unmenſchliche Gemüther, als die öfters ſind, und werden, die ſich von dem Unglücke ihrer Nebenmenſchen nähren, verleitet ſeyn, daß ſie ohne groſſes Bedenken einen oder etliche Menſchen, die ſie noch lebendig auf dem Schiffe antreffen, über Bord gehen laſſen, um ſich des ganzen Wraks zu bemächtigen.

Ueberirdische Quellen.

Die väterliche Vorsehung Gottes sorgt denn doch besser, als ein Mensch für den andern! Auf den meisten, besonders kleinen Inseln dieser Gegend ist der Mangel an frischem Wasser keine geringe Noth. Die Einwohner aber wissen sich zu helfen, und der Vater der Natur hat ihnen in diesem Stück ganz besondere Hülfsmittel angewiesen, die gewiß kein Mensch für sich finden würde. Dicht am Meer dürfen sie nur mit den Händen, oder mit einer Muschelschaale, in den Sand graben; so finden sie das frischeste Wasser, welches sich im Sande von allen Salztheilen gereiniget hat.

Außerdem helfen sie sich durch die überirdischen Quellen. Das ist doch ein Widerspruch, wirst du sagen: — überirdische Quellen? Nein! es befinden sich diese auf den Bäumen, und Gott hat sie ihnen durch die Vögel angewiesen. Eine Schmarotzerpflanze *) wächset auf den Aesten und Stämmen verschiedener Bäume. Zwischen den großen Blättern derselben entstehen Höhlen, in denen sich das Regenwasser sammelt. Hiermit pflegen sich die Reisenden, und die, im Walde arbeitenden, Neger zu erquicken. Sie haben es den Vögeln abgelernt, welche diese überirdischen Quellen den Menschen verrathen haben.

*) Wild-pine. Tillandsia polystachia L.

Flamingo.

Da du dich über einen kleinen braunen Hänfling schon so freuen kannst; so wünschte ich dir einmal einen lebendigen Flamingo zu sehen *). Dieser ganz feuerbrennend rothe Vogel gehört zu der vierten Ordnung der Vögel: zu den Stelzenläufern oder Grallen, und hat viel ähnliches in der Gestalt mit einem Reiger. Es ist besonders, daß diese Vögel mit den Jahren ihre Farbe verändern. Im ersten Jahre sind sie grau; im zweyten weiß mit Rosenfarbe; im dritten aber ganz scharlachroth.

Dieser Vogel ist bey den Indianern in großem Werth, weil sie mit seinen längsten Federn ihre Mützen schmücken. Die römischen Schwelger machten aus der Zunge eine große Delikatesse. Das Fleisch soll auch eßbar seyn, wiewohl die Spanier Bedenken tragen, davon zu essen, aus Furcht, sich gegen das heilige Kreuz zu versündigen, weil der fliegende Flamingo mit seinem ausgestreckten langen Kragen, Füßen und beyden Flügeln, die Gestalt eines, in der Luft schwebenden Kreuzes hat. Es soll ein schöner Anblick seyn, wenn sie an den sandigen Ufern reihenweise und mit gravitätischen Schritten, in der Sonne spatzieren. Bey dieser Gelegenheit muß ich dir sagen, daß das, in allen naturhistorischen Schriften angeführte Vorgeben: als ob dieser Vogel, wenn er fressen wolle, seinen Hals wunderbar drehe und würge, so daß das Obere des Schna-

*) Phoenicopterus *ruber* L.

Schnabels unterwärts komme, und er die Speisen mit beständigem Kopfschütteln herunterschlucke, — von unserem Reisenden falsch und ungegründet befunden ist.

Du weißt, daß das Eidexengeschlecht, und überhaupt die ganze Klasse von Amphibien, noch ziemlich unbekannt, und wenig untersucht sey. Desto angenehmer muß es uns seyn, wenn wir dann und wann darüber einige zuverläßige Nachrichten erhalten.

Leguanen.

Zu den vorzüglichen Leckerbissen auf den bahamischen Inseln, gehören die Guana's, oder die Leguanen, eine große Art Eidexen *). Man findet sie 1 — 2 — 3 Fuß lang, und zu Zeiten zu 10 — 12 — 15 Pfund schwer. Ihre Farbe ist ein schmuziges Braun, wenn sie alt sind. Die bahamischen Leguans aber sollen den gezähnten Kamm unter dem Halse nicht haben.

Die Neger geben sich mit ihrem Fange ab, und verkaufen sie. Bey der Jagd bedienen sie sich eigener dazu abgerichteter Hunde. Sie kommen aus ihren Schlupfwinkeln, um sich am Strande, oder auf den Felsen zu sonnen. Die Hunde spüren sie gleich, und verfolgen sie. Dann flüchten sie mit großer Geschwindigkeit in die Felslöcher, oder in hohle Bäume. Der Hund steht so lange bellend vor dem Loche, bis sein Herr kommt, der sie entweder bey dem

*) Lacerta Iguana L.

dem Schwanze herauszuziehen, oder auszugraben pflegt.

Merkwürdig ist es doch, daß sie alsdann ihre ganze, sonst schlapp über den Körper hangende Haut aufblasen können, um sich in ihren Löchern desto fester zu halten, oder das Herausziehen zu hindern. Hat der Neger den Leguan glücklich aus dem Loche gezogen; so muß er sich vor seinen Krallen in Acht nehmen. Er drückt ihm also gleich mit einem krummen gabelförmigen Stocke den, mit vielen scharfen und spitzen Zähnen bewaffneten, Rachen an die Erde, und nähet ihm solchen mit einer starken Nadel und Faden zu; indem er ihm dieselbe durch die Nasenlöcher hinein, und neben dem Unterkiefer wieder heraus sticht, und solches einigemal wiederholet. Dann bindet er ihm die Vorder- und Hinterfüße ebenfalls sehr fest. Dieß ist sehr nöthig. Fassen sie einmal mit ihren kurzen, aber sehr scharfen Zähnen die Hand; so ists um Haut, Fleisch und Knochen geschehen. In diesem gebundenen Zustande können sie viele Wochen ohne Nahrung liegen. Denn sie haben, wie alle Amphibien, ein sehr zähes Leben. Es sollte ein Leguan ausgestopft werden, und er gab noch Zeichen der Empfindung von sich, da ihm schon alle Eingeweide aus dem Leibe genommen waren, und er sich völlig verblutet hatte.

Thamäleon.

Eine andere Art von einer kleinen Eidexe ist hier darum merkwürdig, weil sie das wahre Thamäleon vorstellt,

vorstellt, und ihre Farben verändert. Auf einem Cactus sitzend war sie grün; nachdem sie gefangen und in eine Schachtel gethan war, braun, und nach ihrem Tode wieder grün. Eine andere hatte einen schön spiegelnden Kopf, der am Halse lang und flach herabhieng. Erst war sie braun, indem sie starb, wurde sie weißlicht, und nachher grau.

Flöhe.

Auch etwas von den Flöhen. Du lachst? Es ist doch sonderbar, daß man immer lacht, wenn man an Jemanden einen Floh gewahr wird. Man lacht den gemeiniglich aus, der sich über den Stich eines so kleinen Thieres so übel hat; allein man sollte es eher bewundern, da es immer noch ein Räthsel ist, wie ein so kleines Thier mehr als zweyhundert mal so hoch, als seine eigene Länge ist, springen kann: Sey du aber ja froh, daß es hier zu Lande keine amerikanische Sandflöhe*) giebt, die zwar noch kleiner sind, als unsere Hausflöhe; aber den Leuten eine weit empfindlichere Plage sind. Ich habe von ihnen immer gern eine recht zuverläßige Nachricht zu haben gewünscht. Was man bisher davon gewußt hat, geht bloß ins Allgemeine. Ich kann dir davon etwas artiges sagen.

Im Lande heißen diese kleinen Plagegeister Chiggers, und ihre Plage ist desto unangenehmer, je allgemeiner sie ist. Denn sie ist über alle bahamische Inseln,

*) Pulex *penetrans* Linn.

Inseln, und auch über die wärmern Gegenden von Nordamerika, bis Karolina und Virginien verbreitet. In Südamerika, besonders in Peru, soll sie noch weit ärger seyn.

Dieses beschwerliche Thierchen hält sich im Sande, und auf den Fußböden der Wohnungen auf. Es ist schwer, sein Eindringen in die Haut zu vermeiden. Denn man fühlt es nicht eher, als bis es sich eingegraben hat. Am gewöhnlichsten setzt es sich an die Fußsohlen, und an die Theile der untern Gliedmaßen; doch verschont es auch andere Theile des Körpers nicht.

Wie gesagt, des anfänglichen Eindringens wird man kaum gewahr; nach kurzer Zeit aber verräth sich der Gast durch ein höchst unangenehmes Jucken, und an der Stelle, wo er liegt, entsteht eine kleine, anfangs kaum bemerkbare Beule, in deren Mitte ein kleines braunes Plätzchen zu sehen ist, wo das Thier seinen Sitz hat.

Hat sichs erst einmal unter der Haut eingegraben; so fängt es an; seine Oekonomie zu treiben, und Eyer zu legen, welche in einem besondern weißen Säckchen eingeschlossen sind. Mit der Hälfte des Hinterleibes steckt alsdann der Chigger im Eyersacke; mit dem Kopfe aber, Rüssel, und einigen Vorderfüßen ragt er hervor, doch ganz von der Haut bedeckt. Ein solcher Eyersack kann, theils durch die Menge der darin befindlichen Eyer, theils durch das Anwachsen der Brut, bis zur Größe einer Erbse

anwach-

anwachsen, und heftigen Schmerz erregen. Denn natürlicher Weise wird es nun ein Geschwür.

Wird nun durch Sorglosigkeit und Mangel an Reinlichkeit, die Mutter mit dem Eyersacke nicht zeitig herausgeschafft; so beginnen die jungen Chiggers auszukriechen, fressen sich unter der Haut weiter fort, legen neue Nester an und durchwühlen den ganzen Fuß. — Wie gefällt dir diese Menagerie von Thierchen unter der Haut? — In einem so heißen Klima, und in Körpern von unreinen Säften, entstehen daraus so bösartige Geschwüre und Entzündungen, daß nicht selten der Brand erfolgt, und das Abnehmen des Gliedes nothwendig wird. — Nicht wahr? So bösartig sind doch unsere Flöhe nicht?

Das schlimmste ist, daß man gegen die Chiggers noch kein bewährtes Mittel erfunden hat. Die Barfußgehenden sind zwar der Plage mehr unterworfen; aber es schützen auch weder Schuhe noch Strümpfe. Merkt man unter den Fußsohlen ein Jucken; so muß man sie gleich besichtigen lassen. Die Negerinnen haben hierin eine besondere Fertigkeit, mit einer Nadel, oder einem scharf gespitzten Messer, das Insekt, samt dem Eyersacke, auszugraben, wobey sie sich aber in Acht nehmen müssen, daß der Sack nicht verletzt wird. Denn bleiben nur einige Eyer zurück; so geht die Plage von neuem an. In die leere Wunde streuet man ein wenig Schnupftoback.

Was doch die Menschen, um bewundert zu werden, an sich selbst für Abentheuer machen? Ein Europäer hatte sich vorgenommen, diese abendländische Plage, nach Leuwenhoeks Art, der die Läuse in seinen Strümpfen hecken ließ, als eine Seltenheit in seinen Füßen unter der Haut, mit nach seinem Vaterlande zu nehmen; allein das Ding wurde unterweges so schlimm, und die Schmerzen so groß, daß der wunderliche Naturaliensammler Gott dankte, von seiner Seltenheit entledigt zu werden.

Unser Reisende war schon eine Woche zur See, als er zwischen dem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand, eine kleine harte Geschwulst bemerkte. Er dachte an nichts weniger, als noch an einen Chigger. Jedoch nach vielen Tagen, da das Jucken und die Geschwulst zunahm, fiel es ihm erst ein, daß es doch wohl ein solcher Patron seyn könnte. Bey vorgenommener Untersuchung wurde wirklich ein Chiggernest mit dem darin sitzenden Floh, und wenigstens achtzig Eyern ausgegraben. — Das hätte eine hübsche Wirthschaft werden können, wenn die jungen Flohwürmer ausgekommen wären, sich in Chiggers verwandelt, und wieder Eyer gelegt hätten!

XXIV.

Etwas über die Naturgeschichte der Hausperlinge:

an Dorchen.

Siehest du wohl, daß man von den alltäglichsten Gegenständen, die wir immer vor Augen haben, schon alles zu wissen denkt, und doch in der That sehr wenig davon weiß? Zum Beyspiel dienen die Sperlinge. Da wir neulich in einer Gesellschaft auf diese Vögel kamen, und etwas von ihnen erzählt wurde; so sagte eine gewisse Person: man möchte doch der Mühe schonen, davon zu reden: diese Vögel kenne ein Jeder. Als ich aber nach einigen Punkten fragte; so wußte man nichts. Dieß war dir aufgefallen, und du bateſt mich hernach, dir etwas mehr von den Sperlingen zu sagen, als daß sie täglich auf den Hof kämen, den Hühnern das Korn stählen, und sich unter dem Fenster bissen. Deine Bitte soll jetzt erfüllt werden, und du wirst dich wundern, daß in der Naturgeschichte dieses gemeinen und verächtlichen Vogels, doch so viele artige Umstände vorkommen.

Wie ich dir schon vorher einmal gesagt habe; so gehört der Sperling in der Ordnung der sperlingsartigen Vögel, zu dem Finkengeschlecht. Bey der Gestalt, Federn, Flügeln, Schnabel, und der schwar-

zen Kehle des männlichen Spatzes darf ich mich nicht aufhalten; denn das ist allen Knaben und Mädchen bekannt, und es wird wohl nicht leicht ein Mensch in Europa seyn, der nicht den Sperling von andern Vögeln unterscheiden, oder einen Kanarienvogel und Finken für einen Sperling ansehen sollte. Allein das muß ich dir noch sagen, daß es, auch selbst in unserer Gegend, eine kleinere Art von Sperlingen giebt, die sich nicht in die Städte und Dörfer wagen; sondern draußen im Felde, und unter den Weiden leben. Das Männchen unterscheidet sich durch einen schwarzen Halskragen, und beyde Geschlechter haben fuchsicht-braunere Federn, als die Haussperlinge. Auch im Ton, und in der Stimme haben sie etwas besonderes. Denn sie pinken weit lebhafter und geschwinder, als die andern. Am liebsten wohnen sie im Rohre, worin oft des Abends, wenn sie zusammen kommen, ein Lärm ist, daß man sein eigen Wort nicht hören kann. Daher heißt er auch in der Volkssprache der Rohrsperling, und es ist zum Sprüchwort worden, daß man von einem heftigen, und im Zorn redenden Menschen sagt: er schilt wie ein Rohrsperling. Ich habe dir diese Rohrsperlinge oft gezeigt, wenn wir des Abends unter den Weiden spatzieren giengen, und du fragtest, warum diese Vögel ein so gewaltiges Geschrey machten.

In Lothringen, sagt man, soll es schwarze Sperlinge geben; da man aber nach dem Grunde fragte; so waren sie in den Glashütten, wo sie sich auf-

aufhielten, vom Rauche ganz schwarz und unkenntlich geworden.

Nun so höre denn die Geschichte unsers Spatzes. Das erste, was ihn auszeichnet, ist seine zudringliche Geselligkeit. Er mag sich aufhalten, wo er will; so wirst du ihn nie an wüsten Orten, in einsamen Wäldern, u. s. w. antreffen. Die Städte und Dörfer sind sein Aufenthalt, und die Menschen seine Gesellschaft, so beschwerlich und lästig er ihnen öfters wird. Wo sie geduldet werden, da bleiben sie getreulich. Ich kenne ein Dorf, wo ein Paar auf der obersten Spitze des Taubenpfeilers nistete, wohin Niemand kommen konnte, und die daselbst alt und grau wurden. Sollen sie doch in Städten, wo mehrere Menschen sind, zahlreicher, als auf den Dörfern seyn, und auf Vorwerkern, die mitten im Holze liegen, sollen sie gar nicht seyn, weil es ihnen da zu einsam ist. Sie folgen der menschlichen Gesellschaft, um auf ihre Unkosten zu leben.

Das zweyte ist ihr Naturell, das ihnen eigen ist. Ich will solches mit den Worten deines dir so lieben Büffons beschreiben:

„Da sie faul sind, und viel fressen; so nehmen sie ihren Unterhalt gern, wo alles vollauf ist. Unsere Scheunen, Kornböden, Taubenschläge, Hühnerhäuser, Malzböden, u. s. w. mit einem Worte, alle Oerter, wo Korn gesammelt oder ausgeschüttet wird, besuchen sie am fleißigsten, und es scheint recht, als ob sie eine Sprache unter sich hätten, da es einer dem andern sagte: wo Korn zu schmausen sey.“

Dieß beweisen mancherley Erfahrungen. Ich sahe einmal auf der Straße, daß ein Sack mit geschrotenem Korn geplatzt, und Schrot verzettelt war. Erst merkten dieses ein Paar Sperlinge, die sichs wohl schmecken ließen. Der eine flog fort, und es währte nicht lange; so kamen ganze Schaaren, sich bey dieser Tafel lustig zu machen. Wie hatten sie das erfahren?

„Da sie eben so gefräßig, als zahlreich sind; so thun sie mehr Schaden, als sie Nutzen stiften. Denn sie sind fast zu gar nichts nütze. Ihre Federn taugen zu nichts. Ihr Fleisch schmeckt schlecht. Ihre Stimme ist fatal und beleidigend. Ihre Zudringlichkeit beschwerlich, ihr unverschämter Muthwillen höchst lästig, ja ihr Trotz ärgerlich. Sie machen den Menschen oft so viel Verdruß, daß sie in gewissen Provinzen in die Acht erklärt sind. Man hat Preise auf ihr Leben gesetzt, und in manchen Städten und Dörfern, muß jedes Haus eine bestimmte Zahl von Sperlingsköpfen liefern. Was sie aber noch unausstehlicher macht, ist ihre ungeheure Vermehrung, und ihre Vorsicht, wenigstens bey den alten, schlauen und erfahrnen, allen Netzen, Schlingen und Gefahren zu entgehen.“

Ich habe davon mehr, als eine Erfahrung gehabt, die mich in nicht geringe Verwunderung gesetzt hat. In meinen jüngern Jahren machte ich mir oft das Vergnügen, des Abends die Sperlinge aus einer großen Linde mit dem Blaserohre wegzuschießen. Dieß that ich kaum zween Tage; so merkten

sie es. Wenn ich nur mit dem Rohre aus der Thür trat; so flüchteten sie auf das hohe Kirchendach, wo ich nicht hinreichen konnte, und ich konnte auf der Linde keinen mehr belauern. Hier saßen sie so lange, wenn es auch zwo Stunden dauerte, bis sie mich mit dem Zuchtmeister ins Haus gehen sahen. Dann kamen sie einer nach dem andern wieder auf die Linde. Kam ich ohne Rohr aus dem Hause; so mochte ich unter der Linde gehen, wo ich wollte: es flüchtete keiner. Was mich aber in Erstaunen setzte, war folgendes. Da ich merkte, daß sie sich so sehr vor dem Blaserohr fürchteten; so versuchte ich es einigemale, mit einer bloßen, eben so langen Stange herauszugehen — und sie blieben. Ich ließ mir hierauf das Rohr aus dem Fenster geben, und, ehe ich einen Schuß that, flüchteten sie schon.

„Ihre Ränke, List und Halsstarrigkeit, sich nicht von den Orten weg zu begeben, die ihnen einmal gefallen, ist nicht auszusprechen. Sie sind gar nicht furchtsam, sondern dreister, wie irgend ein anderer Vogel — schwer zu hintergehen, und machen diejenigen ungeduldig, die sie fangen wollen.“

So viel ihrer auch gefangen werden; so ist das doch eine Verringerung, die sehr wenig zu rechnen ist, da sie gewöhnlich dreymal im Jahre hecken. Ihre Nester wissen sie auf die leichteste und glücklichste Art — am liebsten unter den Dächern, anzulegen, wozu sie denn gleich vom Hofe, die Materialien, Heu, Stroh und Hühnerfedern nehmen. Stößt man das Nest aus; so ist binnen 24 Stunden ein

neues fertig. Zerbricht man ihre Eyer, deren gemeiniglich 5 — 6, auch wohl mehrere sind; so legen sie nach 8 oder 10 Tagen schon wieder. Kurz, es ist kein Vogel auf der Erde, der es ihnen in der schnellen Vermehrungsart gleich thun sollte. Gewiß ist es, daß sie bis 8 Eyer, niemals aber unter viere legen.

Nimm nun einmal an: es wären 16 Paar Sperlinge in einem Dorfe. Diese geben 12800 Junge, oder 6400 Paar Sperlinge. Bey der ganz unerhörten Menge dieser Korndiebe läßt sich der Schaden leicht berechnen, den sie an dem Getreide thun. Man hat gefunden, daß ein Paar Sperlinge im Bauer jährlich an die 20 Pfund Korn fressen; mithin ein jeder Sperling im Durchschnitt des Jahrs für einen Gulden Getreide verzehre, und daß, wo in einem Lande von 300 Dörfern sechs Millionen Sperlinge befindlich sind, sie jährlich sechs Millionen Gulden Schaden thun. Eine andere Berechnung sagt: in einem Lande von 100 Städten, und 4000 Dörfern, kosten die Sperlinge jährlich 4,400,000 Thaler, wenn man auf jede Stadt jährlich 1000, und auf jedes Dorf 500 Sperlinge rechnet. — Hättest du wohl gedacht, daß so kleine Vögel so großen Schaden thun könnten? Die Menge ist die Ursache. Wie wollte sonst das kleine Borkenkäferchen in den Tannenwäldern so großen Schaden thun, daß er sich auch in die Millionen erstreckt?

Zwar müssen wir den angeschuldigten Korndieben die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie nicht

lauter Korn; sondern auch Raupen, Käfer und andere Insekten fressen; das Korn und Getreide aber bleibt doch ihre Hauptnahrung. Und wo Korn ist, da finden sie sich auch ungebeten ein. Sie folgen dem Sämann beym Aussäen, den Dreschern in die Scheunen, den Hühnern, wenn sie gefüttert werden, den Tauben auf die Taubenschläge, und, was das ärgste ist; so hacken sie öfters den jungen Tauben in den Nestern die dicken Kröpfe auf, um die Körner herauszuholen. Das ist doch eine erstaunliche Frechheit bey ihrer Gefräßigkeit. Diese aber geht noch weiter. Wie vielen Schaden thun sie in der Aernte an Gersten- und Weizenfeldern? Was für Wolken von Sperlingen kommen nicht öfters aus dem Korn, und wie belagern sie die Mandel? Die jungen Pflanzen, als Erbsen, Salat, Spinat, u. s. w. haben an ihnen die gefährlichsten Feinde, und selbst die frischen weichen Käse auf den Horden sind vor ihnen nicht sicher. Die Bienenväter klagen sehr über sie, daß sie ihnen die Bienen vor den Fluglöchern, in der Luft, an den Blumen, wegschnappen. Kurz, der Schaden ist kaum auszusprechen, den sie anrichten!

Gleichwohl haben sie doch auch in der Natur ihren großen Nutzen, und es kommt auf des Menschen Vorsicht und Anstalten an, ihre Zahl in etwas zu vermindern. Wie viele Raupen, Käfer und Insekten verzehren sie wieder, den Menschen zum Vortheil. Besonders holen sie die Wickelraupe aus den Blüthknospen, die an den Fruchtbäumen so großen

Schaden thut. Ein gewisser Naturforscher hat beobachtet, daß zween Sperlinge wöchentlich ihren Jungen 2360 Raupen zutragen. Da nun in einem Lande von 300 Dörfern sechs Millionen Sperlinge befindlich sind; so mache selbst den Ueberschlag, wie viel Raupen, und andere schädliche Insekten, diese jährlich vertilgen müssen?

Wenn es wahr ist, was man von ihnen rühmt; so haben sie auch einen medizinischen Nutzen. Das wäre denn noch etwas, wenn sie durch alle Theile ihres Körpers den Menschen in Krankheiten das wieder ersetzten, was sie ihnen vor dem Munde wegstehlen, wohin ich noch die schönen Kirschen rechne, die ich oben vergessen habe, und die du ihnen so oft beneidet hast.

Der Spatzenkoth, so warm er von ihnen geht, über die Haut gestrichen, soll eins der besten Mittel wider die Sommerflecken seyn. Mit Oehl aufgewärmt, vertreibt er Zahnschmerzen, wenn er in das Ohr der schmerzhaften Seite eingestrichen wird. Wer es nicht glauben will, mag es versuchen. Der Glaube muß bey solchen Dingen so immer das Beste thun.

Die beste Art, sie im Sommer und Winter zu fangen, ist ein ordentlicher Kikenkorb, der aber oben zugeflochten ist, und in der Mitte einen trichterförmigen Eingang, wie eine Fischreuse, oder wie die bräternen Mäusefallen, hat. Diese Körbe setzt man in die Gärten und Höfe, und streuet unten auf dem Boden weichen Käse, und allerhand Sämereyen.

Erst hält es schwer, daß sich ein Spatz entschließt, durch die Reuse zu schlüpfen. Ist aber erst einer hinein; so folgen bald mehrere. Gemeiniglich machen die Jungen, und noch duminen, den Anfang: Sehen die andern, daß es diesen da unten so wohl schmeckt; so können sie der Begierde und Lüsternheit nach dem guten Futter nicht länger widerstehen. Sie kriechen hinein, und sind gefangen, weil sie aus den, einwärts stehenden Spitzen der Reuse, nicht wieder heraus kommen können. Auf solche Art kann man in einem Tage oft 20 — 30 fangen. Der Korb muß so hoch seyn, daß ein kleiner Knabe darin stehen, und wenn die Diebe gefangen sind, durch eine kleine Seitenthür hinein kriechen, und sie tödten kann.

Das ist gar nichts neues, daß sie die Schwalben und Tauben aus ihren Nestern jagen, und sich darin des Nachts einquartieren, ob es gleich eine Fabel zu seyn scheint, daß die Schwalben einmal einen solchen ungebetenen Gast in ihrem Neste eingemauert, und, da er nach ein Paar Tagen todt war, herausgeworfen haben. — Unter einander beißen sie sich öfters dergestalt, daß sie vor Wut ganz blind sind, und man sie aufnehmen kann; ja daß öfters einige auf dem Platze liegen bleiben, denen sie die Kehle zugekniffen haben, die sich aber nach und nach wieder erholen. Ihre Unmäßigkeit in allen Arten der Begierden, läßt sie nicht lange leben; doch sollen einige ein hohes Alter erreichen, und 12 — 15 Jahre alt werden können. — Daß sie doch im Winter nicht, wie andere Vögel, wegzögen! Dafür werden

sie sich sehr hüten. Im späten Herbst, ehe die Blätter fallen, halten sie wohl eine Art von Strichzuge, daß sie sich schaarenweise in den Gärten und Bäumen versammeln, sich weidlich herumbeissen; aber nicht aus dem Dorfe kommen. So bald die Blätter fallen, zerstreuen sie sich wieder, und quartieren sich aufs neue in die Bauerhöfe ein, wo sie das ganze Jahr gehauset haben. Kaum erscheinen die ersten Blüten im Frühjahr; so nehmen ihre Liebesavantüren den Anfang, und gemeiniglich vor Pfingsten, erscheinen schon in unsern Gegenden, die Jungen, die zwar anfänglich herzlich dumm sind; aber von ihren verschlagenen Aeltern, besonders von den Müttern, die sie auf alle Art vor Gefahren warnen, gar bald die, ihrem Geschlecht eigene List, Kühnheit und Geschicklichkeit, sich selbst fortzuhelfen, lernen. — Es giebt auch weiße Sperlinge, wie weiße Schwalben. Das sind aber Schwächlinge, wie die weißen Mäuse mit rothen Augen; aber keine besondere Art.

XXV.

Etwas über die Naturgeschichte des Kanarienvogels:

an Dorchen.

Lieber Vater!

Meine ganze Antwort auf ihren Brief von der Naturgeschichte des Sperlings soll bloß darin bestehen, daß ich sie bitte, mir auf eben die Art etwas

von

von der Naturgeschichte meines lieben Kanarienvogels zu sagen. Ich bin ꝛc. ꝛc.

Liebe Tochter!

Das konnte ich denken, daß du dein Kanarienvögelchen nicht vergessen würdest. Dieses macht auch dem Menschen weit mehr Vergnügen, als der unverschämte und trotzige Spatz, der weiter nichts, als sein ewiges: Pink! Pink! machen kann, und verdient daher auch eher, als dieser, daß wir uns um seine Naturgeschichte bekümmern.

Woher dieser Vogel seinen Namen bekommen habe, kannst du mir auf der Landcharte nachweisen? Denn wo die Canarien Inseln liegen, das weißest du. Und diese sind sein Vaterland, wo sie in kleinen Gesträuchen an kleinen Bächen und Wassergräben nisten, weil sie das Wasser lieben. Ihr rechter Name wäre: Canariensperling, weil sie in ihrem ganzen körperlichen Bau dem Sperlinge ähnlich sind; so weit sie auch übrigens in der Farbe und Stimme von ihnen abweichen, und ihr Naturell sich auch nach ihrem sanften Klima richtet. Nun möchtest du aber wohl gern wissen, um welche Zeit sie nach Europa gekommen wären? Dieß ist in der Mitte des vorigen Jahrhunderts geschehen; also sind sie schon über hundert Jahre unsere Landsleute. Ein Zufall war die Veranlassung, sie allmählig in Europa zu erziehen. Ein Schiff sollte, nebst andern Waaren, eine Menge Kanarienvögel nach Livorno bringen. Da es aber verunglückte; so kamen die Vögel in Freyheit,

und flogen nach dem nächsten Lande, nach der Insel Elba, wo sie ein günstiges Klima antrafen, und sich von selbst vermehrten. Vielleicht wären sie auch da einheimisch geworden, wenn man ihnen nicht so nachgestellt hätte. Jetzt aber sind sie längst ausgestorben.

Da du weißest, wie zärtlich noch jetzt die Kanarienvögel sind, ob sie gleich schon viele tausend Generationen durchgegangen, und sich mit andern Vogelarten, als Stieglitzen, Hänflingen, u. s. w. vermischt haben; so kannst du dir leicht vorstellen, daß die Erziehung derselben im Anfange viele Schwierigkeiten gehabt habe: theils weil man die Natur und Wartung dieser Weichlinge nicht recht kannte; theils weil man meistens nur Hähnchen, um des Gesanges willen, und keine Weibchen nach Europa brachte. Wirklich war im Anfange die Ausfuhr dieser Vögel, nicht nur aus den Canarien- sondern auch aus den Azorischen Inseln, ingleichen aus Madera, so groß, daß Spanien verbot, keine Hähne mehr auszuführen. Nachher fiengen vorzüglich die Tyroler und Schweizer an, sich mit der Zucht derselben abzugeben, große Hecken anzulegen, und sie fast in ganz Europa zum Verkauf umher zu führen, so daß sie jetzt allenthalben anzutreffen sind, und sogar in Rußland und Sibirien, in den Häusern vornehmer Personen gefunden werden. Ein einziger Tyroler verlegt jährlich an die 1600 Stücke nach England, und obgleich diese Vogelhändler sie 330 Meilen auf ihren Rücken tragen; so verkaufen sie doch das Stück zu

fünf Schilling. In Inspruk werden viele erzogen, und die meisten in Konstantinopel verkauft.

Was der gröbste, ungesittete Bauer unter den Menschen ist, das ist der Sperling unter den Vögeln. Zum Spaß wollen wir doch einmal einen recht trotzigen fangen, und ihn in einem Käfige neben deinem Kanarienvogel aufhangen. Da sollst du den Unterschied sehen. Wie ungeschliffen stellt sich der erste an, und wenn er auch zahm wird; so bleibt er doch ein Bauer — tückisch, grob und ungesittet. Versuche es nur einmal, und begegne beyden gleich freundlich. Dein gelber kanarischer Sperling wird gegen dich sehr vertraut und freundlich thun. Er kommt ans Gitter. Halt ihm den Mund hin. Er wird dich küssen, und deinen Finger sanft mit seinem Schnäbelchen picken. Der quedlinburgische Sperling hingegen wird dir alle mögliche Grobheiten beweisen. Näherst du dich seinem Käfig; er wird wild aufbrausen, und an die Decke stürmen. Du wußt weichen; sonst streuet er dir Sand in die Augen. Hälteſt du ihm den Finger in den Käfig; so nimm dich ja in Acht. Er wird sich nicht scheuen, dich recht tückisch zu beissen. Denn es ist und bleibt ein trotziger Patron: er sey im Käfig, oder in der Freyheit.

So himmelweit ist also das Naturell dieser beyden Vögel verschieden! Was das wohl erzogene, sanfte und artige Kind unter schlecht erzogenen Kindern ist, das ist der Kanarienvogel unter seinem Geschlecht. Die erste Tugend, die du an ihm findest.

ist seine Artigkeit. Zwar hat er keine so starke und laute Stimme, nicht so viel Abwechselung und Anmuth in derselben, als die Nachtigall; allein weit mehr Artigkeit und Folgsamkeit, als wenn diese eingefangen und in einen Käfig gesetzt wird. Sie ist so wild und unbändig, daß man ihr alles Licht nehmen, und den Käfig zuhängen muß, und nicht selten fliegt sie sich den Kopf ein.

Dein Vögelchen besitzt ungleich mehr Gehör, mehr Geschicklichkeit, Töne nachzuahmen, ein besseres Gedächtniß, und kurz: mehr Gelehrigkeit. Man hat Exempel, daß ein Kanarienvogel reden gelernt; und verschiedene kurze Worte sehr deutlich ausgesprochen hat. Was meynst du, wenn du einen solchen Liebling hättest?

Durch eine kleine Flöte und Orgel kann er so abgerichtet werden, wie du selbst hier gesehen hast, daß er zwey bis drey Arien im natürlichsten Ton nachsingt, und, was das merkwürdigste ist, dabey immer Takt hält. Der Hänfling, wenn er auch eine Melodie gelernt hat, singt er sie selten rein aus; sondern haselirt immer dazwischen. Ein Kanarienvogel, der sehr jung nahe an der Schreibstube eines Kaufmanns gehangen wurde, gewöhnte sich einen besondern Gesang an, den man sich erst nicht erklären konnte. Endlich offenbarte sichs, daß er das Geräusch, welches beym Zählen der Thaler entsteht, nachahmte.

Noch einen Vorzug hat dein Vögelchen. Es singt zu allen Jahreszeiten, und es ist gewiß kein gerin-

geringes Vergnügen, in den trüben finstern Wintertagen, oder um Weihnachten aus, wenn hoher Schnee liegt, ein Paar solche angenehme Musikanten in der Stube zu haben, wenn fast alle Sangvögel weggezogen sind, die Nachtigall uns verlassen hat, und denen, die bey uns bleiben, Sprache und Gesang vergangen ist.

Wenn du mir ein gutes Wort giebst; so schenke ich dir den von meiner Stube. Wie oft hat mich dieß Vögelchen erheitert, wenn ich in den kurzen Dezembertagen des Morgens um 5 Uhr auf die Stube kam? So bald es nur Licht sahe, empfieng es mich mit seinem frohen Morgenliede, und öfters hat es noch des Abends um 10 geschlagen, wenn wir mit dem Lichte aus der Stube giengen.

„Dieß Vögelchen, sagt Büffon, erheitert unsere trübe Stunden, und trägt viel zu unserer Zufriedenheit bey. Denn es ist das Vergnügen der Jugend und der Einsamen. Es versüßt das Unangenehme des Klosters; es erheitert die Seelen der Unschuldigen und Eingeschlossenen, und seine kleine Tändeleyen, welche man, indem man eine Hecke anlegt, beobachten kann, beschämen die Gatten, Schwestern und Brüder, die ohne Zärtlichkeit mit einander umgehen.“

Der ächte Kanarienvogel ist wohl von Natur grau; und behält den Vorzug im Schlagen durch das Sanfte und Angenehme, welches ihm eigen ist. Die vielen Abänderungen in der Farbe sind nachgehends durch die unzähligen Vermischungen der mancherley Generationen unter sich, und mit andern

ähnlichen und verwandten Vögelarten entstanden. Der grüne Kanarienvogel oder der Cini, wie man ihn nennt, ist in der Provence entstanden, und hat einen stärkern, der Nachtigall näher kommenden Schlag. Man kann sich über die Mannigfaltigkeit der Farbenänderungen dieses Vogels nicht genug wundern. Der Kanarienvogel, der in Frankreich ganz weiß wird, ist auf der Insel Teneriffa so dunkelgrau, als unser Hänfling. Wahrscheinlich rührt diese Farbenänderung von der Kälte unsers Klimas her. Auch können hundert andere Nebenumstände dazu das ihrige beygetragen haben. Zählt man doch schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in dieser einzigen Art der Kanarienvögel 29 verschiedene Abänderungen, welche alle sehr kenntlich und unterscheidend waren. Merke dir dabey folgendes. Der ursprüngliche Stamm, oder der aus seinem Vaterlande und dem wahren Klima herstammende Kanarienvogel, ist der gemeine graue. Alle diejenigen Abänderungen, deren Federn einfarbig sind, stimmen mit der Verschiedenheit des Klimas überein. Die rothäugigten gehen mehr oder weniger in die ganz weiße Farbe über, und die bunten kann man eher zu einer künstlichen, als natürlichen Abänderung rechnen. Besonders ist es, daß die Veränderungen der Farben auf dem obern Theil des Vogels am meisten zu sehen sind.

Hat man doch Beyspiele, daß sich ein Kanarienweibchen mit einem Sperlinge geparet habe. Zu Orleans war eine graue Kanarien-Sie aus einer

Hecke

Hecke geflogen. Ein verliebter Spatz machte sich an sie, wurde ihr Favorit, und sie legte nicht nur in ein Sperlingsnest ihre Eyer, sondern sie brachte auch glücklich Junge aus. Ein offenbarer Beweis von der Verwandtschaft dieser Geschlechter! Denn das werden ganz verschiedene Geschlechter nie thun.

Dein Vögelchen hat noch eine gute Eigenschaft an sich. Das ist die Treue und Dankbarkeit. Sie lassen sich so gewöhnen, daß sie nicht nur in der Stube herum fliegen, und auf einen Wink wieder in ihren Käfig gehen; sondern auch aus der Stube und aus dem Fenster auf die davor stehenden Bäume fliegen, und auf ein gegebenes Zeichen sogleich wieder zurück kehren.

Das aber ist traurig, daß sie so vielen Krankheiten unterworfen sind, wovon die meisten ohne Hülfe dahin sterben. Unter diesen ist die fallende Sucht, oder der Jammer eine der vornehmsten. Die Männchen sollen sie mehr, als die Weibchen haben, wie solches auch von den Sperlingen angemerkt ist. Ob es Bosheit oder Schwäche der Natur ist, kann man nicht sagen, ob es gleich bey den ersten der Fall ist, daß sie leicht in Jammer fallen, wenn sie sich gebissen, oder sehr erboßt haben. Ganz frey mag das Kanarienmännchen wohl nicht von dieser üblen Laune seyn. Denn man hat Beyspiele, daß ein solches Männchen ein schwaches Weibchen todt gebissen, und seine Eyer zerbrochen hat.

Wenn man sie im Käfig von einem Orte zum andern trägt, oder solchen reinigen will; so fallen sie oft in diese Krankheit. Es sieht traurig aus, wie sie sich dabey gebärden, recht wie ein Mensch, der damit behaftet ist. Erst fangen sie an, in den klägslichsten Tönen zu wimmern, welche immer schwächer werden. Dann zittern und beben sie an allen Gliedern, fallen auf den Boden, sperren den Schnabel auf, und schlagen mit Kopf und Flügeln um sich. Man läßt sie in diesem Zustande liegen, bis sie sich allmählig erholen. Das Beste ist, daß ihnen dieser Zufall wenig schadet.

Wie du weißest; so konnte mein einer Kanarienvogel nicht mehr von der Stange kommen, und seine Nahrungskästchen finden. Als wir nachsahen, waren ihm beyde Augen ausgeschworen.

Zuletzt muß ich dir noch eine Seltenheit erzählen. Ein Kanarienweibchen sang so gut, daß man es für ein Männchen hielt, und mit einem Weibchen paaren wollte; allein man mußte ihm bald ein Männchen geben. Es legte Eyer, und sang nicht mehr. Ein anderes Weibchen hatte zwey Eyer in seinem Bauer gelegt, und sang, oder pfiff doch eine Arie.

XXVI.

Etwas zur Naturgeschichte der Nachtigall: an Dorchen.

Wie könnte ich deiner Bitte widerstehen, zu den vorigen Geschichten auch noch die Geschichte der angenehmen Nachtigall hinzuzuthun? In der Ordnung der sperlingartigen Vögel kommt auch das Geschlecht der Bachstelzen vor, — und zu diesem gehört die Nachtigall. Die Bachstelzen kennst du doch? Ich sehe, daß du dich nicht gleich darauf besinnen kannst. Ich nenne sie dir nur unter einem andern Namen: Ackermännchen, — und sie werden dir bekannt seyn.

Lange genug hast du in diesem langen Winter 1789. auf deinen getreuen Frühlingsboten: das schwarzweiße Ackermännchen, gewartet, welches sonst gewöhnlich am 10ten März vor unsrer Thür an die Gosse kam, und über dessen Schwanzwippen du mit dem kleinen August oft genug gelacht hast; aber es hat sich am 28sten März noch nicht sehen lassen. Freylich kein Wunder, da vom 26 — 28sten beynahe Fuß hoher Schnee gefallen war.

Mit diesem Vögelchen hat die Nachtigall im Körperbau, und auch in der wippenden Bewegung des Schwanzes viel ähnliches. Daher hat man sie zu den Bachstelzen gerechnet. Es ist ein braunes unansehnliches Vögelchen, dem man es gewiß nicht an-

sehen sollte, daß es so schön singen kann, wie man es manchem Virtuosen nicht ansieht, daß er die Harfe, das Klavier, die Flöte, die Violine, so vortreflich spielt.

Die Nachtigall besucht uns jährlich in unsern Gärten, und sucht sich vorzüglich diejenigen aus, die nahe am Wasser, und an den Häusern liegen, weil sie gern in der Gesellschaft der Menschen seyn mag. Sie ist ein rechter Menschenfreund, und gar nicht scheu, wenn sie in der Freyheit lebt. Wie oft habe ich sie dir in unserem Gärtchen auf einer Weide über dem Wasser gezeigt, da sie uns mit ihren großen Augen starr ansahe, vor uns niederflog, ein Würmchen holte, sich wieder auf den Ast setzte, und so munter schlug, daß wir die anschwellende Kehle recht sehen konnten?

Es giebt eine größere und kleinere Art; beyde singen sie schön, und hinreißend; nur die größere schmettert stärker. Es soll auch eine Tag- und Nachtnachtigall geben; und jene bey Tage, diese des Nachts singen; allein in unserem Brühl singen sie beyde, die größere und kleinere, bey Tage so wohl, als halbe Nächte durch. Ihr Nest bauet sie in eine Hecke, nicht weit vom Boden, oder auch gerade an die Erde, in weiches Mooß, und es ist schwer zu finden. Beyde brüten sie wechselsweise; doch das Weibchen länger, als das Männchen. Dieses sitzt indessen nicht weit vom Neste, und singt seiner Gattin was vor, damit sie so lange sicher auf dem Neste bleiben kann, als es seine Stimme hören läßt.

Das

Das liebe, treue Vögelchen! Man muß ihm schon dieserhalb gewogen seyn. — Die Eyer sind just so groß, als die Sperlingseyer, und dunkel olivenfarbig. Mehr als fünf Eyer legt das Weibchen nicht. Sie brüten des Jahrs nur einmal, und gleich nach Johannis hören sie auf zu singen, da sich dann ihre Stimme in ein unangenehmes: Kik-kur! verwandelt, welches auch der warnende, ängstliche Ton ist, wenn man ihrem Neste zu nahe kommt.

Die Männchen sind sehr zornig, und leiden ihres Gleichen nicht leicht bey sich. Ist der Garten klein; so wird man schwerlich zwey Paare darin finden. Eins beißt das andere von sich. Da sie nichts, als Gewürme, und Ameiseneyer fressen; so sind sie den Winter durch schwer und mühsam zu erhalten. Die alten eingefangenen sterben gemeiniglich, und grämen sich todt; eher halten sich die Jungen, aus dem Neste aufgezogenen. Es ist denn doch aber immer ein großes Vergnügen, wenn man um Weihnachten aus eine Nachtigall in der warmen Stube schlagen hört, daß die Fensterscheiben klingen. In den grünen Bauern hast du sie gesehen, und dich oft gewundert, wenn sie die gelben Mehlwürmer, und schwarzen Spinnen so gierig verschlungen haben, die ihnen sehr heilsam und gesund sind. Das erste sind die Larven von dem schwarzen Schattenkäfer,*) die sich so gern in den Beckerhäusern aufhalten. Die Liebhaber der Nachtigallen müssen sie daher in irdenen Töpfen und eigenen Magazinen den Winter durch

*) Tenebrio *molitor* Linn.

unter dem warmen Ofen ziehen, damit sie Futter genug für sie haben. Auch die Ameisenwürmer oder Nymphchen, die man fälschlich Ameiseneyer nennt, sind ihnen eine angenehme Speise.

Was der Nachtigall vor allen Vögeln auf der Erde den größten Vorzug giebt, ist ihr göttlich reizender Gesang, den kein Instrument, wohl aber die menschliche Stimme nachahmen kann, davon ich dir hernach ein merkwürdiges Beyspiel erzählen will. So bald alles grün ist, und das Weibchen sein Nest bereitet, fängt das Männchen an, zu singen; öfters noch wohl eher, wenn auch die Bäume noch dürre; aber die Hecken schon grün sind. Unermüdet schlägt das Thierchen Tag und Nacht, daß man kaum begreift, wie es ein so kleines Körperchen aushalten kann. Alles, was den Winter über in den Städten bleiben mußte, und nicht vors Thor kommen konnte, gehet nun heraus, den reizenden und beliebten Vogel zu hören. Wie oft hast du mich gebeten: wollen wir nicht herausgehen, die Nachtigall zu hören? Die unempfindlichsten Herzen werden durch ihre Kehle gerührt, und fühlen ein angenehmes Vergnügen. Wie manchen Trauernden hat sie schon erheitert, und mit neuem Vertrauen auf Gottes Vorsehung gehoben? In allen Gesellschaften spricht man von ihr, und es wird gefragt: ist die Nachtigall schon da? Haben sie das liebe Vögelchen schon gehört? Eine solche Zaubergewalt hat dieser liebliche Sänger über alle Herzen!

Ich sehe dirs an, mein Dorchen! daß du fragen willst: wie kann das Thierchen das aushalten? Woher hat es in einem so kleinem Körper eine so starke Stimme, und einen so langen anhaltenden Athem? Ehe ich dir dieses beantworte; so gieb einmal recht auf ihre Art zu singen Achtung, wie sie sich von allen Vögeln unterscheidet. Nicht anders, als hätte sie die Singekunst nach allen Regeln gelernt: so ergießen sich durch ihre geläufige Kehle die kunstgemessensten Töne. Bald hört man sie mit voller Luft so lange aushalten, daß einem selbst, ehe der Schluß kommt, der Athem vergehen möchte, wobey doch die Stimme immer mehr erhöhet und verstärkt wird, so sanft und leise sie auch anfieng. Ich habe oft nach der Uhr gesehen, wenn sie dieses Flöten anhub, und es dauerte manchmal einige Minuten. Gleich drauf, wenn man denken sollte: sie habe sich erschöpft, und sey ganz außer Athem, macht sie die künstlichsten Läufe, stimmt Fugensätze an, wie es in der Musik heißt, schleift sanfte Töne, die die schärfern dämpfen, und fällt gleich wieder in das anhaltende Flöten. — Das alles aber öfters ohne Aufhören Stundenlang, zumal des Abends in der Baumblüte, wenn es recht warm und angenehmes Wetter ist, ohne sich durch das Getümmel spatzierengehender Menschen irre machen zu lassen. Vielmehr kommt sie denen am nächsten, die laut sprechen, lachen und schäkern, und sucht sie zu überschlagen. Bisweilen scheint sie gleichsam gedankenvoll, bey sich selbst zu phantasiren; bald aber wieder ihre Stimme stark,

hell schmetternd, langgedehnt, und trillernd zu erheben. Kurz, in ihrer kleinen Kehle ist alles, was die menschliche Musik in den künstlichsten Instrumenten so vieler Hörner, Flöten, Pfeifen, u. s. w. ausgedacht hat, beysammen. Ich kann keine Worte mehr zur Beschreibung finden. Denn alles reicht nicht hin, die unnachahmliche Schönheit ihres Gesanges Jemanden vollkommen deutlich zu machen, der sie nie gehört hätte.

Bey dem Vögelchen ist zugleich eine Ambition und ein Wetteifer, andere zu übertreffen, der gewiß weit geht. Viele überwundene Sängerinnen haben schon darüber den Tod erlitten, wenn in ihrer Nachbarschaft Konzerte mit blasenden Instrumenten gegeben sind, die sie haben übersingen wollen, und sich todt geschlagen haben. Hier kommt nun das versprochene Beyspiel. In Braunschweig war ein Jude, der mit dem Munde und der Zunge den Schlag der Nachtigall überaus stark und natürlich nachmachen konnte. Als er zu Jemand gefordert wurde, der die am stärksten schlagende Nachtigall im Bauer hatte; so ließ er sich vor derselben hören. Sie stimmte ein. Er schlug stärker; sie noch stärker. Er übertraf sie in der Stärke. Sie konnte nicht über ihn kommen. Mit einemmale schwieg sie, und ließ keinen Ton wieder hören; sondern grämte sich nach ein Paar Tagen todt.*) — Wenn in einem Garten zwo Nachtigallen

*) Sagt doch schon der alte Plinius lib. X. cap. 29. Victa morte finit Saepe vitam. Wenn sie sich überwunden fühlt;

gallen zusammen kommen; so weicht diejenige von selbst, welche die schwächste Stimme hat, und von der andern überwunden wird.

Nun will ich dir auch die Ursache sagen: warum das Thierchen das aushalten kann. Ich habe daher manche Nachtigall zergliedert, um mich aus der Beschaffenheit, Einrichtung und Lage ihrer innern Theile davon zu überzeugen. Man sollte denken: ihre zarten Lungen müßten bey einer so starken gewaltigen Anstrengung zerreißen; allein sie sind auch auf eine andere Art, wie bey den übrigen Vögeln, längs den Rückenwirbeln, vermittelst vieler kleiner Fäserchen und Bänder befestiget. Auch die Oeffnung der Luftröhre ist sehr weit aufgeschlitzt, welches denn zu der Mannigfaltigkeit der Töne vieles beyträgt. Ohne Zweifel muß eine unveränderliche Gleichheit in der Struktur der zur Stimme nöthigen Theile bey allen statt finden. Wie könnten sonst die jungen Nachtigallen alles so vollkommen nachmachen? Ja! wie hätten sonst die Nachtigallen vor 2000 Jahren zu der Römer Zeiten eben die Melodien, eben den Gesang singen, und auf eben die reizende Art schlagen können, die sie zu Rom so beliebt machte, daß man sie eben so theuer, als einen Knecht bezahlte? Ein gewisser römischer Kaiser, Heliogabal, der unmensch-

 lich

fühlt; so stirbt sie öfters vor Gram. — War doch in London einmal ein Mensch, welcher die Nachtigallen durch seinen Ton dergestalt an sich lockte, daß sie sich ihm auf die Hände setzten, und greifen ließen.

lich schwelgen konnte, und unermeßliche Summen auf die delikatesten Speisen verwendete, hatte einmal gehört, daß die Pfauen- und Nachtigallenjungen gut gegen die Epilepsie oder den Jammer seyn sollten. Nun fraß er nichts als Pfauen- und Nachtigallenzungen. Was meynst du, wie viele der armen Thierchen mögen geschlachtet seyn, ehe eine Schüssel voll Zungen auf seine Tafel kam?

Zu den Merkwürdigkeiten dieses Vogels gehört, daß die Männchen bey ihrer Ankunft im Frühjahre, allemal vor den Weibchen vorausstreichen, und öfters 14 Tage früher kommen. Gleich nach dem Georgitage ist die beste Zeit, eine Nachtigall zu fangen, und man ist versichert, dann allezeit ein Männchen zu bekommen. Allein nun kommen wir noch auf eine besondere Frage: wo mögen die Nachtigallen im Winter bleiben? Ziehen sie ganz von uns in wärmere Länder, oder verbergen sie sich in hohlen Bäumen, und Löchern, bis sie der Frühling gleichsam wieder aufweckt? Beyde Fragen sind schwer zu beantworten, weil es uns hierüber noch an Erfahrungen fehlt. Meynungen hat man genug; aber sie sind sehr verschieden. Einige sagen: es sey schwer zu glauben, daß sie über das Meer zögen. Wäre dieses; so würden sie doch nach Spanien, oder auf die Küste von Afrika wandern; in Afrika aber kennt man nicht einmal eine Nachtigall. Andere muthmaßen; sie versteckten sich in Löchern und Höhlen, und fielen den Winter durch in einen betäubenden Schlaf. Viele Jäger versicherten, sie in dunklen

steinich-

steinichten Höhlen angetroffen zu haben. Wie viel aber den Jägernachrichten zu trauen sey, ist bekannt. Noch andere halten die Nachtigallen für wahre Zugvögel, wenn man gleich nicht wisse, wohin sie sich begäben. Das wisse man auch von vielen Vögeln nicht. Da sich im Winter gar keine sehen ließe; — da sie schlechterdings um ihrer Nahrung willen, welche in Würmern und Ameisen besteht, die den Winter durch fehlen, in kalten Ländern nicht bleiben könnten; — da ihr Zug eine bestimmte Zeit, nämlich vom 16ten bis 19ten April, und acht bis zehn Tage dauerte, welchen Zug endlich die Weibchen beschlössen, und in zween oder drey Tagen alle auf einmal ankämen; — da sie allezeit zu Ausgange des Augusts, oder im Anfange des Septembers ordentlich wieder wegzögen; so sey es wahrscheinlicher, daß sie sich in warme Länder begäben, als daß sie sich in den Höhlen verkriechen, oder in Sümpfen verbergen sollten.

Da die Nachtigallen Jedermanns Ohr und Herz vergnügen; so hat der Arme sowohl als der Reiche Antheil an dieser allgemeinen Freude der Natur, und es ist eine Art von Ungerechtigkeit, wenn Reiche und Vornehme in solchen Gegenden, wo nicht sehr viele Nachtigallen sind, dieselben, bloß ihres Stubenvergnügens wegen, wegfangen lassen, und die andern des allgemeinen Vergnügens, welches die freye Natur umsonst giebt, berauben. Daher haben sich in verschiedenen Provinzen die Obrigkeiten ins Mittel geschlagen, und dieses Vögelchen, das allen umsonst

mit

mit seinen Gaben dienen will, in Schutz nehmen müssen. In Holland ist es bey 100 Gulden Strafe verboten, eine Nachtigall zu fangen, oder ein Ey zu verderben. Der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, hatte 1686 ein ernstliches Edikt gegeben, ihrer zu schonen, welches hernach von Friedrich, dem Ersten, aufs neue eingeschärft wurde.

Was meynst du, wie würde es uns gefallen, wenn in unserem Brühl, und in unsern Gärten alle Nachtigallen weggefangen würden?

XXVII.

Wie unsere Vorfahren vor hundert Jahren über manche Sachen gedacht haben?

Da wir nun 1790 schreiben: so fiel mir ein, wie mögen doch unsere Vorfahren vor hundert Jahren über manche Sachen gedacht haben? Ich fand ein altes Buch, welches mir hierüber Auskunft gab. Es bestehet aus allerhand politischen, genealogischen und physikalischen Denkwürdigkeiten von 1692 bis 1700, und ist zu Frankfurth am Mayn bey Latomi Erben und Steindeckern 1692 in 4 gedruckt. Es geht jedesmal von der Ostermesse bis zu Herbstmesse, und von dieser wieder bis zur Ostermesse des folgenden Jahres, und jede Hälfte ist in 20 Haupttitel abgetheilt. Wir bleiben bey den physikali-

fikalischen, oder bey den Denkwürdigkeiten der Natur, und des Menschenlebens.

1692

Erste Hälfte von Ostern bis zu Michaelis.

Von denkwürdigen Begebenheiten.

„Im Jänner 1692 sahe man in der Thems, ungefähr 6 Meilen von London, einen ungewöhnlich großen Fisch, welchen etliche für ein Seeschwein hielten. Er warf verschiedene kleine Fahrzeuge über den Haufen, und verlor sich darnach wiederum.“

Jetzt müßte sich dergleichen Fisch nicht sehen lassen. Man würde ihn bald für einen Delphin erkennen.

„Von Solingen, einem Städtchen in dem Bergischen Lande, Churbrandenburgischen Territorii, wurde berichtet, daß daselbst das Damascener-Eisen wäre erfunden, und daraus wirklich die schönsten Klingen, als Säbel, Degen, Hirschfänger, Messer und dergleichen von solcher Härte gemacht werden, daß sie als ganz Hieb und Schlag frey zu gebrauchen sind.“

Von Zeichen und Wundern.

Davon ist dießmal nichts gehört worden.

— Also glaubten die Leute noch vor 100 Jahren an Zeichen und Wunder. Ob dieser Glaube in unsern aufgeklärten Zeiten schon ausgestorben seyn möchte? Wenn die Schwärmerey überhand nimmt;

so

so werden wir uns bald wieder in Zeichen und Wunder verlieren, und ich bin durch die Erfahrung überzeugt, daß Vernunft, Religion und Aufklärung bey der Freygeisterey nicht so viel verlieren, als bey jener.

Von schädlichen Erdbeben und Ungewitter.

„Im Januario hatte es zu Hannover auf dem Vorwerke, Blut geregnet; dergleichen war auch im Meklenburgischen eine Meile von Lübeck zu Schlutupt auf dem Felde gesehen worden.“

Vermuthlich ist solches von dem Reinigungssafte einer, vielleicht bey günstiger Witterung im Jänner, ausgekommenen Menge großer Nachtschmetterlinge entstanden. Auf dergleichen natürliche Umstände gab man damals wenig Acht. Was man nicht gleich erklären konnte, gehörte zu den Zeichen und Wundern.

Von Schand- und Lasterthaten.

Im Meklenburgischen wurde am 1sten März ein Schuster, welcher Zauberey und Sodomiterey getrieben, auch mit seiner leiblichen Mutter zu thun gehabt, auf einer Kuhhaut herausgeschleift, mit glüenden Zangen zerrissen, und lebendig verbrannt.

„In der Osterwoche fand man drey Meilen von Würzburg ein Knäblein auf dem Felde liegen, welches ermordet, und ihm alle Adern mit Pfriemen durchstochen waren. Der Argwohn fiel auf die Juden und die Bischöfliche- Würzburgische Regierung

rung versprach in einem öffentlichen Anschlage dem-
jenigen 100 Dukaten, wer den Thäter offenbaren
würde. Ja! wäre er selbst dabey gewesen; so sollte
er von der Strafe frey seyn, wenn er die Mitge-
hülfen entdecken würde."

In Frankreich hatten einige Bösewichter den An-
schlag auf das Leben des damals regierenden Königs
von England gemacht. Dazu war einer, Namens
Bartholomäus von Liniere, Cavalier von Grand
Vale, einer du Mont, und Lefdal, nebst noch einem
Johann Amour erkauft. Die That sollte im dama-
ligen Feldzuge geschehen. Wie kam sie aus? Lefdal
hatte seinen Aeltern in Holland etwas davon geschrie-
ben. Du Mont hatte an andern Orten davon ge-
sprochen, um davon Se. Majestät Nachricht zu
geben. Lefdal reiste von Paris nach Brüssel, und
von da nach Eyndhofen, wo er gefangen genommen,
und nach Herzogenbusch gebracht wurde. Hernach
wurde er im Feldlager bey Lembeck folgender maßen
hingerichtet. Er wurde an den Galgen gehenkt,
halb lebend aufgeschnitten, das Eingeweide heraus-
genommen und verbrannt; der Kopf auf einen Pfahl
gesteckt, sein Leib aber in vier Theile getheilt, und an
verschiedenen Orten aufgehenkt.

Wir dürfen also nicht denken, daß in unsern
Zeiten allein Schandthaten verübt werden, und dar-
an die Aufklärung Schuld sey, wie ihr die Feinde
derselben so gern beymessen möchten. Nein! zu
allen Zeiten sind brutale Menschen und Königsmör-
der gewesen, und je roher, und je weniger aufgeklärt

die

die Zeiten sind; desto gröbere und viehischere Schandthaten werden sie aufzuweisen haben.

Zwote Hälfte von Michaelis bis Ostern 1693.

Denkwürdige Vorfälle.

„Im September 1692 hat ein Fleischer 12 Jahr krank und sprachlos gelegen, und mit einemmale wieder angefangen zu reden. Seine ersten Worte sind gewesen: ich danke dir, Gott! daß du mich gezüchtiget, und wieder geholfen hast!

Was konnte das anders, als die Besitzung eines bösen Geistes seyn? Zu Christi Zeiten wäre er gewiß zu den dämonischen Leuten gerechnet. Man sieht doch aber aus solchen Beyspielen, daß sie noch in der Welt unter den Menschen, und natürliche Nervenkrankheiten sind.

Zu Queensfesey in Schottland, sieben Meilen von Leith, hat das Meer einen Wallfisch von 90 Schuh lang ans Land geworfen.

Am 31sten Dezember erhielt man aus Sachsen Nachricht, daß zu Wettin, anderthalb Meilen von Halle, eine vortreffliche Steinkohlenkluft, nicht weit von der Saale, sey entdeckt worden, die das ganze Land mit Kohlen hinreichend versorgen könne.“

Die eigentliche Entdeckungszeit des Wettiner Kohlenbergwerks, ist vielleicht wenigen bekannt gewesen.

Von Zeichen und Wundern — nichts.

Ob die Leute klüger geworden sind?

Von

Von Erdbeben und Ungewitter.

Am 18ten September 1692, durch ganz Braband und Flandern, Nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr, ein heftiges Erdbeben. Zu Spa ist die daselbst befindliche heilsame Wasserquelle, von dem Erdbeben gänzlich verändert worden. Das Wasser ist noch einmal so stark zugequollen, und da man es selten hell und klar haben können; so sey es nunmehro wie ein Krystall und von solcher Kraft gewesen, daß die verstopften Flaschen davon zersprungen sind. Zu Antwerpen hat es ein Vater unser lang angehalten, und den Thurm zu U. L. F. Kirchen von der einen zur andern Seite auf eine beträchtliche Weite geworfen. So viel man bemerkt hat, ist es bey ganz stillem Ostwinde, von Südwesten nach Nordosten gegangen, wohin der letzte große Komet 1680 vor 12 Jahren auch seine Richtung genommen hat.

Dieses Erdbeben betraf nicht weniger die Städte Mainz, Coblenz, und Paris, wiewohl ohne Schaden, wie auch Frankfurth am Mayn, Hanau, u. s. w. Am 15ten Oktober ist es zu Basel und Schaffhausen verspürt; aber am 24sten d. ist es in Neuspanien in Havana so stark gewesen, daß es 1500 Häuser umgeworfen, und viele tausend Menschen ungekommen sind.

Da aber seit 1783 die Erdbeben abermal in Sizilien, und dem untern Theile von Kalabrien so entsetzlich gewütet haben; so ist es nicht unangenehm, mit diesen Begebenheiten die nämlichen zu vergleichen,

die sich vor 100 Jahren in eben diesen Gegenden zugetragen haben.

Alle vorhin beschriebene Erdbeben sind denn doch mit dem erschrecklichen Erdbeben gar nicht zu vergleichen, das sich den 9ten und 11ten Jänner 1693 im Königreich Sizilien ereignet hat. Am 9ten geschahen nur einige Erschütterungen, die aber auf der Insel Maltha die Stiftskirche umstürzten, und großen Schaden thaten. Am 10ten aber, Abends vor Sonnenunterzang hat es in Sizilien dergestalt gewütet, daß binnen einer Viertelstunde 11 schöne Städte, 40 Schlösser und mit Mauern umgebene Flecken, mehr als 100 Dörfer umgekehrt, und über 100000 Menschen verschüttet wurden.

In Palermo sind viele Kirchen, Palläste und andere Wohnungen umgestürzt; die übrigen so erschüttert, daß man sie hat stützen müssen. Der Pallast des Vizekönigs ist am meisten beschädigt. Doch flüchtete der Hof gleich auf die Galeeren. Die meisten Einwohner begaben sich aufs Feld, und sind also wenige Menschen umgekommen.

Meßina ist beynahe gänzlich umgekehrt, und die wenigen Gebäude gestützt. Die Straßen sehen Wäldern von Bäumen und Stämmen ähnlich. Da sich niemand getrauet, in die Kirche zu gehen; so hat der Erzbischoff, um Gottesdienst halten zu können, anbefohlen, auf den Straßen Altäre anzulegen. —

Also kann Gott ohne Altäre nicht um Hülfe angerufen werden! —

Von

Von Schand- und Lasterthaten.

Im Jänner fand man unweit dem Schlosse Brug, in der Speldorfer Gemark, am Wege nach Duysberg eine, auf die grausamste Art ermordete Weibesperson, der Kopf und Hals, samt der Nase ab- und der Leib aufgeschnitten war. Auch ihrer Frucht war der Kopf abgeschnitten, den der Thäter zurückgelassen, des Kindes Körper aber mitgenommmen hatte. Ein Knecht, der sie erst verführt, hat sie nachmals so behandelt!

Ist diese Geschichte nicht eben so grausam, und unmenschlich, als die That der Wächtlerin in Hamburg im Jahre 1786?

In Berlin hat sich im Jänner 1693 folgende komische Geschichte zugetragen, welche lehrt, daß auch der schlaueste Dieb öfters betrogen wird. Zween Soldaten erfahren, daß ein französischer Schlächter ein Schwein geschlachtet habe, und werden einig, solches in der Nacht zu holen. Sie schleichen sich also gegen Abend in das Haus, und warten, bis alles zu Bette ist. Zum Unglück ist dem Schlächter des Tages die Frau gestorben, und die Leiche wird in einem Tuche auf ein Bret gelegt, weil der Sarg noch nicht fertig war. Die Soldaten vergreifen sich, und nehmen statt des Schweins die Leiche, und eilen damit fort. Da sie aber mit Schrecken ihres Betrugs inne wurden, wollen sie die todte Frau zurück bringen, werden aber von der Wache ertappt, und in Arrest genommen:

XXVIII.

Unter dem Kittel steckt oft mehr Rechtschaffenheit, als unter dem Tressenkleide.

In einer gewissen katholischen Stadt eilte ein armer Handwerkspursche schnell zum Thore hinaus, weil man schon in der Pfarrkirche die Sperre läutete. Unterweges begegnete ihm ein alter Greis, der ebenfalls, um einen Kreuzer zu ersparen, nach Möglichkeit aus der Stadt gehen wollte. Allein seiner Schwachheit wegen konnte er nicht fortkommen, und es war traurig anzusehen, wie er um eines Kreuzers willen seine letzten Kräfte anstrengte. Der junge Handwerkspursche sahe den alten Mann, wie er sich zerarbeitete, fort zu kommen. „Guter Vater! sagte er; ich will euch gern gehen helfen. Gebt mir euern Arm.“ Der Jüngling führte den Greisen; allein sie hatten doch zu lange gezögert. Das Thor war gesperrt, als sie kamen. Der Greis fieng an, bitterlich zu weinen. „Guter Pursche! sagte er: ich habe mir heute den ganzen Tag über nicht mehr, als zween Kreuzer erbettelt, und nun ist die Hälfte dahin. Ich armer alter Mann!“

Sorge doch nicht, erwiederte der Handwerkspursche. Ich habe sechs Kreuzer — bin noch jung, und werde bald Arbeit bekommen. Da hast du

alles

alles mein Geld. Laß dir ein Maaß Bier holen, und thue dir was zu Gute. Ich kann wohl ein Paar Tage hinbringen.“ Hierauf zahlte er den Sperrkreuzer, und sie giengen zum Thore heraus.

Außer dem Thore zankten sie sich immer noch aus Herzensgüte. Der Alte wollte das Geld nicht nehmen — sich nicht satt essen, und jenen hungern lassen. Zu diesem ädlen Streit kam ein Grenadier, der auf der Wache war, und ihnen schon eine Weile zuhörte. „Ha! Brüder! rief er: was seyd ihr ehrliche Kerls? und eine Thräne fiel ihm auf seinen Schnurrbart! Ich will den Ausschlag geben. Hier hab' ich mir einen 24ger erspart, und wollte am Sonntage mit meinem Mädchen zu Biere gehen; aber hohle der Teufel das Bier und den Tanz, wenn solche ehrliche Kerle sollen Noth leiden. Da habt ihr den 24ger; nur macht mir nicht viel Gribus Grabus her, oder beym Himmel! ich fluche euch den 24ger in den Sack hinein!“

Der Greis und Handwerkspursche standen wie versteinert, über diesen Schiedsmann, und ein Dank von Herzensgrunde mit der Patschhand, war alles, was sie ihm antworten konnten. Der Grenadier aber eilte nach der Wachstube, und trillerte sich was mit vergnügter Seele. — Wer hat hier den andern an Gutmüthigkeit übertroffen? Wie erhebt doch eine ädle That die Seele unter dem Kittel? Wie erniedriget sich der Hartherzige und Menschen-

feind unter dem Tressenkleide? Wie nähert sich jede rechtschaffene That — des Bettlers, des Handwerkspurschen, eines Grenadiers — der Gottheit?

XXIX.

Der menschliche Scharfrichter*).

I. Auszug aus dem Schreibkalender desselben.

Den 6ten May hab' ich beym Gericht N. einen jungen Menschen von 24 Jahren puncto Stupri torquirt.

Den 8ten daselbst einen Bauern puncto furti gehenkt.

Den 12ten daselbst zwey Mädel von 19 Jahren puncto furti justifizirt.

Den 13ten, 14, 15, 18. und 19ten alle Tage, den Sonntag ausgenommen, Zigeuner-Leute justifizirt, — 8 aufgehangen, 6 geradbrecht, 3 verbrannt. Requiescant in pace**)! Sie mögen in Friede ruhen!

Vom 20 bis 28 May gabs nichts zu thun in Amtswesen; — hab' einstweilen Roß kurirt, und

*) Aus des Hrn. von Eckartshausen Beyträgen zur Geschichte des menschlichen Elendes, oder Tagebuch eines Richters 4ter B. S. 64.

**) Ueber den lateinischen Scharfrichter!

und Arzeneyen für die Bauern gemacht, auch Salben*).

Den 29sten torquirt. Item d. 30sten Item d. 1. 5. 8. 9ten Junii. Den 10ten justifizirt. Den 12ten ausgepeitscht. Den 14ten gebrandmarkt.

Die Blätter ausgerissen. — Auf der Hälfte des letzten Blatts:

Sind heuer von mir glücklich justifizirt worden

Ansäßige Bauern =	16.
Leerhäußler und Tagewerker	30.
Schlechte Leute ohne Wohnort	40.
	86.
Ausgepeitscht = =	18.
Gebrandmarkt = = =	10.
Torquirt = =	40.
In Summa justifizirt, ausgepeitscht, gebrandmarkt und torquirt	154.

Omnia ad maiorem Dei gloriam! Alles desto mehr zu Gottes Ehre!

II. Schreiben desselben.

Lieber Vetter!

Berichte ihm in Freuden, daß Gottes Segen bey uns ist. — War dieses Jahr durch recht glücklich; hat mir Gott 66 Malefikanten geschickt.

*) Vielleicht dadurch mehr gemordet, als durchs Schwert.

die ich alle glücklich justifizirt habe. — Wenn es so fortgeht, wie ich nicht anders hoffe, und Gott darum täglich bitte; so kann ich mich noch wohl ehrlich richten. Seit drey Jahren, daß ich Scharfrichter bin, hab' ich das Glück gehabt, gegen 300 zu justifiziren. — Wird mir der liebe Gott schon noch mehrere schicken. — Wenn ich 900 gerichtet habe; so kann ich noch Doktor werden. Gott gebs! So kann ich doch auch noch unter ehrlichen Leuten mich sehen lassen. Lebt wohl; Vetter!

Was kann der Mensch gewohnt werden? Wie fühllos kann er sich machen, wenn er Menschenverbrechen und ihre Strafen, aus Eigennutz als ein Gewerbe, Amtswesen und Profession, ja als Glück und Segen von Gott betrachtet, und selbst Gott darum bittet, daß er ihm Malefikanten zuschicken möge, die er justifiziren könne. Denn Tugendhafte und Rechtschaffene durfte er doch nicht justifiziren. Schandthaten und Bösewichter sollte Gott also zuschicken. Was wünscht der Mensch nicht aus Eigennutz?

XXX.

Fortsetzung des sieben und zwanzigsten Stücks.

Man sieht es recht deutlich, wenn man in der Geschichte die Denkungsart der Leute vor hundert und mehreren Jahren vergleicht, daß der Aberglaube

glaube immer desto mächtiger und allgemeiner gewesen; je weniger und je unvollkommener die Kenntnisse in der Naturgeschichte gewesen sind. Daher noch in den öffentlichen Nachrichten die Kapitel von Wundern und Zeichen. Daher noch die furchtbaren und omineusen Erklärungen, wenn sich einmal ungewöhnliche Erscheinungen in der Natur ereigneten.

Am 24sten Juli 1692 ließ sich über der Stadt Pest in Ungarn ein grausamer Schwarm fremder Heuschrecken*), in solcher Menge sehen, daß sie die Sonne verfinsterten, und beym Niederfallen Schuh hoch auf einander lagen. Sie hatten lange Schnäbel und vier Flügel, worauf allerhand Striche und Zeichen, gleichwie türkische Buchstaben standen**). Sie verloren sich aber des andern Tages wieder.

Im folgenden August ließen sie sich in Thüringen, im Vogtlande, in Böhmen, und an andern Orten sehen. Sie sind alle fast eines Daumens dicke, und von unterschiedlichen Farben gewesen. Wie ein dicker Nebel, der alles verfinstert, sind sie auf die Felder gefallen, und haben gleich alles abge-

 fressen.

*) Die gewöhnliche Locusta migratoria L.

**) Wer hat je Heuschrecken mit Schnäbeln gesehen? Vermuthlich waren dieß die Legestachel der Weibchen — und die Zeichen und Buchstaben die netzförmigen Figuren der Flügeladern. Die Erscheinung dieser Insekten sahe man vormals immer als Vorboten vom Türkenkriege an.

fressen. Bey Regenwetter, oder im Mittag, wenn die Sonne recht heiß geschienen, haben sie sich in die Wälder gezogen. Die Aeste der Bäume haben sich von der Menge niedergebogen, und in kurzem sind die Bäume, wie mitten im Winter, kahl gewesen. Aus den Städten hat man sie durch Schießen vertrieben, aber der Gestank, den sie nachgelassen, ist lange geblieben.

Am ersten März 1693 ist in Sizilien abermal in der Gegend von Catanea und Cozenza ein so starkes Erdbeben gewesen, daß alle von dem vorigen Erdbeben gebliebene Häuser und Gebäude völlig eingestürzt sind.

Im August 1693 stehen die Heuschrecken, die beym Niederfallen eine Meile breit einnahmen, unter den Zeichen und Wundern. Aber das ist sonderbar, daß man um eben die Zeit von Köln berichtete: man habe nicht weit davon eine ungeheure Menge Frösche von allerhand Farben, den Rhein herunter schwimmen gesehen. Auch unter den Zeichen und Wundern! — Das aber war das traurigste, daß sich die Leute dergleichen ungewöhnliche Vermehrung als Vorboten großes Unglücks vorstellten, und in beständiger Furcht lebten. Die armen Leute!

Im Julius 1693 vollendete das Erdbeben, besonders in und außerhalb der Stadt Meßina seine Ruinen, und es soll sich der Berg Aetna bey 600 Schuh gesenkt haben.

Unter den Schand- und Lasterthaten dieses 1693sten Jahrs, zeichneten sich folgende besonders aus.

1. Ein, damals bekannter französischer Partheygänger, Peter Bauer, begieng an einem unschuldigen Menschen, der durch den Wald zur Arbeit gehen wollte, eine recht unmenschliche That. Er schnitt ihm die Waden und Fußsohlen auf, und ließ ihn hernach erschießen.

2. Zu Lüttich wurde am 19ten Dezember ein Knabe von 15 Jahren eingezogen, der seine Mutter und seinen jüngsten Bruder, aus Rache, in einem gebackenen Kuchen mit Rattenpulver vergeben hatte. — Daran war sicher seine Erziehung, und vielleicht die Mutter selbst Schuld.

3. Ein Mörder, Mordbrenner und Räuber in einer Person, von unerhörter Art! Im Februar 1694 ermordete ein Sergeant, ein Schottländer von Geburt, in der Nacht auf den 3ten und 4ten, seinen Wirth, als er eben aus dem Keller kam, seine, in der Küche stehende Wirthin, die eben schwanger war, die Mutter derselben, nebst einem kleinen schlafenden Mädchen, die er alle mit einem eisernen Hammer erschlug, und hernach allen vieren mit einem, ausdrücklich dazu erkauften, Messer die Gurgel abschnitt. Hierauf erbrach er die Kisten, plünderte das Haus, schleppte die ermordeten Körper in die Küche, legte Reisholz darauf, und steckte es an, in

der

der Meynung, das Haus in die Asche zu legen, und darunter seine Mordthat zu verbergen. Allein er wurde darüber ertappt, und durch eine der grausamsten Exekutionen hingerichtet.

XXXI.

Was bedeuten die Welfen und Gibellinen in der Geschichte?

Da der Kayser Lotharius keine Leibeserben hatte; so übergab er vor seinem Tode die königlichen Kleinodien seinem Schwiegersohn, Herzog Heinrich zu Bayern und Sachsen, und hatte ihn hierdurch an seine Statt zum Nachfolger im römischen Reich angenommen. Dieß war aber den Reichsfürsten nicht gelegen; sondern sie erwählten den Herzog Cunrad zum Kayser, und durch ihren Beystand wurde jener angehalten, die Regalia dem Reich wieder zuzustellen. Weil er sich aber sehr widersetzte; so wurde er in der Versammlung der Reichsstände zu Goßlar der Herzogthümer Bayern und Sachsen entsetzt, und dieses dem Marggrafen, Albert zu Brandenburg; jenes aber dem Marggraf Leopold zu Oesterreich eingeräumt, worüber sich Herzog Heinrich im Jahr 1139 todt grämte.

Um diese Zeit hat Roger in Sizilien dem Kayserthum das Königreich Apulien abgenommen, und sich zum König eingesetzt. Damit er nun im Besitz

dasselben

desselben desto ruhiger wäre; hat er den Herzog Welfen zu Bayern, des verstorbenen Herzogs Heinrichs Bruder, aufgewiegelt, daß er gegen den Kayser, wegen des veräußerten Herzogthums Bayern und Sachsen, unter dem Beystande der Sachsen, eine Rebellion anfieng, und gedachten Herzog Welfen mit vielem Gelde unterstützt. Als der Kayser im Jahr 1140 den Herzog Welfen im Schlosse Weinsperg belagerte, that derselbe einen Ausfall auf die Kayserlichen, und gab seinen Leuten zum Feldgeschrey: hi Welf. Hingegen gab der Kayserliche Feldherr, Herzog Friedrich zu Schwaben, da ihm dieses zu Ohren kam, den Seinigen zur Losung: hi Gibeling, von einem Dorfe in Schwaben, wo gedachter Herzog in seiner Jugend erzogen war. Diese beyden Namen sind nachher von den Italiänischen, und verschiedenen andern Geschichtschreibern vielfältig gebraucht, und durch die Welfen, oder wie man auch schreibt, Guelfen, diejenigen, welche des Papstes Sachen vertheidigten, und durch die Gibellinen die Kayserlichen verstanden worden *).

Zu dieser Geschichte gehört auch diejenige, welche noch so oft zum Scherz von der Treue der Weiber erzählt wird, obgleich die wenigsten die damit verbundenen Umstände wissen.

Bey diesem Ausfall verlor der Herzog viel, mußte sich zurückziehen, und sich in Weinsperg kümmerlich mit

*) S. Lehmanns Speyerische Chronika. 4. Frankf. am M. 1662. S. 493.

mit den Seinen verschanzen. Da sie sich aber aus Mangel nicht länger halten konnten, ergab sich der Herzog samt allen den Seinen auf des Kayfers Gnade. Ob sich nun der Kayser gleich bey der Unterhandlung gegen die Gesandten sehr gnädig erzeigte; so trauete doch die Herzogin dem Handel nicht, ungeachtet der Kayser den freyen Durchmarsch der Gefangenen durch sein Lager bewilliget hatte. Sie ließ ihn vielmehr durch besondere Gesandte bitten, ihr und ihrem andern Frauenzimmer zu erlauben, daß sie sonder Gefehrde alles dasjenige mit nehmen dürften, was eine Jede würde tragen können. Und als der Kayser dieses auch zugestand, sahe man bald darauf diese Frauenzimmer daher gezogen kommen, nämlich die Herzogin mit andern Weibern, deren Männer, als Fürsten, Grafen, Herren und Adeliche sich schwer gegen den Kayser vergangen hatten: so daß eine jede Frau ihren Mann mit großer Beschwerde auf dem Rücken trug. Im Lager dachte man nicht anders, als daß sie ihren besten Schmuck, und dergleichen mit sich nehmen würden; allein dieser List hatte man sich nicht versehen, die denn zugleich auf große Treue gegründet war. Herzog Friedrich suchte indessen den Kayser zu bewegen, diesen arglistigen Betrug, wodurch die Ehre seiner Majestät beleidigt wäre, zu ahnden. Allein der Kayser, dem beydes — eine so listige Treue — gefiel, antwortete: es zieme sich nicht, daß ein Kayser etwas verspräche was er nicht hielte. Vielmehr belustigte ihn die Sache so sehr, daß ihm, aus Gefühl dieser Treue, die Thränen

nen in die Augen traten. Er lobte die ehrlichen Frauen öffentlich, behielt sie zur Tafel, und richtete mit Herzog Welfen und andern Fürsten einen beständigen Frieden auf.

Unsere Chronik setzt hinzu: als der Herzog von Florenz, Laurentius Medices, gefährlich krank gewesen, und ungefähr diese Geschichte gelesen habe, habe ihn diese Erfindung der Weiber dergestalt gestärkt, daß er bald wieder genesen sey *).

XXXII.

Alte Natur- und Menschenanekdoten.

1. Ein Hecht von 267 Jahren. Vom Alter der Fische können wir nicht viel gewisses sagen, weil wir diese Bewohner des Wassers nicht fragen können, wie lange sie in ihrem Elemente gelebt haben. Vom Alter der Karpfen in einigen Teichen der Großen, als in Frankreich, und bey Charlottenburg, ist uns etwas bekannt, weil der Zeitpunkt in den Archiven angemerkt ist, da die ersten sind hineingesetzet worden. So hat man in dem letztern Teiche Karpfen von 150 Jahren, deren Scheitel ganz mit Mooß bewachsen sind. Aus solchen Beyspielen kann man den Schluß machen, daß einige Fischgeschlechter, ihrer Natur nach, eines sehr hohen Alters fähig sind.

Allein

*) Speyerische Chronik. Das. S. 494.

Allein von Hechten, und andern Fischen, wissen wir wenig, wie hoch sie ihr Alter bringen mögen. Wir wissen auch nicht, wie viel ein Fisch in einem Jahre wachse? Hechte von 20 — 30 Pfunden werden zuweilen gefangen, und man kann wohl sagen, daß ein solcher Hecht länger gelebt habe, als einer von 2 — 3 Pfunden; allein sein eigentliches Alter zu bestimmen, ist unmöglich, so wenig wir das eigentliche Alter der afrikanischen Neger bestimmen können, die in der Wildheit gelebt haben, und zur Sklaverey eingefangen werden.

Desto angenehmer müssen uns die Nachrichten von solchen Sachen seyn, die wir zuweilen in alten Chroniken und Tagebüchern finden, wenn sie ehrlich aufgezeichnet sind.

„Im Jahre 1497 hat der Rath der Stadt Hailbrunn in dem, derselbigen zuständigen See einen Hecht gefangen, der hinter den Ohren einen messingenen Ring hatte, welcher dergestalt verwachsen war, daß er kaum noch herausschien. Auf demselben aber war folgende griechische Schrift zu lesen:

„Εἰμὶ ἐκεῖνος ἰχθὺς, ταύτη λίμνη παντόπρωτος ἐπιτεθεὶς διὰ τᾶ κοσμήτα Φεδηρίκα τὰς χεῖρας ἐν τῇ ε. ἡμέρα τᾶ Ὀκτοβρίου.

„Ich bin der Fisch, der zuerst unter allen Fischen in diesen See gesetzt worden, durch des Weltregenten Friedrich, des Andern, Hände; am 5ten Tage des Oktobers.“

Aus

Aus der Jahrzahl auf dem Ringe 1230 war zugleich zu ersehen, daß sich dieser Hecht 267 Jahre in diesem See gehalten und gelebt habe. Dieser Hecht ist in Lebensgröße abgemahlt, und samt dem Ringe noch zu Hailbrunn, unter dem Thore, wenn man von Speyer dahin reiset, auf einer Tafel zu sehen *).

2. Großmuth und Menschlichkeit des Kayſers Aurelianus. Als dieser Kayser, im Jahr 273 das Kayserthum erhielt, gieng er in Bithynien mit seiner Armee vor die Stadt Thyana. Die Bürgerschaft weigerte sich, ihn einzulassen. Dieß brachte den Kayser in Zorn, daß er sich herausließ: er wolle so mit ihnen umgehen, daß auch kein Hund übrig bleiben sollte. Der Soldat schöpfte daraus große Hoffnung zur Beute, und hielt sich desto tapferer im Sturm. Als die Stadt erobert war, bat das Volk, ihm solche Preis zu geben. Allein der Kayser gab zur Antwort: ich habe nur gesagt: daß ich keinen Hund wollte leben lassen. Schlagt also alle Hunde todt, und laßt die Menschen leben. An seinen Statthalter schrieb er um eben die Zeit: halt die Soldaten im Zaum. Niemand plündere die andern. Von der Beute des Feindes, nicht von den

*) S. Lehmanns Speyerische Chronik. S. 592. Diese Geschichte ist auch im 8. B. der berlinischen Sammlungen nach Geßner S. 350, aber mit falschen Jahrzahlen: 1447. 1203 angeführt; und das Alter des Fisches nur 216 Jahre angegeben.

den Thränen der Unterthanen soll der Soldat leben“ *).

3. Des Kayſers Julians Epigramm auf das Bier der alten Teutſchen.

Es iſt ſchon aus dem Julius Cäſar bekannt, daß die Teutſchen, ſonderlich die Schwaben, den Wein aus fremden Landen zu kaufen, unter ſich verboten, und ſich mit ihrem Getränk aus Gerſte und Waſſer beholfen haben. Als nun Kayſer Julian nach Teutſchland kam, wollte ihm dieſer Trank gar nicht behagen. Daher machte er in griechiſcher Sprache nach ſeiner witzigen Art folgendes Spottepigramm darauf.

„Was biſt du? Bacche? Wo kommſt du her? Biſt du Wein? Beym wahren Bacchus (Wein) ſchwöre ich, daß ich dich nicht kenne! Der Wein ſchmeckt wie Göttertrank. Du ſchmeckſt, wie der Bock riecht. Den Teutſchen fehlen die Trauben. Aus Gerſtenähren kochen ſie dich. Gerſtenbrühe magſt du heißen; nicht Rebenſaft. Du plagſt den Bauch mit unanſtändigem Krachen; nicht wie Wein, der frölich macht, ohne zu plagen“ **).

4. Das heiße Bad eines Franzoſen.

Ungefähr um das Jahr 794 war die franzöſiſche und teutſche Sprache, nämlich die teutoniſche in gebrochenem Latein ſo unter einander vermiſcht, daß der gemeine Mann, bey der Regierung der teutſchen Franken beyde nicht verſtand, und ſich daher öfters

lächer-

*) Daſ. S. 37.

**) Speyeriſche Chronik. S. 40.

lächerliche Auftritte ereigneten. In dem Kloster St. Gallen machte sich der Dechant Eckhard ein großes Verdienst, daß er arme gebrechliche Leute baden, reinigen und verpflegen ließ. Auf eine Zeit brachte man einen lahmen kontrakten Franzosen auf einem Karren zu dem Dechant, der ihn dem Bader übergab, seiner wohl zu pflegen. Weil nun der Bader viele Beschwerde mit dem armen Menschen hatte, und ihn schleppen und tragen mußte; so setzte er ihn aus Tücke in ein sehr warmes Bad. Der Franzose schriee überlaut: Kalt kalt est. Der Bader glaubte: es sey ihm noch zu kalt, und sagte: Geduld! ich will dirs wohl wärmer machen — lief zum Kessel, und schüttete noch heißeres Wasser zu. Der Franzose rief abermal: Eya mi kalt est, kalt est. Hierauf macht ers noch heißer, daß sich der Franzose genöthigt gesehen, mit geraden Füßen aus dem Bade zu springen, und davon zu laufen.

Der Bader merkte, daß er sich lahm gestellt, um ihn zu necken, und hat ihn mit einem Feuerbrand derb abgeprügelt. Als der Dechant den Lärm gehört, kommt er dazu, und da er den Verlauf der Sache vernommen, hat er dem Franzosen *Romanice* in seiner Strafe den Betrug verwiesen; den Bader *Teutonice* gescholten, daß er sein eigener Richter gewesen sey. Denn daß der Franzose Kalt est, kalt est, schriee, war die provinzialische Sprache in gebrochenem Latein: calidum est, calidum est! Es ist heiß genug! Der Bader aber verstand: es

sey zu kalt, und hat den Franzosen heiß ausgebadet *).

5. Vom Armenwesen, und Betteln im achten Jahrhundert.

Schon in dem ersten Synodus bey König Clodovaus in Aurelien wurde das Dekret gemacht.

„Wir haben geschlossen, daß den Rechten allerdings gemäß sey, was Gott durch seinen milden Segen an Haab und Nahrung verleihen wird, solches alles

1. zur Erbauung und Erhaltung der Kirchen;
2. zu der Geistlichen Unterhalt;
3. zur Ergötzlichkeit der Armen;
4. zur Erledigung unschuldig Gefangener bey den Feinden, angewendet werden soll".

Dieß bestätigte nachher Carl, der Große, bey seiner Regierung durch mancherley Dekrete;

„Es sollen sich die Geistlichen erinnern, daß der Zehnde und frommer Christen Opfer, der Armen im Lande, und fremder Pilger Unterhalt sey, und nicht als ein eigenthümlich Gut zu gebrauchen, davon sie Gott Rechenschaft zu geben schuldig, und so sie nicht aufrecht (aufrichtig und ehrlich) damit gehauset, der ewigen Verdammniß gewärtig seyn müssen."

Bey den Teutschen und Franken ließ man um diese Zeit Niemand in Städten, Flecken und Dörfern betteln gehen; sondern, so Jemand, ein Freyer oder Leibeigener in Armuth gefallen, hat man sie in den Münstern (Klöstern), als im Spital unterhalten, und

*) Speyerische Chronik. S. 196.

und ihnen alle Nothdurft an Speise, Trank, und Kleidung von den milden Gaben gereicht. Fremde, Breßhafte und Kranke wurden in Pflege und Wartung genommen, bis sie wieder zu ihrer Gesundheit gelangten *).

XXXIII.

Wie die alten Teutschen und Franken in peinlichen Halssachen die Wahrheit heraus zu bringen suchten?

Die Treue der alten Teutschen ist bekannt. Wahrheit und Aufrichtigkeit in der Aussage war es, worauf man sich verlassen konnte. Wenn es an lebendiger Kundschaft fehlte; so war der Eidschwur des Klägers zur Entscheidung hinreichend. Dann wurde auch das Zeugniß anderer gegen Anklage und Beschuldigung gebraucht. Wo dieses alles nicht zureichte, bediente man sich auch außerordentlicher Mittel, die aber mehr auf Aberglauben, als auf physikalischer Richtigkeit, am wenigsten auf Wunder, oder Entscheidungen der Allmacht, beruheten. Dahin gehört,

1. Daß sich die Beklagten, Manns- oder Weibspersonen erboten, ein glüendes Eisen, öffentlich

*) S. Speyerische Chronik. S. 140.

vor Gericht, in Gegenwart aller Umstehenden, mit bloßen Händen anzugreifen, und nach der Richter Geheiß zu halten. Ließen die Richter den Beweis zu; so wurden dabey vorher verschiedene Zeremonien gemacht, wie sie der damalige Aberglaube erforderte. Die Priester mußten zuvor das Eisen beschwören, benediziren und segnen, damit nicht durch des bösen Feindes Macht die Feuerskraft gehemmet würde, und zugleich gebeten, daß Gott des Beklagten Schuld oder Unschuld wolle an den Tag kommen lassen. Wurde derselbe verbrannt oder verletzt; so war er schuldig: wo nicht, wurde er los und frey gesprochen.

Als nach Ludwigs, Königs in Deutschland, Absterben, Carolus Calvus, der Kayser, und jenes Königs Bruder, dessen Söhnen ein Theil der Lande am Rhein abnahm, und an sich zog, und deshalb mit seinem Kriegsheere in Oberteutschland zog, gieng ihm König Ludwig, der Jüngere, von Frankfurth mit seiner Armee entgegen, und schickte Gesandte an ihn, von seinen unbilligen Forderungen abzustehen. Da aber solches nichts gefruchtet; so schickte König Ludwig dreyßig Personen an den Kayser, deren zehn durch siedend Wasser, zehn durch kaltes, und zehn mit glüenden Eisen erweisen und darthun sollten, daß ihm von seinem Vater her die Lande rechtmäßig und erblich zuständen, und der Kayser weder Fug noch Recht daran habe. Ob nun wohl diese Proben von allen geschehen, und aus den dreyßigen keiner versehrt und verletzt worden; so hat doch der

Kayser

Kayser seinen Vorsatz nicht geändert, sondern den Krieg angefangen; ist aber im Treffen geschlagen und überwunden worden.

Sollen wir unsere Meynung von der Sache sagen; so kommt es auf die Frage an: ist das Faktum wirklich so geschehen, wie es hier erzählt wird? Sind die dreyßig Männer bey ihren abgelegten Proben mit heißem Wasser und glüenden Eisen, unverletzt geblieben? Was ist denn die Ursache, daß die Kräfte der Natur aufgehoben sind, und die Körper in einem Augenblick ihre Eigenschaften, nämlich zu brennen, verloren haben? Hat Gott wirklich dergleichen Wunder zur Beschützung der Unschuld gethan, oder haben sich es die Leute nur eingebildet?

Wir wollen beydes zu vereinigen suchen. Die Gottesurtheile oder Ordalien — Unschuldsproben, waren bey alten und neuen heidnischen Völkern — selbst noch bey den Christen des mittlern Alters, üblich. Die ganze Sache gründete sich auf den Glauben, daß Gott ein Retter der Unschuld sey. So wahr dieses ist, und so gewiß auch Gott die bedrängte Unschuld in manchen Fällen durch die besonderste Fügung der Umstände, wodurch sie an den Tag kommen mußte, gerettet hat; so hat doch wohl nie die göttliche Allmacht, bey solchen angestellten Proben, wirkliche Wunder, zur Offenbarung oder Beystande der Unschuld, geschehen lassen. Von beyden Seiten aber — von Seiten der Richter, die dergleichen Proben annahmen und gelten ließen, — und der Beklagten, die keinen andern Weg vor sich

sahen, und sich zu solchen Proben erboten, hat unstreitig der Glaube, daß sie entscheidend wären, das meiste gethan. Allein, ob diese Proben nicht sehr trüglich waren, wenn man auch das Trügliche dabey nicht einsahe, ob nicht Arglist, Betrug, und geheime Künste hierbey oft ihre Rolle spielten, und den strafbarsten Bösewicht in die reinste Unschuld verwandelten, und den leichtgläubigen — abergläubischen Richter blenderen: ist eine andere Frage? Ich werde sie nachher noch berühren.

Uebrigens pflichte ich dem vernünftigen Urtheil eines Rezensenten über diese Sache bey *).

„Der Glaube, daß Gott ein Retter der Unschuld sey — die Empfindung der äußersten Ungerechtigkeit, welche sie unter dem Schein des Rechtes erdulden muß; — die Hoffnung, die den Menschen auch in verzweifelten Fällen nicht ganz verläßt, war wohl im Stande, unter roben Menschen von feuriger Einbildung und starken Gefühlen die feste Zuversicht einzureden, daß ein Zeichen geschehen werde. Hatte sich ein und das anderemal in solchen Fällen etwas seltsames begeben; so waren unwissende, wundersüchtige Menschen leicht geneigt, immer so etwas zu erwarten, und Mittel zu ersinnen, solche Zeichen herauszulocken. Dummheit und Betrug nahmen daran gleichen Antheil.“

Haupt-

*) Allgem. Deutsche Bibl. 64. B. S. 528. über Gorfs historische Erzählung von den Ordalien oder Gottesurtheilen. Mainz 8. 1784.

Hauptsächlich der Religionsaberglaube, daß die Dinge, mit denen die Probe gemacht wurde, von den Priestern benedizirt werden mußten. Daß sich bey dergleichen Versuchen List und Betrug eingeschlichen, ist wohl unleugbar, zumal wenn rechte in der Büberey erfahrne Gauner etwa physikalische Kenntnisse hatten, und Mittel wußten, die Kraft des siedenden Wassers oder des glüenden Eisens zu schwächen. Man hatte eine Art von Kitt oder Firniß erfunden, womit man sich die Hände und Fußsohlen bestrich, und im Stande war, eine Viertelstunde ein glüendes Eisen zu tragen, oder auf einem glüenden Pflugschaar zu stehen, ohne daß die mindeste Verletzung erfolgt wäre. Wie mancher Bösewicht mag mit diesem Kitte unter der Larve der Unschuld durchgewischt seyn?

Selbst in jenen Zeiten, da dergleichen Proben üblich waren, war man zuletzt aufmerksam, daß kein Betrug unterliefe. Der Zweykampf gehörte auch dazu, und von demselben heißt es in unserer Speyerischen Chronik*): „ehe die Partheyen den Kampf anfangen, hat man sie insonders versucht und probiert, daß keiner den andern mit Beschwörungen oder andern Zauberkünsten verzaubern und überlisten können.“

*) S. 120.

XXXIV.

Wenn die Argliſt und Bosheit ſich des Religionsaberglaubens der Einfältigen recht zu bedienen weiß, kann ſie ſehr reich werden.

Dieß iſt Kayſern und Königen in den alten Zeiten wiederfahren, wenn ſie nicht aufgeklärt genug waren, die Kunſtgriffe der römiſchen Kleriſey einzuſehen; ſondern blindlings den Lehren dieſer Kirche folgten.

Wer ſollte es glauben, daß Ludwig, der wegen ſeiner reichen Gaben an Stifter und Klöſter, den Zunahmen: der Fromme, bekam, doch noch viele Jahre nach ſeinem Tode im Fegefeuer ſchmachten müſſen. Gleichwohl erzählt von ihm der berühmte päpſtliche Annalenſchreiber, Baronius *), folgende Geſchichte.

Als ſein Sohn, König Ludwig, im Jahr 874 in der Faſten allein dem Gebet obzuliegen, fürgehabt, ſey ihm in einer Nacht ſein Vater, Ludovicus Pius, im Schlaf erſchienen, und habe ihn ernſtlich in lateiniſcher Sprache alſo angeredet;

„ich beſchwöre dich durch unſern Herrn Jeſum Chriſtum, und die heilige Dreyfaltigkeit, daß du mich erledigeſt aus der Qual und Marter, darin

*) S. Lehmanns Speyeriſche Chronik S. 257.

darin ich behaftet bin, daß ich doch dermaleins zum ewigen Leben gelangen möge.“

Hätte der gute König es wagen dürfen, die Sache untersuchen zu lassen; so würde er bald die Stimme eines guten dicken Mönchs erkannt haben, der dazu beordert war, ihm diese Erscheinung zu geben, um dadurch desto reichere Stiftungen und Gaben zu Seelmessen zu veranlassen. So aber wurde der in Religionssachen so einfältige Kayser als ein Laye, durch diese Erscheinung dergestalt erschreckt, daß er eilends an alle Stifter seines Königreichs Schreiben ergehen ließ, und sie ermahnte, daß sie mit ihrem Gebet und Fürbitte seines Vaters armer Seele in der Qual und Noth des Fegefeuers möchten zu Hülfe kommen. Die Absicht war durch ein leichtes Mittel bald und leicht erreicht. Denn es war natürlich, daß Ludwig über seines Vaters Schicksal erschrecken mußte, der so fromm gewesen, und so viel gegeben hatte. Wie wird es dir gehen, mußte er denken, wenn du nicht noch mehr giebst?

Unser Geschichtschreiber macht daher die Anmerkung: es sey dabey wohl in Acht zu nehmen, daß unter allen Kayserrn und Königen keiner in allen Historien zu finden, der sich gegen Päpste, Bischöfe, Stifter, und Klöster milder und freygebiger erwiesen, — der dieselben bey Ehr und Reichthum handzuhaben, mehr und größere Sorge gehabt — der mehr der verstorbenen Heiligen Verehrung und Anrufung befördert, — der ohne der Bischöfe und Geistlichen Rath und Zuthun, weder in weltlichen,

noch

noch in geistlichen Sachen nichts berathschlagt, vorgenommen, und verrichtet, — der vor seinem Ende lange Zeit mit keinen andern Sachen und Geschäften, als mit Fasten, Beten, und Büßung beladen, — mit Niemanden als Geistlichen und Bischöfen umgegangen, — — der in seinem Todeskampf die bösen Geister, (mochten wohl auch Mönche seyn) von sich abgefertiget, — daß er nach aller Geistlichen Zeugniß vollkommen selig abgeschieden — nach dessen Absterben unzählige Messen für seine Seele gehalten worden: daß dennoch dieses alles demselben so wenig geholfen, daß er nach 32 Jahren noch im Fegefeuer schwitzen müssen. Ob nun die, durch den König Ludwig neu verfügten, Fürbitten und Messen seine Erledigung bewirkt, ist von den Historicis nicht beschrieben."

Dieß geschahe im 9ten Jahrhundert; aber was noch im achtzehnten 1789? Ein neues Mirakel in der Stadt München, wo vor ein Paar Jahren ein Marienbild die Augen verkehrt hatte. Ein Mirakel, das die Finanzen eines Kirchendieners der niedrigsten Klasse veranlaßt hatten!

Der Nachtwächter der dasigen Frauenstiftskirche versicherte bey seiner Seligkeit, daß er auf dem Altare des h. Benno ein himmlisches Licht gesehen, und die silberne Statue eben dieses Heiligen die Worte reden gehört habe: wenn ihr Baiern nicht fleißiger betet; so gehet ihr alle zu Grunde. Dieser Nachtwächter ist zugleich Sakristan, zieht von den Messen seine Sporteln, und es liegt ihm also

viel

vie daran, daß die Kirche recht häufig besucht werde. Indessen glaubt das Volk daran, und man hört von allen Seiten von nichts, als von dem neuen Wunder sprechen. S. Jenaische politische Zeit. Nro. 54. 1789.

XXXV.

Von Anzeichen und Ahndungen.

Anzeichen glaubt nur der Aberglaube, und findet in dem ungewöhnlichen, und dem Krähen eines Hahns ähnlichen Geschrey eines Huhns, das zu fett und wollüstig ist und in dem Kliwit des Käuzchens, Vorboten seines nahen Todes. Frau Brigitta hat einige tausend dergleichen Anzeichen überlebt, und betet noch immer im 85sten Jahre, bey dem geringsten Vorfall in der Küche, wenn die Katze den Napf ihres sel. Eheherrn herunterwirft: „nur nicht in der Hälfte meiner Tage!“

Ahndungen, das ist, gewisse Vorempfindungen von zukünftigen Dingen in der Seele, sind schon einer vernünftigen Prüfung fähig. Man rechnet aber auch dazu gewisse Vorfälle, und äußerliche Zeichen, als Klopfen, Fallen, Rauschen, Thürzuschlagen, u. s. w. die man sich nicht eher erklären kann, als bis nachher die Erfahrung, z. B. von dem Tode eines weit entfernten Verwandten, der, wie man sagt, an uns in demselben Augenblick stark

gedacht

gedacht habe, dazu kommt, daß uns solches Zeichen bedeutet habe. Entweder schreibt man solches Pochen, Klopfen, und Zuschlagen der Thüren, die man doch beym Nachsehen verschlossen findet, den Wirkungen der abgeschiedenen Seele des Verstorbenen, oder gewissen Geistern zu, die uns auf eine dunkle Art davon hätten Nachricht geben wollen.

Daß die mehresten Anzeichen und Ahndungen entweder Betrug, oder Einbildung, oder Krankheit, und auch ganz andere natürliche Ursachen zur Quelle haben, wird wohl Niemand in Abrede seyn. Es giebt aber doch einige, bey denen auch der Philosoph wankt, und nicht weiß, wie er sie erklären soll. Aus dem: nicht erklären können, folgt aber nichts weiter, als daß wir den Grund und die Ursache nicht angeben können, die dennoch immer ganz natürlich seyn kann. Noch weniger folgt daraus: daß dergleichen übernatürlichen Ursachen, oder den Wirkungen besonderer Geister zuzuschreiben sey.

Wir wissen zwar aus der Erfahrung, daß unser Geist in unsern Körper wirkt; aber wir wissen darum noch nicht, wie er in denselben wirkt. Allein ob es erwiesen werden kann, daß ein Geist irgend auf einen Körper wirken könne, mit dem er nicht so genau verbunden ist, als der unsrige mit dem seinigen, wird die Zeit lehren. Bisher ist es noch nicht erwiesen. Giebt es wirkliche Ahndungen; so müssen sie sich schlechterdings von Betrügereyen und natürlichen Wirkungen unterscheiden lassen. Man müßte gleich bey der Empfindung derselben sagen können:

das

das ist eine Ahndung, und der Erfolg müßte es bestätigen. Denn sonst sind sie alle vergeblich. Laßt uns aber einmal eine Ahndung betrachten, wie sie insgemein dafür ausgegeben wird; so werden wir bald sehen, wes Geistes Kind sie sey.

Zwo Personen schlafen in einer Kammer, von welcher ein Dachziegel in eben der Stunde fällt, in welcher der einige 50 Meilen weit entfernte Vater, oder Verwandte von einer dieser Personen stirbt. Sie hören beyde den Fall, und sagen, was wird das bedeuten? Soll dieß nun eine Ahndung seyn? Was hat sie für einen Zweck? Entweder die Seele des Verstorbenen, oder ein Geist hat den Ziegel herunter geworfen, um dadurch der einen Person eine Ahndung oder Vorbedeutung von dem Tode eines ihrer Verwandten zu geben. Welche Person aber soll es auf sich ziehen? Keine von beyden weiß, was sie daraus machen soll? Sollen sie beyde erst auf nähere und gewissere Nachrichten warten; so war die ganze Ahndung unnöthig, aus der sie so nichts schließen konnten. Erst nach vier Wochen trift die Nachricht ein. Nun besinnt sich die eine Person auf den Fall des Dachziegels in derselben Nacht. Ja! das hat es bedeutet: heißt es nun. Da hat sich mein Vater geahndet. Allein woher wissen wir denn, daß es der Vater oder ein anderer Geist gewesen sey? Warum hat sich der eine oder der andere nicht deutlicher angemeldet? Wozu diese dunkle, unbedeutende Anzeige? Wie? wenn der Ziegel nicht von ungefähr gefallen wäre? Und wie viele Todesfälle von Hohen

und

und Niedrigen geschehen nicht, vor welchen sich nicht das geringste ahndet?

Es ist wahr, es giebt ganz besondere Fälle, die den scharfsinnigsten Seelenkenner stutzig machen, und beynahe an das Uebernatürliche zu gränzen scheinen. Allein kennen wir denn die Kräfte unserer Seele schon ganz vollkommen, daß wir sagen können: hier sind die Gränzen derselben? Das kann sie nicht aus eigenen Kräften thun. Wissen wir auch schon die Gränzen der Natur der Körper, — und unseres eigenen Körpers, daß wir bestimmen können: dieses oder jenes sey keine natürliche Wirkung mehr? Wie manche besondere Zufälle, vorgegebene Erscheinungen, Vorhersehungen, Träume u. s. w. hat man aus der Natur der Seele, aus der Einbildung, u. s. w. erklären wollen, und sie sind bloße Folgen eines zerrütteten Nervenbaues gewesen. Merkwürdig ist es immer, daß die allermeisten, mit dem Ahndungsvermögen begabte Personen, weibliches Geschlechts sind, und eine hysterische kränkliche Leibesbeschaffenheit haben, bey denen öfters noch zugleich eine gute Portion Schwärmerey in der Religion wirksam gewesen ist. Man prüfe sich nur selbst, wenn man eine sogenannte mißmüthige Laune hat, und also gewissermaßen krank ist, ob man nicht unter solchen Umständen weit geneigter ist, sich selbst mancherley unangenehme und verdrüßliche Dinge vorher ahnden zu lassen, zu fürchten und vorherzusagen? Ich weiß es aus eigener Erfahrung, wenn ich hypochondrisch war; daß ich mir aus gewissen dunkeln Vorempfindungen,

dungen, wenn auch kein Anschein dazu da war, unangenehme Vorfälle prophezeyen konnte. So oft Jemand die Treppe herauf kam, fürchtete ich schon die Nachricht davon. Es traf auch wohl nach einigen Tagen ein, daß sich dergleichen zufälliger Weise ereignete. Alsdann verlor sich die Angst; die Seele wurde wieder heiter, und ich dachte an solche Dinge nicht mehr.

Hieraus folgt ganz unleugbar, daß die Seele ein natürliches Ahndungsvermögen habe. Hat sie ein deutliches Vorhersehungsvermögen; kann sie aus klaren und deutlichen Vorstellungen auf einen künftigen Erfolg schließen: warum sollte sie nicht auch ein dunkles Vorhersehungsvermögen besitzen? Warum sollte sie nicht auch zuweilen den bloßen Erfolg gewisser Schlüsse fassen, die sie aus dunkeln Vorstellungen, bisweilen nur mit Affekt, zu ziehen pflegt?

XXXVI.

Fortsetzung des fünf und dreyßigsten Stücks.

Wir müssen aber doch Ahndungen im Traume, und im wachenden Zustande, da durch die Kraft der Phantasie Einbildungen zu Empfindungen erhöhet werden, von denen Personen unterscheiden, die eine größere Empfindlichkeit, und ein stärkeres Vermögen vorherzusehen, besitzen. Man nennt

jenes Ahndungen mit dem ersten; dieses aber Ahndungen mit dem zwoten Gesicht. Ich will von beyden einige Exempel anführen *)

Eine Dame sah ihren im Kriege abwesenden Gemahl tödtlich verwundet unter einem Baume liegen, und neben ihm einen Unbekannten, der ihm zur Seite stand, und zu helfen suchte, in einem so lebhaften und deutlichen Traume, daß sie beym Erwachen sich den Gedanken, daß sich das, was ihr geträumt, wirklich zugetragen habe, durch nichts ausreden ließ, und daß sie vermögend war, den ganzen Vorfall nachzuzeichnen. Sie erfuhr auch leider bald darauf, daß um eben diese Zeit, da sie das Gesicht gehabt, ihr Gemahl geblieben sey. Doch der merkwürdigste Umstand hierbey war dieser, daß diese Dame sich die Züge des Unbekannten, den sie neben ihrem sterbenden Gemahl erblickte, so lebhaft eingedruckt hatte, daß, wie sie ihn nach einigen Jahren, von ungefähr beym Ausgange aus der Kirche gewahr wurde, sie ihn erkannte, in Ohnmacht fiel, und von ihm nachher erfuhr, daß alles mit dem Tode ihres Gemahls so vorgegangen war, wie sie es im Traume gesehen hatte.

„Wir können dieses nicht besser, als mit den Worten des Rezensenten der angezogenen
erklären. Die Vorstellung, worauf
und das Gesicht dieser Dame b

*) S. Allgem. Deutsch
1ste Abth. S. 386.

der Traum ausgieng, war die überaus klare und lebendige Vorstellung ihres im Kriege abwesenden Gemahls. Diese Vorstellung verfolgte die Seele im Traum auf einem Wege, der mit dem Lauf der Dinge nicht gerade fort gieng, und wickelte so zu reden den Knaul der dunkeln Vorstellungen, die schon lange in ihrer Seele lagen, und durch die Furcht: dein Gemahl wird wohl bleiben, genähret waren, in eben der Ordnung ab, wie sie in dem wirklichen Zusammenhange der Dinge bestimmt und verknüpft waren."

Freylich ist es schwer einzusehen, wie just in dem Augenblicke die wirklich geschehenden Dinge, als der Baum, der Unbekannte, der dem Verwundeten half, u. s. w. in einer solchen Entfernung, beym Traume in die Seele kommen konnten. Vornämlich rührt das wohl daher, daß die Hauptvorstellung des geliebten, und allen Gefahren des Krieges ausgesetzten Gemahls, so stark, deutlich und lebhaft war; theils aber auch daher, weil es der Seele im Träumen viel leichter wird, eine dunkle Vorstellung, nach dem Grade des Antheils, den sie daran nimmt, eine ganze Menge derselben zum deutlichen Bewußtseyn zu erheben.

Ein Freund besuchte einen Prediger auf dem Lande, und schläft in einer Stube neben der Kammer, worin zween erwachsene Söhne des Predigers schlafen. Mitten in der finstern Nacht stehen diese beyden jungen Leute auf, und gehen durch die Stube dieses Freundes. Dieser erwacht von dem Geräusch,

und wie er sich nach der Ursache ihres Aufstehens erkundiget; so sagen sie ihm, daß sie beyde eine Unruhe und Angst, ohne zu wissen warum? im Bette ausgestanden hätten, und schlechterdings nicht darin bleiben könnten. Sie giengen also weg, und am Morgen fand man, daß die Bodendecke der Schlafkammer eingestürzt war. Vermuthlich wußten die jungen Leute, daß das Haus baufällig, und die Decke des Bodens schadhaft war. Sie können sich mit dem Gedanken daran niedergelegt haben, ohne nachher zu wissen, daß sie daran gedacht haben. Im ersten Schlummer kann der Boden schon geknackt haben, und diese erste dunkle Empfindung hat das eben so dunkle Aufschrecken, und die daher entstandene Angst veranlaßt, von deren Entstehungsart sie sich selbst nichts mehr bewußt waren.

Eine noch merkwürdigere Geschichte dieser Art kann ich aus eigener Erfahrung anführen. Vor einigen Jahren war ein Kreiskommissarius, der ein Paar Söhne von 8 oder 10 Jahren hatte, auf ein Dorf geritten, wo das Gewitter eingeschlagen hatte. Als es des Abends zehn Uhr ist, und der Vater noch nicht wieder kommt, befiehlt die Mutter den Kindern, nach Bette zu gehen, wie sie sonst immer zu thun pflegten. Dießmal aber weigern sie sich, ohne eine Ursache angeben zu können, und bitten, daß sie so lange aufbleiben dürften, bis der Vater käme. Anfänglich besteht die Mutter darauf; da sie aber gar zu sehr bitten; so erlaubt sie ihnen, sich so lange auf die Stühle zu legen, bis der Vater käme.

Dieß

Dieß geschiehet erst gegen Morgen, und da nun die Kinder auf die Kammer gehen, ist die ganze Bodendecke, an der man vorher nichts wahrgenommen, eingestürzt.

Sollte man bey dergleichen Vorfällen die warnende Vorsehung, die sich ohne Wunder der Umstände auf die weiseste Art bedienen kann, wie hier der Abwesenheit des Vaters — ganz ausschließen können?

Das zwote Gesicht, vermöge dessen der damit versehene, irgend eine Begebenheit, gemeiniglich einen Leichenzug, oder eine Person in einer traurigen Lage, wachend und bey völligem Bewußtseyn, vor sich sieht, oft bis auf die kleinsten Umstände, und genau so, wie es sich wirklich bald darauf ereignet, soll den Berichten älterer und neuerer Reisebeschreibungen zufolge, unter den Hochländern in Schottland, insonderheit den Einwohnern der Hebriden, sehr gemein seyn. Selbst einer der letzten Engländer, die diese Inseln besucht und beschrieben haben, der berühmte Johnson spricht in seiner Reise nach den westlichen Inseln bey Schottland auf eine sehr bedenkliche Weise von diesem wundersamen Phänomen *).

„Bey den Schotten in den Niederlanden ist die gemeine Sage, daß die Meynung vom andern Ge-

*) S. Allgem. Deutsche Bibl. Anh. zum 37 — 52. B. 1ste Abth. S. 388. Es verdient gemeinnütziger gemacht zu werden.

sicht, so gut, wie andere abergläubische Meynungen abkommen, und heurt zu Tage wird die Sache nur noch von dem einfältigen Pöbel geglaubt. Wie weit sich die Herrschaft dieser Meynung ehemals erstreckt habe, weiß ich nicht. Die Insulaner von allen Graden des Ranges so wohl als des Verstandes, nehmen sie durchgängig an; bloß die Geistlichen ausgenommen, die sie schlechterdings leugnen, aber in dem Verdacht sind, daß sie selbige, aus Liebe zu ihrem System, wider ihre Ueberzeugung leugnen. — Diese Fähigkeit, Dinge zu sehen, die außer dem Gesicht geschehen, heißt es, sey bloß lokal, oder an die Umstände des Orts gebunden, und ohne allen Nutzen. Sie ist eine Ueberschreitung der gewöhnlichen Ordnung der Dinge, ohne irgend eine sichtbare Ursache, und ohne allen Nutzen, den man spüren könnte. Sie wird auch bloß einem noch sehr wenig aufgeklärten Volke zugeschrieben.“

„Allein, setzt Johnson hinzu: das zwote Gesicht ist für uns bloß deswegen wunderbar, weil es etwas seltenes ist. Denn an und für sich selbst betrachtet, ist es mit keiner größern Schwierigkeit verknüpft, als Träume; ja vielleicht mit keiner grössern, als die gewöhnliche Ausübung des Denkungsvermögens. Ueberdem haben durchgehends herrschende Meynungen von mitgetheilten Ahndungen oder Erscheinungsvorstellungen zu allen Zeiten, und unter allen Völkern obgewaltet. — Das andere Gesicht in den Hebriden hat weiter nichts eigenes an sich, als daß sich so häufig nur in diesen Gegenden

genden eine Kraft äußert, die nirgends ganz unbekannt ist.“

Der Rezensent bestätiget dieses durch seine Erfahrungen auf einer Insel, wo er lebt, die aber nicht völlig die nordliche Breite der Hebriden hat, und setzt hinzu: es sind sämtliche Personen weiblichen Geschlechts, von hysterischer, kränklicher Leibesbeschaffenheit, bey denen zum Theil dergleichen Erscheinungen, mit einer Art von Beängstigung, und mit Kopfschmerzen verbunden waren. Ihre Gesichte waren alle von traurigem Inhalt, und darin von dem zwoten Gesicht auf den Hebriden verschieden, daß dort auch gleichgültige und erfreuliche Begebenheiten gesehen werden.

Noch etwas von einer besondern Seherin mit dem zwoten Gesicht. Diese Person befand sich auf den Gütern eines Edelmanns, wo sie auch 1772 gestorben ist. Sie war zwar blühenden Ansehens; aber doch beständig kränklich. Ihr moralischer Karakter zeichnete sich weder als besonders gut, noch als merklich böse aus. In der Bibel aber war sie sehr belesen, und wurde daher von ihren Mitbedienten für eine heuchlerische Betschwester gehalten, wozu wohl ein von ihr gebornes uneheliches Kind Anlaß gegeben.

Während einer geraumen Anzahl von Dienstjahren hat sie ihre Prophezeyungen, jedoch ohne den mindesten Eigennutz getrieben, und ist nie eine Leiche, weder aus dem Gute, noch auf dem, vor demselben vorbeygehenden, Kirchwege vorbeygefahren, die sie

nicht einigen Leuten vorhergesagt hätte, welches von mehr als 30 noch lebenden Personen kann bezeugt werden. Von andern künftigen Dingen wußte sie nichts; so sahe sie auch keine andere Leichen, als solche, die entweder auf dem Gute selbst waren, oder auf gedachtem Kirchwege vorbeygefahren wurden. Sie sahe gewöhnlich den ganzen Leichenzug. Zuweilen hat sie sogar Personen im Gefolge erkannt, und wenn ihr die Erscheinung sehr nahe gewesen, hat ihr der Schrecken mehrentheils eine Krankheit zugezogen. Ihr Vorhersehen und Weissagen verursachte endlich unter den übrigen Dienstboten so viele Unruhe und Mißvergnügen, daß sich der Gutsherr genöthiget fand, ihr ernstlich zu untersagen, nichts von demjenigen, was sie sehe, bekannt zu machen: nur jetzt sey es ihr noch erlaubt, noch zu sagen, wofern sie neulich etwas gesehen habe, worauf sie angab: daß sie einen Leichenzug den Kirchweg fahren gesehen, wobey ein großes Gefolge gewesen, doch sey der Leichenwagen nur von zwey Pferden gezogen, woraus sie vermuthe, daß die Leiche nicht aus ihres Herrn Gute sey, da der dortige Gebrauch allemal vier Pferde erfordere. Einige Wochen darauf starb eines bemittelten Kossäten einziges Kind in der Nachbarschaft, welches pünktlich nach ihrer Beschreibung den Weg hinaufgefahren wurde.

Folgende Geschichte*) wäre auffallend, wenn das Vorgeben an sich glaubwürdiger wäre. Ein Soldat

*) S. Moritz Magazin für Erfahrungsseelenkunde, 12 B. 1 St. Allg. Deutsche Bibl. 60 B. S. 153.

Soldat desertirte unter großen Gefahren, weil ihm der Urlaub, zu seiner Mutter zu gehen, einigemal abgeschlagen war, und da er doch desertirte, nach ihm geschossen wurde. Eine große Angst nach Hause zu gehen, trieb ihn, und es war ihm immer, als ob ihm Jemand zuriefe: geh zur Mutter. Diese fand er, da er kam, unter den Händen zweyer Spitzbuben, die sie eben knebelten, — erlößte sie, und kam ruhig wieder zum Regiment zurück.

Wir pflichten dem Rezensenten vollkommen bey: dieß geschahe nachher: geschahe es auch wegen der Sache? Mehrere Beyspiele müssen erst aufgestellt werden, dadurch sich etwa Gründe einer solchen Ahndung entdecken ließen. Bey einem einzigen Beyspiel solcher Art möchte es wohl weiter nichts, als ein bloßes Ungefähr seyn. Unter tausend Fällen, wo dergleichen Ahndungen vorkommen, kann es wohl einmal einen geben, wo sie eintreffen. — Zur Seelenkunde tragen dergleichen Geschichten wenig bey, vielmehr hindern sie dieselbe, wenn der Erzähler das Wunderbare liebt, und, wie mehrentheils geschiehet, das Geschichtchen ausschmückt, so daß es sich auf seine Meynung passen muß.

XXXVII.

Fortsetzung des sechs und dreyßigsten Stücks.

Nun wollen wir noch den Fall berühren, auf den sich so viele Freunde der Ahndungen berufen: **könnten es denn nicht gewisse Mittelgeister seyn, welche die Ahndungen wirkten:** — Könnten es seyn? — aber woher wissen wir denn, daß sie es wirklich sind — und wenn sie es wären: wo ist der Beweis, daß dergleichen fremde Geister in uns Gedanken erregen können, die wir ohne sie, nach unserer Natur, das ist, nach der Beschaffenheit unserer Seele, und unseres Leibes sonst nicht würden gehabt haben?

Sollen Geister den Menschen von zukünftigen Dingen Nachricht geben; so weiß ich nicht, wie solches ohne ein besonderes göttliches Wunder möglich sey. Zukünftige Dinge hangen nicht von dem Willen des Menschen ab; er weiß selbst nicht vorher, ob er am folgenden Tage in eben dieser Stunde, dieses oder jenes thun werde oder könne? Wie mancherley kann dazwischen kommen, wenn er sichs auch vornimmt, daß ers thun will? Ich will morgen Nachmittag gewiß, ganz gewiß predigen. Kann ich dieß ganz unausbleiblich gewiß vorhersagen? Nein! es kann Jemand in meinem Hause sterben; ich selbst kann krank werden oder sterben. Es kann eine Feuersbrunst entstehen. Es kann mir

mein

mein sterbender Vater vom Lande einen Boten schikken, daß ich gleich zu ihm reisen muß. Tausend andere Hinderniße können entstehen, die es hindern. Kein endlicher, erschaffener Geist kann also voraus wissen, was frey handelnde Menschen in der Zukunft thun werden, und was daher für Veränderungen in der Reihe von menschlichen Handlungen entstehen werden, wenn sie es thun, und wenn sie es nicht thun. Noch weniger können solche Geister voraus bestimmen, ob diese oder jene Menschen zu der Zeit, da etwas wirklich geschehen soll, noch leben werden: sie müßten denn beydes allwissend und allmächtig seyn. Allwissend, die Gedanken, Schicksale, Leben und Tod aller Menschen im voraus zu bestimmen. Allmächtig, die Entschließungen und den Willen der Menschen dahin zu lenken, wohin es kommen müßte, wenn das, was sie den Menschen durch Ahndungen bekannt gemacht haben, wirklich geschehen sollte *).

Man pflegt uns aber hier verschiedene Erfahrungen entgegen zu setzen, daß bey manchen unerklärbaren Ahndungen, Geister im Spiele gewesen seyn sollen. Allein woher wissen wir das? Womit beweisen wir es? Welches sind die untrüglichen Merkmale, daß hier ein fremder Geist, — und nicht die Seele oder der Körper des Menschen, der die Ahndung hatte, gewirkt hat? Es sind dieß also bloße Schein- und keine wahre Erfahrungen. Denn so wir eine Ahndung prüfen wollen; so müssen dabey

1. alle

*) S. Funks natürliche Magie S. 163.

1. alle die Gedanken, die ein Mensch im Schlummer, und die

2. ein Kranker hat, nicht in Anschlag kommen.

Zu den letztern gehören auch alle hypochondrische Manns- und hysterische Weibspersonen.

Kann man das wohl als eine sichere Regel annehmen, und darauf Schlüsse bauen; es thäte meine Seele zu der Zeit, wo doch alle Erfahrungen lehren, daß sie von dem Körper gehindert wird, z. B. in Krankheit, Schlaf, u. s. w. — größere und bessere Dinge, als zu einer andern Zeit, wenn sie weniger vom Körper gehindert wird, d. i. wenn derselbe gesund und in Ruhe ist? Es ist doch wenigstens eine Abweichung von der gewöhnlichen Ordnung der Dinge. Wer kann darauf bauen? Wenn z. B. ein Mensch im hitzigen Fieber das Talent bekommt, in Versen zu reden, — zu predigen — und solche Gabe auch nachher behält, — und gebrauchen kann, so oft er will. Wer kann dieß als eine Regel ansehen? Oder wenn ein Vater in einer Krankheit sagte: ich habe eine Ahndung gehabt; ich habe ein Gesicht gesehen, daß ihr, meine Kinder! in Kurzem eine reiche Erbschaft aus Ostindien thun werdet! Verkauft jetzt alles das eurige, und gebt es den Armen. Wie sehr würden sie sich betrügen, wenn sie es thäten?

Ferner gehören auch hieher keine Dinge, die von ungefähr geschehen können. Es ist ein großer Fehler, wenn wir solche so ansehen wollen, als wären sie schon vorher gedacht und eingerichtet gewesen.

wesen. So war z. E. die vorher angeführte Geschichte von dem Soldaten, der desertirte, um seine Mutter zu retten. Wie viele tausend Gedanken können nicht an einem Tage durch eines Menschen Seele, und durch die Seelen so vieler Menschen gehen, welche in der Folge geschehen und nicht geschehen können? Wie leicht ist es, daß einmal die Zeit, in welcher eine gewisse Handlung von einem Menschen gedacht wird, mit der Zeit, da ein anderer eben die Handlung thut, zusammentrifft: Ja! es wäre beynahe ein Wunder, wenn es nicht bisweilen geschehen sollte.

Allein wir müssen doch auch die Abndungsfreunde hören. „Warum, sagen sie, habe ich es denn akkurat in die Gedanken bekommen, wenn meinem Vater, meiner Mutter, meinem Vetter, meinem Sohn, u. s. w. an einem entfernten Orte, etwas besonderes zugestoßen ist?“

Lieber Freund! Wußtest du denn auch akkurat allezeit, was ihm zugestoßen war? Du erfuhrst es ja mehrentheils erst eine geraume Zeit nachher. Aber auch eben deshalb, weil es dein Vater, deine Mutter, dein Vetter, dein Sohn war — so dachtest du öfter an sie, als an andere Menschen, ohne daran zu denken, daß du es thatest. Also konnten die Handlungen dieser Personen viel eher mit deinen Gedanken zusammen treffen. Nothwendig müssen die Handlungen anderer Leute, auf welche du selten einmal deine Gedanken richtest, auch viel seltener mit deinen Gedanken zusammen treffen. Daher giebt

es

es denn auch nur specielle — und gar keine allgemeine Ahndungen.

Denn wer hat je gehöret, daß Jemand eine Ahndung von allgemeinen Unglücksfällen, z. E. von Erdbeben, Feuersbrünsten, u. s. w. gehabt habe? Die Leute in Kalabrien müßten doch von den schrecklichen Erdbeben, die sich da so oft ereignen, Ahndungen haben, wenn sie in der Natur des Menschen, und im allgemeinen Zusammenhange der Dinge gegründet wären. Bey solchen Gelegenheiten wäre es Zeit, wenn sich die höhern Geister zeigen könnten, wenn sie so viele Kenntnisse besäßen, als man ihnen zuschreibt, und, welches die Hauptsache ist, — wenn sie andern ihre Gedanken mittheilen könnten. — Warum haben sie uns nicht mit Dingen bekannt gemacht, die wir entweder Jahrhunderte durch mit vielem Fleiß, als die Schiffarth, den Seekompaß, die Buchdruckerey, und so viele andere Dinge — haben erlernen müssen, oder die wir noch mit so vielem Eifer suchen, als die anziehende Kraft des Magneten, die Geheimnisse der Elektrizität, die Quadratur des Zirkels, den Stein der Weisen, u. s. w.?

Es ist bald gesagt; aber nicht bewiesen: sie dürfen das nicht, weil es Gott nicht haben will. Nun so dürfen sie uns auch keine Ahndungen machen. Gut! so muß denn Gott wohl selbst den Menschen die Ahndungen eingeben? Wäre das; und sie wären zur Wohlfarth des Menschen unentbehrlich; so müßten wir davon schlechterdings etwas in der Bibel finden; allein wir finden davon vielmehr gerade das

Gegen-

Gegentheil — die nachdrücklichsten Erinnerungen: nicht auf Zeichen des Himmels, Träume und Ahndungen, zu halten. Ich denke immer: hier gilt das — ein für allemal: Sie haben Mosen und die Propheten. — Hören sie die nicht; so werden sie auch durch keine Ahndungen gebessert werden. Und das ist doch der Hauptzweck der ganzen Religion!

Was mir die Ahndungen besonders verdächtig macht, ist der Umstand, daß sie entweder ganz und gar keinen Zweck haben, oder, wenn ja ein Schein davon da ist, nichts als bloße irdische Angelegenheiten des Menschen, und Bequemlichkeiten des Erdenlebens betreffen. Ich habe mit Fleiß diese Materie ausführlich abgehandelt, und dabey die reifen Gedanken erfahrner Männer genutzt, weil ich weiß, daß noch viele, viele durch eine abergläubische Furcht vor Ahndungen gefoltert werden, und sich ihr Bischen Leben dadurch selbst verbittern.

XXXVIII.

Der starke Mann betrügt andere durch seine Kunst, sich fest zu machen, und wird von andern durch die Rechenkunst betrogen.

Im Jahr 1717 ließ sich zu Leipzig ein so genannter starker Mann, Johan Carl von Eckenberg sehen, den viele für einen Hexenmeister hielten, und ihm

ihm die Kunst sich fest zu machen, zuschrieben. Seine Hauptkunst bestand in zwo Stücken: 1. daß ihn acht Menschen, oder einige Pferde nicht von der Stelle zu ziehen vermochten; 2. daß er sich auf den Tisch stellte, um seinen Leib an einem Stricke ein Brett band, und solches hielt, auf welchem zween bis vier Männer sitzen konnten.

Was das erste betrifft; so kam es bloß auf die Lage an, in welcher er an der Erde saß, und auf die Richtung, nach welcher er gezogen wurde. Es wurde nämlich die Kraft in seinem Schwerpunkte unter einem kleinern Winkel, als 45 Grad, angebracht, und davon lehrt die Wissenschaft von den Bewegungsgesetzen der Körper, und die Erfahrung, daß auf solche Art kein Körper, oder Mensch kann in die Höhe gezogen werden, weil die Kraft sich selbst hindert, und den Körper an seinen Standpunkt desto fester anzieht *).

So sehr sich nun die unerfahrnen Leute über diese vermeynte Hexenkunst, sich fest zu machen, verwunderten; so leicht wurde der in andern Dingen höchstunwissende starke Mann betrogen, und zwar durch eine ganz simple Art zu rechnen. Er kaufte ein Pferd zu Leipzig. Der Verkäufer fordert nicht mehr dafür, als daß er ihn binnen 24 Stunden auf folgende Art: in der ersten 1 Pfennig, in der 2ten 2 Pfennige, in der 3ten 4 Pfennige, in der 4ten 8 Pfennige, und also bis zu Ende der 24sten Stunde, jede allezeit verdoppelt, bezahlen solle. Der starke Mann war dazu gleich

*) S. Funks Magie S. 178. Tab. IX.

gleich willig, und stellte sogar einen förmlichen Wechsel, folgendes Inhalts, darüber aus*):

Leipzig, d. 17ten Oktober 1717. Gegen diesen meinen Sola Wechselbrief, zahle an Herrn Johann Heinrich Baiern, binnen 24 Stunden, und zwar jede Stunde, deren 24; und zwar

die erste 1 Pfennig;
die zwote 2 Pfennige;
die dritte 4 Pfennige;
die vierte 8 Pfennige; und also wieder bis zu Ende der 24sten Stunde, jede allezeit duplirt; es mache auch an Thalern so viel, als es die Rechnung austrägt. Des Werths bin ich durch einen Pferdehandel wohl vergnügt, leiste daher bey Verpfändung meines Vermögens, a dato an, mit Begebung aller Ausflüchte, als der Verletzung über die Hälfte ꝛc. ꝛc. gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe.

Johann Carl von Eckenberg.

Dem Mann kam dieses als eine Kleinigkeit vor. Er versahe es aber darin, daß er nicht vorher die ganze Summe in einer Tabelle, worin man sie übersehen kann, ausrechnete, oder ausrechnen ließ. Denn die Anzahl der Pfennige macht in 24 Stunden eine Summe von 58,254 Rthlr. 5 Gr. 3 Pf. aus, die er nicht zu bezahlen im Stande war. Wie es abgelaufen ist, kann ich aus Mangel an Nachrichten nicht sagen.

Hier

*) Curiosa Saxonica 30ste Probe 1731.

Hier folgt aber um derer willen, die noch zweifeln sollten, die Tabelle.

				1	Pf.	die	1ste Stunde.
				2	—		2te —
				4	—		3te —
				8	—		4te —
			1	Gr. 4	—		5te —
			2	— 8	—		6te —
			5	— 4	—		7te —
			10	— 8	—		8te —
			21	— 4	—		9te —
		1	Rthlr. 18	— 8	—		10te —
		3	— 13	— 4	—		11te —
		7	— 2	— 8	—		12te —
		14	— 5	— 4	—		13te —
		28	— 10	— 8	—		14te —
		56	— 21	— 4	—		15te —
		113	— 18	— 8	—		16te —
		227	— 13	— 4	—		17te —
		455	— 2	— 8	—		18te —
		910	— 5	— 4	—		19te —
		1820	— 10	— 8	—		20ste —
		3640	— 21	— 4	—		21ste —
		7181	— 18	— 8	—		22ste —
		14563	— 13	— 4	—		23ste —
		29127	— 2	— 8	—		24ste —

Summa 58254 Rthlr. 5 Gr. 3 Pf.

XXXIX.

Fortsetzung des dreyßigsten Stücks: wie unsere Vorfahren vor hundert Jahren über manche Sachen gedacht haben?

Von Zeichen und Wundern. 1694.

Die Türken waren vor hundert Jahren dem Aberglauben so sehr ergeben, als sie es jetzt noch sind. In diesem Jahr kam die Nachricht nach Constantinopel, daß die Venetianer die ganze Insel Scio erobert hätten. Eine allgemeine Konsternation überfiel das Volk, so wie vor ein Paar Jahren, 1788, da die Russen die Festung Oczakow erobert hatten. Diejenigen, welche Frieden wünschten, nahmen sogleich ihre Zuflucht zu abergläubischen Mitteln, zumal, da sich in dem Divan am hellen Mittag eine Eule auf eine alte Piramide setzte. Des folgenden Tages war diese Piramide sogar umgefallen, und in der Mauer hatte man ein Kästchen mit einer wächsernen Tafel mit folgender griechischer Innschrift gefunden: „nach 200 Jahren wird dieses Reich eine gewaltige Zerrüttung von seinen innerlichen und äußerlichen Feinden leiden, und diese schöne Stadt durch Pestilenz und Erdbeben in einen Steinhaufen verwandelt werden.“

Den Türken ist dieses zu vergeben; daß aber folgende beyde Naturbegebenheiten noch zu den Zeichen

und Wundern gerechnet werden, ist ein Beweis, wie weit man damals in der Naturlehre, und Naturgeschichte noch zurück war.

Am 19ten November haben die Fischer von der kleinen Insel von Eyß einen Fisch in der Südsee gefangen, welchen einige Jupiter nennen; (Ein verschlagener Delphin!) der 38 Fuß lang und 7 hoch gewesen, und 21 im Durchmesser gehabt hat. Mit seinem Schwanze hat er vorher verschiedene Fischernetze zerrissen, und Boote umgekehrt. Anfänglich wurde er zu 400; nachher aber zu 200 Gulden verkauft, und ist zu Amsterdam für Geld zu sehen gewesen.

Auf dem Hundsrück hat sich am 2ten Jänner 1695 bey vollem Mond ein Zeichen in Gestalt eines Gesichts, welches oben und unten lange Stralen von sich gegeben, von 2 bis 5 Uhr nach Mitternacht präsentirt, und nachdem es verschwunden, hat sich ein überaus dicker vom Mond ausgehender Dampf gezeigt.

Die Einbildung machte ein Nordlicht zum Gesicht, und, was in der Unterluft von Dampf entstand, sahen die Leute vom Monde ausgehen, der doch über 60000 Meilen von uns entfernt ist.

Von Erdbeben und Ungewittern.

In diesem Jahr ist abermal am 8ten September in Sizilien ein so heftiges Erdbeben gewesen, daß viele Städte und Dörfer umgekehret, und viele tausend Menschen umgekommen sind.

Zu Anfang des 1695sten Jahres ist eine so grimmige Kälte eingetreten, und darauf ein so hoher Schnee gefallen, als sich Niemand seit 100 Jahren hat erinnern können. Der Mayn ist an vielen Orten bis auf den Grund ausgefroren, und hat am 15ten Februar noch so dicke gestanden, daß die Böttcher auf dem Eise ein großes Faß verfertiget, und nach Frankfurth in den Stadtkeller geschenkt haben. Aus Paris sind Nachrichten eingegangen, daß in der Pfarre St. Sulpice auf einen Tag 50 Personen erfroren sind, und auf den Hennegauischen Feldern haben die Wölfe verschiedene Manns- und Weibspersonen zerrissen. Der Sund ist so fest zugefroren, daß die schwedischen Unterthanen von Helsingör, und andern Orten, bis nach Kopenhagen gehen können.

Im Jahr 1696 haben am 26sten März zu Cronweißenburg in Unter-Elsaß die Glocken von sich selbst zu läuten angefangen. Was dieses bedeutet, ist Gott bekannt. — Dieß hat ein betrügerischer Mönch gethan, und sich hernach versteckt, um desto mehr Altaropfer zu bekommen.

Zu Anfang des 1697sten Jahres hat man nach Paris einen großen Fisch gebracht, und selbigen dem König, und hernach allem Volke sehen lassen, der an den englischen Küsten gefangen, 27 Schuh lang, und 12 breit war. Er hatte fünf Oeffnungen und Gehör an jeder Seite des Kopfes, und 10 Floßfedern oben und unten. Der Rachen war eines Stückfassens Bodens groß, und der ganze Fisch wog 120

Zentner, dessen Name und Art Niemand ist bekannt gewesen. Aller Wahrscheinlichkeit nach ein großer Hayfisch.

Am 16ten Jänner sahe sich die holländische Kauffardeyflotte genöthigt, wegen strenger Kälte in den dänischen Seehafen einzulaufen. Als aber einige 100 Matrosen, ihrer Gewohnheit nach, eine Stunde unter Kopenhagen aufs Eis giengen, um zu fischen, gieng solches, nachdem Tages zuvor ein starker Nordwestwind gewehet, so plötzlich und unvermuthet auf, daß diese guten Leute auf den Eisschollen mit fortgetrieben wurden. Bey dem heftigen entstandenen Sturm, und dicken Nebel waren alle ausgesetzten Boote nicht im Stande, sie zu retten; sondern sie mußten sie ihrem Schicksal überlassen, da sie denn alle auf ihrer großen Eistafel, ohne daß solche zerbrach, jenseit des Landes Schonen, glücklich ans Land getrieben wurden, und, bis auf einen, der ertrank, nach etlichen Tagen nach Kopenhagen übersegelten. Sie waren aber doch über sechs Meilen auf ihrem Eisboote gefahren.

Unter den Schand- und Lastertaten hat sich im Dezember d. J. zu Mantua eine zugetragen, die schwerlich ihres gleichen noch haben dürfte. Zween Brüder nahmen des Morgens früh eine Weibsperson, die zur Kirche gehen wollte, von der Straße weg, und ließen den Vater wissen, daß er ihnen 40 Dublonen schicken möchte, wenn er die Tochter wieder haben wollte. Dieser aber konnte ihnen aus Unvermögen nur 20 schicken. Allein dieß war diesen

Buben nicht genug. Sie tödteten die unschuldige, theilten den Leichnam in zwey Theile, und schickten dem Vater die Hälfte mit einem Briefe: weil er ihnen nur die Hälfte des Geldes geschickt; so schickten sie ihm auch nur die Hälfte seiner Waare wieder. Die Thäter aber wurden entdeckt, und zur verdienten Strafe gezogen.

XL.

Wie viel Gutes zween schlechte Menschen hindern können.

Es ist doch wohl keinem Zweifel mehr unterworfen, daß die Verbesserung der Menschen von der Verbesserung der Kinderzucht anfangen müsse. Eine gut erzogene Vorwelt giebt eine gute Nachwelt. Dieß ist der feste Grund bey gesitteten und ungesitteten Völkern, bey gebildeten und wilden Nationen. Mit der Negerrace der Alten ist nicht viel auszurichten, wenn sie auch die Freyheit bekommen; aber wenn ihre Jugend besser erzogen und unterrichtet wird; so sind die Früchte bessere Menschen.

Wie viel Gutes in diesem Stück ein Paar schlechte und böse Menschen hindern können, wird folgende Geschichte darthun?

Philind fühlte in sich den ädlen Beruf zur Erziehung der Jugend. Er hielt um eine Stelle an, welche mehr Nutzen stiftet, wenn sie recht verwaltet

wird, als die Regierung eines Königes, der nur glaubt, da zu seyn, Menschen zu quälen, zu verderben, und unglücklich zu machen: um eine Stelle, welche den vor der Welt verächtlichen Namen einer Schulmeisterstelle führte. Er ward Schulmeister in einer Stadt, und bewies in diesem Amte viele Jahre von seiner Seite alle mögliche Treue. Nur kränkte ihn dieses Tag und Nacht, daß er keine Früchte sahe. „Du lieber Gott! sprach er oft zu sich selbst: wie soll ich es doch anstellen? An die 30 Jahre hab' ich allen Fleiß und Treue angewendet. Wo ist aber der Mann, den ich fürs Vaterland erzogen habe? Bey Tage habe ich gearbeitet, und ganze Nächte durch manches gute Buch gelesen, mich weiter fortzuhelfen. Aber alles, alles vergebens. Mancher gute Knabe, der meinen Lehrsäzzen folgte; der mir Freude war, wenn ich ihn ansahe, war wieder durch seine eigene Aeltern, oder durch böse Gesellschafter verdorben, und das Gebäude von etlichen Jahren stürzte ein. Ich konnte mir die Ursache nicht enträthseln, bis ich folgende Stelle in einem Buch las, das mich oft getröstet hatte, und so viel Wahres von den Menschen sagt" *).

„Mancher Junker wird so erzogen, daß ihm von Kindheit an alles menschliche Gefühl genommen wird. So bald er groß und stark genug ist, ein Geschöpf zu martern; so bekommt er einen von den

*) S. Thomas Abbt vom Verdienste, 2 Hauptst. 3 Art. S. 152.

den Hunden des Hauses zu seiner Gesellschaft, und zwar gemeiniglich den ältesten. Devotum caput! Je grausamer er damit umgehet, desto lieber ist es allen im Hause; denn sie haben einsweilen Ruhe vor dem schlimmen Buben. Das ist das ABC des Plagens für den jungen, hoffnungsvollen Herrn. Wächst er heran; so kriegt er statt des Hundes einen armen Bauerjungen, oder, wohnt er in der Stadt, ein armes Kind in der Nachbarschaft, mit dem er noch ein bischen schlimmer umgehen darf, als mit dem Hunde. Auf den Jungen folgt ein Bedienter; auf den Bedienten ein Hofmeister; auf diesen, oder mit ihm zugleich die Fräulein Schwester, oder die gnädige Madame, — und endlich alle Menschen. Und warum das? — Man darf dem jungen Herrchen keinen Verdruß machen; denn er ist der einzige Erbe — wahrhaft der einzige Erbe von Gütern, Lastern und Leidenschaften! — Nur der Mann wird rechtschaffen, der als ein Mensch erzogen wird, und nicht der, der erzogen wird, als ein bloßer Edelmann."

Da magst du lange ziehen, dachte unser guter Philind, wenn es so in der Welt hergehet! Aber halt! Vielleicht gehts nur so in den Städten. Du willst die Stadt verlassen, und ein Dorfschulmeister werden. Der Lohn soll mir groß genug seyn, wenn ich nur einmal sagen kann: ich habe einen guten Landmann gezogen; ich habe einen rechtschaffenen Unterthanen gebildet. Gedacht! Gethan! Phi-

lind bat um den Schulmeisterdienst, erhielt ihn, und zog aufs Land.

Guter Philind! Wirds da besser gehen? Hast du dich auch vorher nach deinem Patron, Beamten und Pfarrer erkundiget? Es giebt nicht allenthalben Rochows, die selbst Hand anlegen, die Jugend zu bilden, und denen, die es thun, alle mögliche Ermunterung und Unterstützung verschaffen. Ich lobe deinen guten Willen; aber es ist auch unglaublich, wie viel Gutes ein Paar schlechte Menschen, wenn sie herrschen dürfen, hindern können? Der Ausgang wirds lehren. Ich wünsche dir den besten Erfolg.

Schon die ersten Aspekten waren traurig. Er hatte kaum 80 Gulden Einkommen, und des Nachts regnete es ihm aufs Bette. In der Schulstube war keine ganze Fensterscheibe, und die Balken der Decke hiengen halb gebrochen herunter. Er würde nicht haben leben können, wenn er sich nicht etwas in der Stadt erspart hätte. Auch dieses war Philind bereit, seinem Beruf aufzuopfern, wenn er nur sicheres Dach und Fach gehabt hätte. Sein erstes war, bey dem Beamten deshalb eine demüthige Bitte einzulegen, wobey ers nur darin versahe, daß er nach seiner freymüthigen Denkungsart, den Gemeinplatz hinzusetzte: **die nothwendigsten Leute in der Welt müßten am besten belohnt werden.**

„Was? schrye ihm der Beamte entgegen: Nothwendig? Wer nothwendig? Ein Schulmeister? Zu was soll der nothwendig seyn? Es ist genug, wenn der Bauer seinen Katechismus weiß, und diesen

lernt er vom Pfarrer. Lesen und Schreiben ist für den Bauer nicht nöthig; denn sie werden dadurch nur Prozeßaufwickler. Wenn der Bauer gut pflügt und egget, ist er klug genug.“

Ey! Ey! guter Philind! Wie klingt das? Es war auch ein rechter Donnerschlag in seinen Ohren. Ein alter Nachbar tröstete ihn, und sagte: „Der Amtmann mag wohl Recht haben. Er wünscht sich lauter Dummköpfe zu Unterthanen, damit sie das Joch nicht fühlen, das ein solcher Mann, wie er ist, ihnen auflegt, und das Unglück, einen solchen unmenschlichen Beamten zu haben.“

Ist das so, dachte Philind; so wirst du hier nicht viel Gutes stiften. Indessen — mit Gott und gutem Muth — hast du schon so manche Hinderniß überwunden. Du willst es versuchen. Denn du bist nun einmal Schulmeister, und mußt auch voll dafür thun.

Sein erstes Geschäfte war, die Kinder in den ersten Grundlehren des Christenthums zu unterrichten. Er fa d die armen Kinder so roh — ach! so roh, daß sie nichts, als die Menschengestalt hatten. Den Katechismus wußten sie, aber nicht anders, als die Papageyen die Wörter wissen, die man ihnen vorschwatzt.

Franz war unter allen der sittsamste, folgsamste, aufmerksamste und wißbegierigste Knabe. Mit diesem gab sich Philind vorzüglich ab, ob er gleich die übrigen nicht vergaß.

Philind.

Philind. Guter Franz! sagte er einst zu ihm: du weißt doch die ersten Grundlehren der Religion?

Franz. Nein! Herr Schulmeister! Was sind das für Dinge? Davon habe ich nichts gehört; aber den Katechismus weiß ich — aus der Reihe, und in der Reihe.

Philind. Nun gut! Was meynst du denn mit deinem Katechismus?

Franz. Das kleine Büchelchen hier, das wir auswendig lernen müssen.

Philind. Was steht denn darin? Sag mir doch etwas daraus.

Franz. Hersagen will ich gleich.

Wes Globems bist dus i bemseyn katholischer Rist?

Philind. Verstehst du denn das? Ich verstehe es nicht.

Franz. Nein! verstehen thue ich nichts davon. Wir müssen es aber so hersagen.

Philind. Kannst du schon lesen und schreiben?

Franz. Nein! Wir müssen nur hersagen.

Philind. Weißt du wohl, in was für einer Sprache du hersagest?

Franz. O ja! Herr Schulmeister! Deutsch.

Philind. Sag mir doch: ist denn dein Katechismus auch deutsch?

Franz. Das weiß ich wirklich nicht.

Philind. Das wirst du ja wissen. Du sprichst deutsch — du verstehst deutsch, und wenn der Katechismus deutsch ist; so wirst du ihn ja verstehen.

Franz.

Franz. Nun merke ich erst, Herr Schulmeister! daß er nicht deutsch seyn muß; denn ich verstehe kein Wort davon, ob ich ihn gleich recht gut auswendig weiß.

Nun, tröste dich Gott! sprach Philind zu sich selbst, da die andern noch viel schlechter sind. Indessen fieng er getrost an, und, nachdem er zum Lesen und Schreiben, die erforderlichen Anstalten gemacht hatte; so erzählte er seinen Kindern die ersten Grundlehren der Religion, erzählte ihnen in angenehmen Geschichtchen, was sie ihrem Fürsten, was sie gegen sich selbst, und was sie, wenn sie groß würden, ihren andern Nebenmenschen und Landsleuten schuldig wären. Nach den Schulstunden gieng er zuweilen mit ihnen aufs Feld, ans Wasser, auf die Berge und in die Wälder, und machte sie mit allerley Natursachen ihrer Gegend bekannt. Himmel! was machten die Kinder für Augen? Wie öffneten sich ihre Köpfe und Herzen? Wie hiengen sie an ihm? Wie gerne giengen sie in die Schule? Kaum könnten sie der Zeit erwarten. Sie waren immer schon all: vor der Stunde da, und die Aeltern wußten nicht, was sie aus den Kindern machen sollten.

Das gieng alles vortreflich. Die Kinder nahmen sichtbar zu. Allein wie lange dauerte die Freude des guten Philinds, der dieses rohe Feld bearbeitete? Der Beamte war ein roher Mann, der außer seinem großen Jagdhunde und einer Bouteille Wein kein anderes Vergnügen kannte. Der Pfarrer

war

war ein eigennützіger, und unwissender Pfaffe, der keinen Klügern neben sich leiden konnte. Seine ganze Beschäftigung war Wirthschaft, Geldwechsel, und Viehmast. Sein Amt trieb er als eine bloße Nebensache, als ein Gewerbe, das Geld einbrachte. Alles, was Philind that, war ihm verhaßt. Rechtschreibekunst, Sprachkunde, und Naturkenntniß hielt er für Ketzereyen, und seine Erbitterung stieg täglich, je klüger die Kinder wurden, und durch ihre Fragen seine Unwissenheit in Verlegenheit setzten. Das erste war, daß er wider den Philind anfieng zu predigen, um ihn bey dem Volke, als einen Verführer der Kinder, der neue ketzerische Lehren predigte, verhaßt zu machen. Der Beamte, der gerne eine Bouteille Wein zum Besten gab, wenn er seine Absichten erreichen konnte, stimmte dem Pfarrer bey, der sich denn diese Art von Unterhaltung sehr gefallen ließ. Philind wurde bey der Landesregierung, als ein gefährlicher Mann angeschwärzt, und von daher erhielt der Beamte Befehl, die Sachen aufs gründlichste zu untersuchen.

Das war nun eben das, was dieser schon lange gewünscht hatte; aber Untersuchung und Exekution war bey ihm einerley. Darin bestand sein ganzes Richteramt, daß er bey jedem Geschäfte desselben aufhörte, ein Mensch zu seyn. Dem Pfarrer war dieß eben recht, weil er durch des Beamten Hände ungestraft handeln, verfolgen, foltern, und brennen konnte.

Gott! wie viel gutes können zween schlechte Menschen hindern?

Was geschahe? Philind wurde von dem Pfarrer und Beamten in seiner Schule überfallen. Gleich beym Eintritt in die Stube, schriee ihm der Beamte entgegen: was liest er da den Kindern für Bücher vor?" Gellerts Moral, gnädiger Herr Amtmann! „Gellert! Gellert! Wer ist Gellert! sagte der Amtmann, und sahe sich nach dem Pfarrer um. Gewiß ein Ketzer: vulgo Gellert." Ich weiß es nicht recht, erwiederte der Pfarrer; aber viel Richtiges dürfte hinter dem Buche nicht seyn. Wir wollen gleich auf den Grund kommen.

— Nun folgt das Auto da Fe' über den armen Schulmeister.

Pfarrer. Wo ist das Buch gedruckt?

Philind. In Leipzig, ehrwürdiger Herr!

Pfarrer. Dachte ichs nicht? Da haben wirs. — Richtig — ein Lutheraner ist es — es ist ein verführerisches Buch — keine gute Sylbe darin — der Teufel — daß mich Gott behüte! — ist in dem Buch. — Er — — Kinderverführer! — er — untersteht sich, solche Bücher vorzulesen? Weiß er, was ihm gebührt? — der Staupbesen —

Beamter. Ja! ja! Nichts geringers: — Der Staupbesen — für ihn. — Den Gelleet vorlesen — das ist das rechte Buch.

Philind. Aber, gnädiger Herr! nur ein Wort.

Beamter. Nichts zur Entschuldigung. Ich kenne dieses Buch. — Ich kenne es.

Philind. Wenn sie es kennen, gnädiger Herr! so können sie unmöglich —

Beamter. Das will ich ihm zeigen, was ich kann — — Amtsdiener! fort mit dem Purschen — ins Amtshaus!

Philind. Um Gottes willen, Herr Pfarrer! haben Sie doch Erbarmen mit mir. Hören sie mich doch an. Lesen sie nur das Buch. Dann können sie mich strafen.

Pfarrer. Er, boshafter Mensch! — Er wollte auch mich noch zum Lesen ketzerischer Bücher verführen! Das wäre schön. Ins Feuer damit — und mit ihm an den Schandpfahl, und die Schandtafel angehangen, mit der Aufschrift: Kinderverführer.

Der gute Philind mochte vorstellen, was er wollte. Er wurde nicht gehört; sondern er mußte mit ins Amtshaus, und wurde des andern Tages öffentlich am Pranger als ein Kinderverführer aufgestellt, und mit Stockschlägen gestraft.

Die armen Kinder der Gemeine machten den rührendsten Auftritt. Da sie ihren Lehrer innigst liebten; so waren sie täglich vor dem Hause des Beamten, und schrieen mit ihren unschuldigen Stimmen: Gnade — Barmherzigkeit für unsern lieben Schulmeister! — Der Beamte, der nicht gewohnt war, die Stimme der Unschuld zu hören, ließ die Kinder einigemal vor seinem Hause wegjagen, und ließ sogar, da das nicht helfen wollte, und sie immer wieder kamen, einige davon einsperren.

Der

Der ehrliche Philind fühlte seine schreckliche Mißhandlung so stark, daß er für Gram und Schmerzen den dritten Tag darauf starb. Sein Begräbniß wurde ihm streitig gemacht. Der Pfarrer wollte seine Leiche nicht auf dem geweiheten Kirchhofe dulden; allein es geschah wider seinen Willen, weil ihm die Gemeine noch im Tode gut war.

An seine Stelle kam ein anderer Schulmeister: ein Klausner von einem benachbarten Kloster; vormals Kutscher bey einem vornehmen Herrn. Er schrieb elend, und las noch elender; war aber für beyde, Pfarrer und Beamten, eben recht. Denn er betrank sich oft in ihrer Gesellschaft, und spielte täglich mit ihnen *).

Wie viel Gutes können ein Paar schlechte Menschen hindern:

XLI.

*) Für die Richtigkeit dieser Geschichte lasse ich den Hrn. von Eckartshausen in seinen beleidigten Rechten der Menschheit, oder Richtergeschichten 2 B. S. 86. bürgen, und setze nur noch seine patriotische Anmerkung hinzu:

„Ihr, die ihr die Pflichten der Obrigkeit nicht kennt, — die ihr den Bauersmann nur wie einen Schwamm ansehet, den ihr ausdrücken könnt, und der sich wieder anfüllen muß, um von euch wieder ausgedruckt zu werden — ihr verdient den heiligen Namen der Obrigkeit nicht. — Eure Stellen zu versehen, wie ihr sie versehet, braucht man weder Herz, noch Verstand. — Der Hund, der eure Heerde bewacht, kennt höhere Pflichten. Er frißt zwar, eben wie ihr, von der Heerde, und schläft, wie ihr, auf gescheerter Wolle; aber er

XLI.

Von den Mißbräuchen bey Leichenbegängnissen und Trauerkleidern.

Es ist vom Anfang der Welt keine Sache so einfach und unschuldig gewesen; sie ist durch Mißbrauch entstellt und zweckwidrig geworden. So ist es auch mit der Beerdigung der Todten, mit den Leichenbegängnissen, und Trauerkleidern ergangen. Was ist daraus in allen Zeiten geworden, so bald sich Eitelkeit und Stolz einmischten, und diesen fressenden Krebs zur Gewohnheit machten? Auch in diesen letzten Stralen irdischer Eitelkeit wollte Niemand dem andern weichen; sondern es immer einer dem andern zuvorthun: sollten auch von Wayfen und Pupillen die letzten Heller mit begraben werden. Man grub keine Gräber mehr; sondern man bauete stolze und prächtige Gebäude. Man schmückte sie mit Marmor, Porphyr, Gold und andern Kostbarkeiten. Man balsamirte die Todten, und suchte der Natur ihre Rechte zu nehmen, die Theile des verwesenden Körpers noch zu etwas Nützlichem anzuwenden. Man gab dem Todten nicht mehr den Sterbekittel, und ein Paar Bretter, wie ihm auch nichts mehr gebührt; sondern man bauete Särger, wie Palläste, und fremde Welttheile mußten das Holz

wacht auch, und schützt die, die ihn nähren, vor den Angriffen der Wölfe. Dieß thut ihr aber nicht" —

Holz dazu liefern, weil für den Todten das Holz des Vaterlands, worin er gestorben war, zu schlecht schien. Man schmückte die Leiche — dieses Opfer der Verwesung — mit den kostbarsten Kleidern, mit Purpur, Sammt und Seiden. Ringe, Perlen, Edelgesteine und Juwelen mußte sie mit in die Erde nehmen, um in solcher Pracht zu vermodern, wobey keine weitere Zuschauer, als höchstens Würmer und Maden waren. Man errichtete Epitaphien von Alabaster, und Marmor, welche oft die Kosten eines Pallastes überstiegen.

Doch dieß war es nicht alles. Dieß waren nur die Außenwerke der Leiche, die der Verwesung entgegen gieng. Die Leichenbegängnisse selbst; die Aufzüge, die Begleitungen, der Pomp der Bekleidung des Sarges, die Abwechselungen der Trauerkleider in den Familien für beyderley Geschlechter, vom obersten Haupte an bis zum Stallbuben und Küchenjungen — durch alle Klassen der Dienerschaft — was für Mißbräuche, was für rasende Verschwendungen, für die keine Vernunft, sie mag auch noch so scharfsinnig seyn, den menschlichen Thorheiten einen Anstreich zu geben, einen Namen erfinden kann, sind dabey vorgefallen, und dauern noch — in unsern Zeiten — und dauern noch, bis Noth und Armuth selbst diesem reißenden Strom einen Damm vorbauen werden.

Der Luxus, als der rechte Patron aller menschlichen Eitelkeiten, hat sich besonders in diese Szenen gemischt, und wie er alle Gelegenheit ergreift,

die Menschen zur Befriedigung ihrer eiteln Begierden zu reizen, so hat er auch hier gleichsam die letzte Lanzette an die Ader gelegt, — die letzte Hand, dem schon halb vertrockneten Schwamme die letzten Tropfen und Lebenskräfte auszudrücken.

Heil und Segen über die Menschenfreunde, die sichs zur Pflicht machen, den Blinden die Augen zu öffnen, den Thoren die Vernunft wieder zu geben, und einem Unheil zu steuern, das schon so viele halb gesunkene Familien völlig gestürzt, — schon so viele verarmte Bürger ganz an den Bettelstab gebracht hat! Es ist wirklich ein Zeichen unsrer aufgeklärten Zeiten, daß man in verschiedenen Städten Deutschlands, auch diese thörichten Mißbräuche bey Leichenbegängnissen eingeschränkt, und der Menschheit, Vernunft und Natur ihre Rechte wieder gegeben hat. Denn es war unerhört — unerhört grausam war es, einer geschlagenen Familie, deren Haupt im Sarge lag, — einer Wittwe und unerzogenen Kindern, das übrige ihres Vermögens, durch den Pomp des Leichenbegängnisses — durch die dabey nur allzu geschäftigen Blutigel — und durch die bis zum Unsinn abwechselnden Trauerkleider — zu entziehen, zu rauben und mit zu begraben. Gleichwohl giebt es noch solche geblendete Thoren, welche diese heilsame Vormundschaft für ihre Kasse nicht einmal annehmen wollen; sondern sich, und ihren Stand für beleidigt halten, sich und ihrem Verstorbenen Schande zu machen glauben, wenn sie nicht der Leiche den letzten Heller

mit-

mitgaben, auch lieber mit ihren Kindern hungern, als an der Trauer das kleinste Bändchen fehlen lassen! So sind die Begriffe von Ehre und Wohlstande gesunken! In solchen vergänglichen Eitelkeiten sucht man sie, daß man lieber dem Tode, dem Grabe und der Verwesung Opfer bringt, als nach wahren und dauerhaften Gütern strebt!

Es ist mir in dieser Absicht immer der Brief des Herzogs von Buckingham sehr schätzbar, den er nach seinem Tode an seine Mutter, die Herzogin, aus der Geisterwelt schrieb, die ihn hatte aufs prächtigste und pompöseste begraben lassen. Möchten es doch alle, die noch in den abgeschmacktesten Leichenzeremonien, und in den, dabey üblichen thörichten Verschwendungen, die keiner Kreatur, — nicht einmal den Würmern der Leiche zu Gute kommen, einen Werth setzen, recht fühlen, was darin zu ihrer Beschämung gesagt ist.

„Liebe Mutter! schrieb er. Ich bin nun in dem Reiche der Geister angekommen, und gleich andern Seelen aufgenommen worden. Meine Titel verschaften mir nicht den geringsten Vorzug. Denn dadurch unterscheidet man keine Seelen. Wie erschrack ich, als man mich nicht mehr Herzog nannte, und meine Gnade gar nicht mehr verlangte? Nun merkte ich erst, daß die Gewohnheit auf der Erde — der Eitelkeit und Hoffarth wegen, solche Unterscheidungszeichen eingeführt habe.“

„Aber stellen sie sich vor, liebe Mutter! die Geister hatten auch die Pracht meines Leichenge-

pränges gesehen. Dieß war die Ursache, daß sie sich aus allen Gegenden um mich herumdrängten, um zu sehen, was ich für besondere Vorzüge mitbrächte, und für Thaten gethan hätte. Sie hatten Zeremonien gesehen, als bey dem Leichenbegängniß dessen beobachtet waren, der als ein Held zu ihnen kam, und meynten also in mir einen zweeten Marlborough zu finden. Sie wußten, daß ich von hoher Geburt und königlichem Geblüte gewesen; sie wußten aber auch, daß ich nie König gewesen war, und ich ärgerte mich nicht wenig, als sie immer nach meinen Tugenden fragten. Es versammelten sich immer mehr um mich herum, schlossen einen Kreis, und plagten mich, meine Tugenden zu erzählen wollten nichts, als meine Weisheit hören, und sich über meine Thaten verwundern."

„Das haben sie nun, liebe Mutter! mit ihrem verwünschten Leichengepränge gemacht. Sie haben es wirklich recht übel mit mir gemeynt, daß ich nun ein Spott — eine Verachtung aller vernünftigen Geister der Oberwelt werden muß. Als ein gemeiner Geist hätte ich mich doch noch unvermerkt unter den Haufen der andern mengen können. Hätte mich gleich nichts Besonderes von ihnen unterschieden; so wäre ich doch in gewissem Grade ehrwürdig geblieben, als einer, der nicht mit solchen Fehlern angesteckt war, die gemeiniglich der Schandfleck der Personen meines Standes sind."

„Stellen sie sich vor, liebe Mutter! Ich hätte vor Schaam vergehen mögen! Einer von den Gei-

stern

stern war so unverschämt, mir einen ganz gemeinen Geist vorzustellen, der eben aus der Unterwelt angekommen war, und sagte: siehst du diesen, gewesener Herr Herzog? Er war kein Herzog wie du; sondern ein ehrlicher Landmann. Er ist nicht mit dem Pomp, wie du, begraben. Wir haben fast alle seinem Begräbniß zugesehen. Ein reines Leinwand kleidete seine Leiche, und sie kom in die frische Gottes Erde. Sein Weib setzte ihm ein schwarzes hölzernes Kreuz mit der Innschrift: **Ein guter Ehemann; ein treuer Vater, ein fleißiger Arbeiter, ein guter Untertban!** Was hast denn du gethan, der du mit solchem Pomp begraben bist?"

„Sehen sie, das waren die Folgen ihres übertriebenen prachtvollen Leichenbegängnisses, wovon ich doch nichts wußte — nichts fühlte, und das mir hier in der Geisterwelt, zu nichts, als zu dem bittersten Vorwurf dient. Sie sahen sich nochmals nach der besondern Tugend um, die von so vielen betrauert wurde, und forschten den Thaten des Mannes nach, dessen Bildniß und Leiche mit so vieler Ehrfurcht durch die Strassen geführt wurde. Sie schauten nochmals nach dem mit so vielen Lichtern besetzten Paradebette — und sahen mich an. Sie sahen einen armen nackenden Geist — ohne Würde, nämlich für sie. — Denn aller der eitle Prunk, den sie meiner Leiche gegeben hatten, blieb auf der Erde zurück. Auch nicht eine Tresse — nicht eine Goldplatte meines zedernen Sarges — folgte mir. Die Geister warfen mir vor, daß meine

Tugend mit dem Gepränge, das meine Familie mit meiner Leiche angestellt hätte, gar nicht überein käme. Mein Körper gienge sie nichts an; aber mein Geist wäre erbärmlich."

„Da sehen sie nun, liebe Mutter! — Herzogin darf ich hier nicht mehr sagen — was sie mir angerichtet haben. Die Todten, die keine Verdienste und Tugenden haben, mit solcher Eitelkeit zu ehren, ist eine wahre Ungerechtigkeit gegen die Lebendigen. Und wahre Verdienste bedürfen solcher Eitelkeit nicht! Ach! wie groß ist meine Schande — meine Armuth — hier in der Geisterwelt? Wie groß muß — ja ich kann hoffen und sagen: wie groß wird ihre Reue seyn, daß sie eine so verschwenderische Ausgabe auf die Auszierungen meiner unrühmlichen Leichenbestattung gewendet haben? Wie groß würde meine Freude, und ihr Ruhm seyn, wenn sie die nämlichen Unkosten nach den Anweisungen der Vernunft, und den Gesetzen der Tugend angewendet hätten?"

Dieser Brief mag lehren, was von unsern übertriebenen und eitlen Leichenbegängnissen und Trauermißbräuchen zu halten sey?

XLII.

Fortsetzung des einundvierzigsten Stücks: von den Mißbräuchen der Leichenbegängnisse.

Alles, was der Mensch mißbraucht, ist Thorheit und Unvernunft. Denn wäre er der Vernunft getreu geblieben; so hätte ers nicht gemißbraucht. — Und dieser Mißbrauch seiner Begierden — seiner Kräfte — ist der wahre Ursprung des Uebels in der Welt, wornach so viele Weltweise vergeblich geforscht haben.

Die Thorheit der übertriebenen Leichenbegängnisse recht aufzudecken, soll jetzt meine Absicht seyn. Es gilt aber auch hier: der Mißbrauch hebt den rechtmäßigen Gebrauch einer Sache nicht auf. Wer wird das Trauren über abgestorbene geliebte Personen unrecht nennen, oder tadeln? Es würde dieß heißen: die Rechte der Menschheit ausziehen, kränken, und ihnen Gewalt anthun. Zu allen Zeiten, und bey allen gesitteten Völkern, ist es im Gebrauch gewesen. Selbst die wildesten Nationen hielten es für Pflicht, ihren Todten, die sich im Kriege als Helden bewiesen, oder in ihrem Hauswesen, bey der Jagd, u. s. w. ein gutes Andenken hinterlassen hatten, noch im Tode, durch äußerliche Merkmale, ihre letzte Liebe und Hochachtung zu erkennen zu geben.

Die Ursache solches Traurens ist also der Natur des Menschen gemäß. Wer kann die schmerzhafte Empfindung verleugnen, etwas zu verlieren, was uns Freude, Nutzen und Wohlthat gewesen ist? Im höchsten Grade, wie es auf Erden seyn kann, ist uns dies alles dreyes gewesen — die geliebte Person, die wir durch den Tod verlieren, und die mit uns in den genauesten Verbindungen der Natur, des Bluts, unserer Wohlfarth, und aller irdischen Angelegenheiten gestanden hat. Also ist es auch unter allen Unglücksfällen die empfindlichste Begebenheit für das menschliche Herz: das Absterben einer geliebten Person. Der Verlust anderer Glücksgüter ist noch immer zu ersetzen. Dieser hingegen nicht. Er ist unwiederbringlich. Das menschliche Herz hat Recht — hat die heiligste Pflicht in solchen Fällen zu trauren.

Allein es traure mit Vernunft. Wie trauren wir? Auf die unvernünftigste Art, die auch blinden und wilden Völkern lächerlich werden muß. Unsere gewöhnlichen Leichenbegängnisse — mit allen dabey obwaltenden Eitelkeiten — sind eine recht kindische Trauer. Sie haben auch nicht den geringsten Zweck, nicht den geringsten Nutzen. Sie stiften vielmehr den größten Schaden. Sie sind wider die der Menschheit. Sie machen ihr Sc
ehre, — und sollen sie ja einen
es Leidenschaft — der niedria
und falsche Ehrbegierde

Ich weiß es nicht, woher es kommen mag, daß die Menschen öfters in manchen Dingen desto thörichter handeln, je klüger und aufgeklärter sie in andern werden. Unsere guten Alten betrauerten ihre Todten auch; aber auf eine einfache und vernünftige Art, wie es den Todten gebührte — und wie es die Rechte der Lebendigen erforderten. Kurz, wie es der Absicht und Natur der Sache, und den Geboten Gottes selbst gemäß war, der das Trauren über geliebte Personen nicht nur gebilliget; sondern selbst befohlen hat. Man findet in der biblischen Geschichte nicht nur Beyspiele von Privatpersonen; sondern auch von ganzen Nationen, als von Mose, und Samuel, daß sie von dem ganzen jüdischen Volke betrauert wurden. Allein was war die Ursache? Was war die Absicht? solchen Personen wegen ihrer Verdienste, Tugenden und guten Thaten, noch nach dem Tode Dank und Hochachtung zu bezeigen. Dieß war allein der Zweck der Leichenreden eines Demosthenes und Plato, daß sie sich auf die Geister verdienstvoller Menschen beriefen, sie in den Rang [illegible]ötter setzten [illegible]nd die Freunde [illegible] die in [illegible]des Vaterlan- [illegible] [illegible]n rühmlichen [illegible] „Wir haben [illegible]ht abgestattet. [illegible] [illegible]der Sterblich- [illegible], welche ihnen [illegible]t. Die ädlen [illegible]d Tod berühmt gemacht

gemacht haben, machen ihr Leichengepränge ehrwürdig. Die Asche macht den Marmor unvergeßlich; nicht das Prachtgebäude die Asche. Wenn nicht die Thaten der abgeschiedenen den, ihnen von den Lebendigen bestimmten, Pomp unterstützen; so ist es um das prächtigste Leichenbegängniß eine elende Sache. Es ist ein prächtiges Nichts. Wir verehren unsere Helden nicht, weil sie prächtig begraben sind; sondern weil die Liebe und Dankbarkeit des Volks ihr Leichenbegängniß prächtig macht.“

Was meynt ihr, lieben Freunde und Mitbürger! wenn diese Weisen aufstehen, und unsere Leichenbegängnisse, unsere Särge, unsere Leichlaken und Tressen — unsere Lichter am hellen Tage bey dem Sarge — unsere geputzte, und mit allen Eitelkeiten der Mode aufgestutzte — oft schon verwesende Leichen — unsere Art, sie zu betrauern, sehen sollten: würden sie nicht gleich nach den Thaten der Verstorbenen fragen? würden sie nicht in manchem Fall urtheilen müssen, daß wir den Verstand verloren hätten, und Kinder geworden wären? Selbst Sirach würde erstaunen, wenn er unsere Leichenbegängnisse mit der Art der Beerdigung seiner Zeiten, vergleichen sollte: Kap. 38, 16. Mein Kind, wenn einer stirbt; so beweine ihn, und klage ihn, als sey dir groß Leid geschehen, und verhülle seinen Leib gebührlicher Weise, und bestatte ihn ehrlich zu Grabe. Welche Einfalt und Würde in dieser ungekünstelten Einförmigkeit!

Wie sind wir davon abgewichen? Wie viele thörichte Eitelkeiten und Moden haben wir ersonnen und zugesetzt? Gewiß die Leichentracht und Trauer ist ein privilegirter Handelsartikel für Putzmacher und andere Personen, die sich von den Eitelkeiten und Thorheiten der Menschen ernähren. Wäre diese Eitelkeit nur bey dem Stande der Großen geblieben; so wäre sie doch nicht so allgemein schädlich geworden, als sie es jetzt ist, da sie sich in den bürgerlichen Stand eingeschlichen hat, und bis zur Hütte des Tagelöhners gedrungen ist. Und wer ist denn der Götze, der dadurch verehret wird? Nicht der geliebte Todte, der öfters nur darum desto mehr beweint wird, weil er der Wittwe und den Wayfen das Letzte abfordert, was sie zu ihrem Unterhalt bedürfen; sondern die vermeynte Ehre ist es, der wir genug thun müssen, und uns oft — mit blutendem Herzen — in solche Unkosten werfen, die wir nach dem Begräbniß für Brod und Unterhalt so sehr bedürften.

Clarinde hatte einen Mann verloren, der sie und ihre sechs Kinder durch ein lüderliches Leben, und durch seine Trunkenheit in Schulden und in die betrübteste Umstände gestürzt hatte. Sie mußte sich nun ihrer Hände Arbeit ernähren. Jedermann hatte Mitleiden mit ihr. Sie bekam sogar die Armenkasse. Allein bald nachher wurden ihr fast alle Almosen entzogen, weil sie ihre sechs Kinder in die förmlichste — zwar nicht übertriebene, aber doch kostbare Trauer — gesetzt hatte. So wurde eine

Mode,

Mode, eine Gewohnheit gestraft, die als allgemeiner Tyrann herrscht, und die man doch durch Gesetze nicht abstellen will! Sonderbare Bestrafung! Nicht die tyrannische Mode; sondern die Person wurde gestraft, weil sie, wie alle, diese Mode mit machte. Ihr Verbrechen aber war, daß sie nun wegen ihrer Armuth, an dem Vermögen ihrer Mitbrüder Anspruch machte, und um Almosen bat. Kindische, wahrhaft kindische Widersprüche!

Wie viele Personen von mittelmäßigem Vermögen glauben noch immer: es sey wider ihren Rang, wenn sie sich nicht, wie die Reichen, in ihrem Aufwand bey Leichenbegängnissen sehen ließen; ob es gleich Jedem in die Augen fällt, und es der Erfolg bestätiget, daß sie sich, und ihren Kindern ihr Vermögen verschwendet, und einem bloßen Nichts aufgeopfert haben?

Nur noch ein Wort von der Eitelkeit und ungerechten Verschwendung in Trauerkleidern nicht der Manns- sondern der Weibspersonen, wie sie die Mode, und tyrannische Gewohnheit nothwendig macht. Schon der Mittelstand, und die Handwerksfrau, hat ganze, halbe, dreyviertel, und letzte Endtrauer. Nicht nur für sich; sondern für die Kinder, und das Gesinde. Sie hat Wochen- und Sonntagstrauer. Und hierin muß nicht das geringste fehlen; sonst gereiche es ihr zur größern Schande als wenn sie ihre Kinder schlecht erzöge. Ich will nicht der Unkosten gedenken, welche die eigentlichen Trauerkleider erfordern; sondern nur der

Neben-

Nebendinge in Hauben, Spitzen, Aermeln, Schürzen, Wämsern, Bändern, u. s. w. welche die Eitelkeit und Mode erdacht haben, und wofür öfters in dem ganzen Trauerjahre mehr ausgegeben wird, als was jene, und das ganze Begräbniß kosteten. Sagt selbst, vernünftige Mitbürger! wie kostbar sind eure Vorurtheile? Ihr laßt euch geruhig an den Bettelstab bringen. Ihr darbet, und laßt eure Kinder darben. Ihr gebt eure Opfer gelassen hin. Ihr würdet euch sperren und empören, wenn man euch etwas zur Erziehung einer armen Wayse, oder zum Besten der Armenanstalten abfordern würde; aber ihr öffnet, oft mit Thränen in den Augen — eure Kasse, wenn euer verehrter Götze: Rang und vermeynte Ehre — nur winkt. Und das beweisen eure Leichenbegängnisse und Trauergebräuche. Dankt es doch den Patrioten, welche euch durch die löbliche Einschränkung und Abschaffung der verschwenderischen Trauer aus diesem Abgrunde gerissen haben, ob sie gleich noch nicht im Stande sind, alle Vorurtheile und Thorheiten der Leichenbegängnisse selbst, abzustellen. Sie sind eure Erretter und Wohlthäter. Und wollt ihr ihnen nicht danken; so werden es eure Kinder thun.

Im Jahr 1788 kam in unsrer Stadt die löbliche Einrichtung wegen Abschaffung der Trauer, die nur in einigen wenigen, sehr einfachen, äußerlichen Zeichen, z. B. einem Flor, einem schwarzen Bande, u. s. w. bestehen sollte, zu Stande. Allein es ist mir ein Brief in die Hände gefallen, der schon vor

dreyßig

dreyßig Jahren geschrieben ist, und dessen Inhalt hieher gehört.

Mein Herr!

Ich mache mir bey dem großen Mißbrauch, der bey unsern Todesfällen herrscht, keinen geringen Kummer, insonderheit, wenn ich bedenke, daß ich dergleichen, meines Erachtens, unnöthigen Ausgaben auch ausgesetzt bin. Denn ich habe eine sehr eitle Frau, und sieben Kinder. Das hohe Alter meiner Großmutter wird mich bald in den Fall setzen, daß ich mich andern gleich stellen muß, wenn ich nicht entweder für einen kargen Filz, oder für einen verarmten Mann passiren will. Meine Frau spricht schon alle Tage, wie sie ihre, und der Kinder Trauer einrichten wolle, und hat zu dem Ende fast alle Putzmacherinnen der Stadt in Beschlag genommen. Ja! es wird jetzt schon vorläufig an manchen Stükken gearbeitet, damit alles in Bereitschaft seyn möge. Sie gäbe eher den letzten Heller hin, und hungerte mit Mann und Kinder, als daß etwas an der Trauer fehlen sollte. Wie mir dabey zu Muthe wird, können sie leicht denken?

Wenn ich aber versichert bin, daß es noch mehrere wackere Männer giebt, die diesen Mißbrauch beseufzen; so wende ich mich an sie, und bitte sie inständigst, die Vorschläge, die sie deshalb neulich thaten, ins Werk richten zu helfen. Bestimmen sie einen Tag, da ich, und einige seufzende Ehemänner, uns mit ihnen gemeinschaftlich unterreden können,

nen,

nen, wie diesem Unheil zu steuern sey. Ich bin versichert, daß, wenn nur erst einige den Anfang in dieser Oekonomie machen wollten, die meisten hernach gern folgen würden. Wir werden trachten, einige Weiber, die dem Hochmuth von Herzen feind sind, auf unsere Seite zu bringen, welche den rechten Ton angeben sollen. Was nun ferner zur Erhaltung unseres Zwecks gereichen könnte, das würden wir in der vorhabenden Versammlung überlegen. Ich bin ꝛc.

XLIII.

Für Geld und aus Rache aufgeopfertes Menschenleben.

So wie es physikalische Mißgeburten giebt; so giebt es auch moralische Ungeheuer, die zu den äußersten Schandthaten aufgelegt sind. Allein diejenigen, welche im Stande sind Menschenleben für bloßes Geld aufzuopfern, haben unstreitig den schwärzesten moralischen Staar, weil sie auch die nächste Folge davon, geschweige sie alle, nicht mehr zu sehen im Stande sind.

Eine Töpfersfrau in H*** kaufte einen armen Kerl, welcher immer Brandtewein soff, in verschiedene ansehnliche Todenkassen; in der Hoffnung, daß er sich bald todt saufen würde, und sie alsdann mit seinem Tode wuchern könnte. Zu diesem Behufe

reichte sie ihm fleißig Brandtewein. Allein er lebte, und schien von dem vielem Brandtewein immer munterer zu werden. Inzwischen dauerte das der Töpfersfrau zu lange, und sie redete es mit einem Weibe ab, daß ihn dieses aus der Welt schaffen sollte. Letztere giebt ihm daher ein großes Stück Kuchen. Da er sich aber aus Kuchen und Essen weniger, als aus Brandtewein machte; so schenkte er die größte Hälfte davon einer seiner Bekannten. Beyde aßen den Kuchen. Die Frau starb zwölf Stunden darauf, der Kerl aber ist zwar mit dem Leben davon gekommen; allein das Gift hat seine Gesundheit zerrüttet. Die Mörderin und die Töpfersfrau sind hierauf eingezogen *).

Ein Lehrjunge des Peruquenmacherhandwerks zu Paris, in der Vorstadt St. Honore', gewann jüngsthin das größte Loos in der Lotterie. Man wollte ihm aber, weil er noch so jung war, das Geld nicht auszahlen; sondern er sollte seinen Lehrherrn oder einen Anverwandten mit bringen. Der Junge bat seinen Lehrherrn, mit ihm hinzugehen; dieser aber erwürgte des Nachts den Jungen, und gieng hin, um das Geld zu empfangen. Man fragte nach dem Jungen. Die Ausreden des Lehrherrn machten ihn verdächtig; man fand den Erwürgten, und bemächtigte sich des Mörders **).

Nun bekamen sie beyde nichts. Wie kann Geld verblenden? Daran dachte der Mörder nicht, daß

man

*) Jenaische politische Zeitung 1789. Nr. 57.
**) Daselbst Nr. 58.

man ihm ohne den Jungen das Geld nicht auszahlen würde. Für den Jungen kann sein Tod nach der zulassenden Vorsehung eine Wohlthat gewesen seyn, weil ihn vielleicht das Geld noch unglücklicher gemacht hätte. Was wird aber des Mörders Seele in jener Welt empfinden, wenn sie sollte mit des Jungens Seele konfrontirt werden?

Am 16ten Februar 1789 kam zu Bologna ein Fremder mit der Post aus Florenz an, der sich unverweilt in ein öffentliches Gasthaus verfügte, in welchem eine junge ausländische Tänzerin in Gesellschaft eines Konsorten wohnte. Nach einem kurzen Wortwechsel stieß er ihr ein bey sich verborgenes Stilet durch die Brust, worüber die Unglückliche in wenigen Minuten ihren Geist aufgab. Um das Trauerspiel noch zu vergrößern, versuchte der Mörder gleich nach der That auch sich einen Pistolenschuß am Kopfe anzubringen. Seine Hand aber wankte, und er traf sich nicht recht. Er überlebte noch einige Stunden: war aber aller angewandten Sorgfalt ungeachtet nicht mehr zu retten *)

Was mochte diesen Menschen bewogen haben, ein doppelter Mörder zu werden? Vermuthlich verunglückte Liebe und Rache.

*) Daselbst Nr. 56.

XLIV.

Ein kleiner Umstand entdeckt eine Mordthat.

Ich pflege auf diejenigen Wege der Vorsehung im Menschenleben am aufmerksamsten zu seyn, wo sie durch kleine Umstände wirkt, und entweder einen Menschen aus Todesgefahren rettet, oder die verstecktste Bosheit und Mordthat an den Tag bringt. Man kann solche nicht fleißig genug aufsuchen, und bekannt machen, weil der Bösewicht immer denkt: seine That solle verborgen bleiben, und vielleicht mancher von einer bösen That abgehalten wird, wenn er siehet, daß die göttliche Vorsehung, auch da noch durch die kleinsten Umstände wirke, wo aller Menschen Kräfte und Einsichten aufzuhören scheinen.

Bey Booften im Churhannöverischen, erzählte mir mein Freund*), passiren vor einigen Jahren drey Schweinetreiber den Zoll, und verzollen an die dreyßig Schweine, die sie nach dem Thüringischen treiben, speisen auch alle drey in dem Wirthshause bey dem Zolle. Wohl vier Wochen nachher wird der Amtsbote ausgeschickt, und sein Weg führt ihn durch ein Holz, wo er nicht weit vom Wege im Gebüsche

*) Göckingk, der mirs erlaubt hat, mich auf ihn zu berufen.

büsche einen, seiner Meynung nach, schlafenden Menschen findet. Schon dieses war Vorsehung, und kein Ungefähr, daß ihn just der Amtsbote finden muß. Hundert andere waren in der Zeit schon vorüber gegangen, und hatten ihn entweder nicht gesehen, oder geschwiegen, um in keine Weitläuftigkeiten verwickelt zu werden.

Als der Bote näher kommt, sieht er, daß es ein mit Kopfschlägen getödteter Mensch ist, der schon in völliger Verwesung liegt. Sogleich kehrt er um, und macht die Sache dem Justizamtmann kund. Dieser, ein sehr thätiger und braver Mann, läßt den Körper aufheben, einbringen und seciren. In seinen Kleidern wird auch nicht das allergeringste gefunden, woraus man einige Nachricht hätte nehmen können: wohin oder woher? Indessen waren alle Merkmale einer gewaltsamen Ermordung vorhanden. Wo sollte man aber die Thäter suchen? Obgleich in allen benachbarten Gegenden Nachfrage, und auch in öffentlichen Blättern Anzeige, und Beschreibung des gefundenen Ermordeten, geschahe; so konnten doch keine eigentliche Steckbriefe ausgeschickt werden, weil man die Thäter nicht kannte, noch weniger beschreiben konnte. Nirgends war man im Stande, über die Sache einiges Licht zu bekommen. Dieß bekümmerte den rechtschaffenen Amtmann sehr, und er konnte dafür weder Tag noch Nacht ruhen. Auch der wachsame und rege Trieb dieses Mannes, die Bosheit zu entdecken, war Vorsehung.

Als er wohl vier Wochen nachher eine ganze Nacht über die Sache gedacht hatte; so konnte er kaum den Morgen erwarten. So stark war bey ihm der Trieb, die Mordstätte noch einmal in genauen Augenschein zu nehmen. Er reutet ganz allein heraus, und untersucht alles, kann aber nicht das geringste entdecken. Endlich sieht er wohl zwölf Schritte davon im dicken Gebüsche etwas weißes schimmern. Er kriecht durch, und findet ein kleines Zettelchen mit der Schrift: so viele Schweine verzollt. Boosten an dem und dem Dato; aber ohne Namen derer, die den Zoll entrichtet hatten. Also ein Zollzettel! Halt! dacht' er: nun bist du auf der Spur. Von der Stätte ritt er nach dem Zollhause, und vernahm den Wirth über den Zollzettel. „Ja! sagte dieser, den hab' ich für drey Schweinetreiber unter gesetztem Dato geschrieben, die 30 Schweine verzollt haben. Sie haben auch hier gegessen, und giengen nach dem Thüringischen."

Schon mehr Licht. „Was haben sie gegessen, fragte der Amtmann?" Ja! das weiß ich nicht mehr; aber meine Frau möchte es noch wissen. Diese; es war an einem Freytage, da ich gewöhnlich sauren Kohl und Schweinefleisch koche." Nun fiel dem Beamten die Sektion ein, daß sie noch in dem Magen des Ermordeten den völlig unverdaueten sauren Kohl gefunden hatten.

Verstumme, o Bösewicht! der du der alles regierenden Vorsehung etwas zu verbergen gedenkst! Ein Stückchen Papier — ein vor vier Wochen gegessenes

gessenes Gerichte sauren Kohl muß dich verrathen, wenn der Ermordete nicht mehr reden kann, und äußerlich alles an ihm unkenntlich ist. Aus seinem Magen muß eine Stimme reden, die dich verfolgt, und ans Licht bringen wird.

Wie leicht konnte der Wind das Zollzettelchen weiter verwehen, daß es der Amtmann nicht gefunden hätte? Das dicke Gebüsche mußte es aufhalten, daß ers fand. Wie leicht konnte der Regen die Schrift auslöschen? Im Gebüsche wurde sie erhalten. Ja! so gar mußte der Amtmann dadurch an den rechten Ort des ersten Aufenthalts der Mörder geführt werden, und erfahren, daß der Entleibte sauren Kohl gegessen hatte. Anbetungswürdige Vorsehung! Hier ist dein Finger!

Nun war alles klar, daß zween von den Schweinetreibern ihren dritten Kameraden ermordet hatten. Allein, wie waren nun die Mörder auf das vorsichtigste auszuforschen? Der Beamte wählt sich einen klugen und verständigen Schulzen, unterrichtet ihn von allen Umständen, — giebt ihm sein Pferd, und befiehlt ihm, von Dorf zu Dorf, von Spur auf Spur, den beyden Schweinetreibern nachzuforschen, bis er erführe, wo sie ansässig wären. Zugleich giebt er ihm das gebührende Requisitoriale an alle und jede Obrigkeiten mit, wenn es etwa nöthig wäre, sie arretiren zu lassen. Dieser Mann ist so glücklich, sie auf dem ganzen Wege von 15 — 18 Meilen, Station für Station, wo sie gewesen sind, zu verfolgen, und endlich im Thüringischen an den

Ort ihres Aufenthalts zu kommen. Noch am späten Abend meldet er sich bey dem Justitiarius des Orts, und frägt, ohne sich etwas merken zu lassen, ob diese beyden Leute hier ansässig wären. Da es der Justitiarius versichert; so rückt er mit seiner Order hervor. Allein dieser macht allerhand Bedenklichkeiten: sie noch in der Nacht arretiren zu lassen; sie könnten leicht entspringen; er möchte es doch bis Morgen früh anstehen lassen. Dieses muß der Schulze, obgleich ungern, eingehen. Da sie aber des andern Morgens hingehen, sind sie schon in der Nacht geflüchtet, weil ihnen, es sey auf welche Art es wolle, aus des Justitiarii Hause, von der Nachsuchung etwas bekannt geworden seyn muß.

Unverrichteter Sache muß der Schulze wieder zu seinem Amtmann zurückkehren. Dieser aber kann nicht ruhen. „Was dort vorgegangen ist, spricht er zum Schulzen, soll sich in der Folge schon finden; aber wir können es dabey nicht bewenden lassen. Hier sind abermal 50 Rthlr. und ein frisches Pferd. Reute du wieder zurück, und fange von dem Orte an, aus dem sie geflüchtet sind, ihnen von Station zu Station, aufs neue nachzuforschen. Der Himmel, der uns schon so viel Licht gegeben hat, wird diese Mörder nicht entwischen lassen.“

Der verschlagene Schulze macht sich abermals auf den Weg, und fängt von dem Orte, wo sie ansässig und geflüchtet waren, in allen Wirthshäusern und auf allen Nebenwegen, seine Untersuchung an, und ist so glücklich, ihnen wieder auf die Spur zu kommen.

kommen. Er verliert sie einigemal, findet sie wieder, und so verfolgt er sie bis kurz vor Hamburg. O! denkt er: nun wird alle deine Mühe vergebens seyn. Ganz gewiß sind sie da zu Schiffe gegangen. Indessen willst du doch, da du so nahe bist, Hamburg besehen.

Er kommt an, und tritt in dem ersten, dem besten Wirthshause ab. Wie wirst du, denkt er, in einer so volkreichen Stadt dein Nachsuchen anstellen können? Allein der eine Mörder war ihm näher, als er dachte. Die Vorsehung hatte ihn nicht von ungefähr in dieses Wirthshaus geführt. Als er sich in der Wirthsstube nach verschiedenen Umständen erkundigt hatte; so geht er heraus, tritt in die Hausthür, und sieht sich auf der Straße um. Gegenüber ist ein Keller, aus welchem die Leute Getränke holen, und indem er da steht; so kommt ein Kerl mit einem Korbe Bouteillen heraus, dem ers gleich ansieht, daß es ein Fremder ist, und nicht zu den Hamburgern gehört. Er erkundigt sich ganz von fern bey dem Wirth, und Umstehenden nach dem Hause, und den Leuten, die darin sind, und nach diesem Kerl. Dieser: sagt der Wirth, ist mit noch einem andern erst vor 14 Tagen aus Thüringen hier angekommen, und hat sich in diesem Hause als Hausknecht vermiethet; der andere aber ist als Matrose zu Schiffe gegangen.

Nun hast du ja, denkt er bey sich selbst, was du haben willst. Sogleich geht er zu dem regieren-

den Bürgermeister, und offenbart ihm die ganze Sache. Der Mensch wird arretirt, und in dem Augenblick gesteht er auch das ganze Faktum mit den Worten: er habe nicht weiter kommen können: er sähe nun wohl, daß ihn die Rache Gottes verfolge. Hinter dem andern gehen zwar auch Steckbriefe: aber man hat ihn nicht ausforschen können. Der Schulze reist darauf mit seinem Delinquenten unter gehöriger Bedeckung bis zu seinem Beamten ab, wo der Mörder bekannt hat, daß sie sich mit dem Ermordeten schon im Zollhause gezankt, und ihn hernach im Walde erschlagen hätten.

Wer dieses lieset, der denke doch an die wichtigen Worte: „nähme ich Flügel der Morgenröthe, und bliebe am äußersten Meer; so würde mich doch deine Hand daselbst finden.“

XLV.

Alterthümliche Merkwürdigkeiten.

Was würden unsere Vorfahren sagen, wenn sie aufstehen, und sehen sollten, wie sich in unsern Zeiten, bey den vielen selbstgemachten Bedürfnissen, und bey der Theurung aller Sachen und Lebensmittel, eine Familie von acht und mehreren Personen, nach den, vor 300 Jahren festgesetzten Salariis, von 2 — 300 Gulden, erhalten muß? Um diesen Unterschied der Zeiten recht einzusehen, will

will ich einige Auszüge aus alten Chroniken machen.

Im Jahr 1435 kostete ein fetter Ochse in Nordholland ungefähr acht Gulden, und eine Kuh fünf Gulden; jetzt aber eine Kuh, oder ein dreyjähriger Ochse in Frießland, wenigstens hundert Gulden. — Das ist nur ein Artikel; was verhältnißmäßig die andern Lebensmittel?

Am Ende des 15ten Jahrhunderts erhielt ein Dachdecker ohne Essen täglich vier Stüber *), und mit Essen nur drey: jetzt erhält er im ersten Fall wenigstens 18 — 20, und im letzten 10 — 12 Stüber.

Im Jahr 1555 hatte ein Bootsknecht monatlich 3 Gulden, 15 Stüber; jetzt bekommt er 11 Gulden. Im Jahr 1583 hatte in Enkhuysen ein Stadtarzt jährlich 30 Gulden Gehalt; jetzt erhält jeder von beyden Aerzten und Wundärzten jährlich 420 Gulden. Seit 30 Jahren kostet die Vierteltonne der Frisischen Butter, — ungefähr 80 Pfund, — wenn sie wohlfeil ist, ohne Faß, 12 — 13 Gulden, und, wenn sie theuer ist, 26 — 30 Gulden; allein im 15ten Jahrhundert kostete die ganze Tonne nur sechs Gulden **).

Weiter hinaus war die Zeit noch wohlfeiler, welches wohl von der schwachen Bevölkerung herrührte.

*) Etwa 3 oder 4 Pf.

**) S. Jenaische polit. Zeit. Intelligenzblatt Nr. 8. 1789.

rührte. Nur einige rathhäusliche Zeugnisse aus unsern Gegenden*).

Im Jahr 1280 eine so wohlfeile Zeit, daß man einen Scheffel Korn für 22 Pfennige; ein Huhn und ein Mandel Eyer um 2 Pfennige; und ein Mandel Heringe für 1 Pfennig, bekommen konnte.

Im Jahr 1338 sind am Harze, und an andern Orten so viele Heuschrecken gewesen, daß ihr Flug und ihre Menge die Sonne verdunkelte, und die Brunnen mußten verdeckt werden, welche alle Felder und Wälder kahl fraßen, worauf eine große Theurung erfolgte.

Im Jahr 1432 entstand nach großen Ueberschwemmungen eine große Theurung, die sich bis 1438 erstreckte. Man heisset aber das eine Theurung, daß zu der Zeit ein Scheffel Rocken allhier (in Stolberg) 15 Groschen und 9 Pfennige gegolten. Das alte Rathhausbuch aber besagt: daß 1434 nach Michaelis eine große Theurung geworden, daß der Scheffel Korn 40 bis 42 Groschen gegolten, und habe solches 2 Jahr gedauert. (Im Jahr 1771 kostete der Scheffel Gerste 2 Rthlr. 12. Gr.)

Im Jahr 1483 erhub sich eine große Theurung (nach selbiger Zeit zu reden), daß der Scheffel Korn hier zu Stolberg für einen halben Gulden gekauft wurde, und währte bis in die Aernte, und in den Herbst, da es merklich abschlug. Denn man war dazu-

*) S. Zeirfuchs Stolbergische Kirchen- und Stadthistorie 1717. S. 332 ff.

dazumal lauter wohlfeile Zeit gewohnt; also daß nach Hochgräflicher, und E. E. Raths-Einigung, um die Jahre 1474, und ferner 1475 bey den Knochenhauern folgende Taxe gemacht wurde, welcher man sicher glauben kann.

Ein Pfund	Schöpsenfleisch	4	Pf.
—	— von der Weide	3	—
—	Schaaffleisch	2	—
—	Gemästet Rindfleisch	4	—
—	— von der Weide	3	—
—	— Kuhfleisch	3	—
—	Ochsen und gering Fleisch	2	—
—	Schweinfleisch	4	—
—	Kalbfleisch zu braten	3	—
—	— zu kochen	2	—
—	Lammfleisch	3	—
—	Bock und Stierfleisch	2	—

Mitten in den Kriegesunruhen und Gelderpressungen des dreyßigjährigen Krieges 1645 eine so wohlfeile Zeit, daß wegen Mangel des Geldes der Rocken 7 und 6, endlich 5 und 4 Groschen, wie auch der Gersten; der Weizen 12, der Hafer 5, und zuletzt 3 Gr. kostete. Dieß währte über ein Jahr, und war allerley Getreide überflüßig zu bekommen. Nach dem Kriege hingegen, da man es am wenigsten vermuthete, stieg der Kornpreis zu 30 Groschen.

Noch einige andere Merkwürdigkeiten in der Natur, und im Menschenleben, weden uns sagen, wie die Lage und Denkungsart jener Zeiten gewesen ist.

Im

Im Jahr 992 sind am Harze erschreckliche Feuerzeichen am Himmel (Nordlichter) gesehen worden, darauf ein harter Winter und starker Frost, bis vor Pfingsten — ein großes Viehsterben, und eine solche Theurung entstanden, daß viele Leute auf den Straßen verschmachtet sind.

Im Jahr 1004 stand ein großer Komet, und folgte eine grausame Theurung und Hungersnoth, 3 Jahre lang in Europa.

Im Jahr 1234 ein so harter Winter, daß die Menschen in den Betten erstarrten, und alle Mühlen standen.

Im Jahr 1453 ein sehr strenger Winter, als in hundert Jahren nicht gewesen.

Im Jahr 1463 eine so große Kälte, daß in 14 Wochen keine Mühle gangbar war, und aus Magdeburg Brodwagen hergeschickt wurden.

Im Jahr 1464 eine solche Nässe, daß es fast viertehalb Monate in einem Striche weggeregnet hat, und noch nach Weihnachten Weizen gesäet worden, der wohl gerathen ist.

Im Jahr 1621 ist eine solche unerhörte Theurung entstanden, daß der Rocken 4 Thaler, die Gerste 3 Thlr. 8 Gr. um die Adventszeit gegolten; aber eben so bald wieder auf einen Gulden gefallen ist.

Im Jahr 1651 fiel um Neujahr und H. Dreykönige ein so ungeheurer Schnee, daß kein Wagen und Karren fortkommen konnte. Drey bis vier

Pferde wurden vor einen ledigen Karren gespannt. Er lag bis zu Ende des Februars.

Im Jahr 1668 ist den 2ten und 3ten Ostertag ein tiefer Schnee gefallen, und starke Kälte eingetreten; ja es hat noch acht Tage vor Pfingsten stark geschneyet.

Im Jahr 1679 vom 1sten Dezember bis in den März ein so harter Winter, und so strenge Kälte, daß es nicht einmal aufgebrochen, und Menschen und Vieh erfroren sind.

So auch 1684 ein eben so strenger Winter, worin viele Hunde toll geworden. Darauf ein so heißer Sommer erfolgt, daß es in neun Wochen nicht geregnet hat.

Im Jahr 1656 wurde allhier Anna Davids wegen Hexerey eingezogen, am 30sten Oktober mit dem Schwert hingerichtet, und verbrannt, und, weil sie noch auf 2 Bürgerweiber bekannt, wurden sie nach willigem Geständniß, daß sie 40 Jahre mit dem Teufel zugehalten, folgendes Jahr den 20sten Febr. und d. 5ten Dezember, in Gegenwart vieler tausend Zuschauer, ebenfalls verbrannt.

Im Jahr 1626 d. 16ten May wurde am Himmel zur Nacht ein sehr großes Heulen und Winseln von Bürgern, und damals hier liegenden Soldaten gehört. Bald darauf präsentirte sich am Himmel ein Heerzug von Soldaten zu Roß und zu Fuß, Pikenirer und dergleichen, und wurden so eigentlich gesehen, daß man alle Gliedmaßen erkennen und unterscheiden konnte. Insonderheit wurden die

Stränge

Stränge an den Heerwagen sehr lang und ungewöhnlich, und die Pferde mit den Beinen dermaßen beweglich gesehen, als wollten sie jetzt auf die Erde fallen. Dieß haben die Zuschauer von dem *Ministerio ecclesiastico* beständig ausgesagt.

Warum mögen doch jetzt unsere Bürger und Prediger dergleichen nicht mehr sehen?

XLVI.

Mahumeds Biene,

oder eine Ermunterung, Gott aus seinen Werken kennen zu lernen *).

— Weg mit den Götzen! Nur er ist Gott! Der Himmel und die Erde, die seine Schöpfung sind, zeugen von seiner Wahrhaftigkeit. Weg mit den Götzen! Aus Saamen hat er den Menschen erschaffen, und doch kann ein Mensch seyn, der öffentlich die Lehre von der Auferstehung der Todten bestreitet **).

Zu eurem Nutzen hat er auch die Thiere erschaffen, die euch theils zur Erwärmung, theils zur Bequem-

*) Aus dem Koran, nach Boysens Uebersetzung S. 253. zu Mecca geoffenbaret (kürzer zusammen gezogen).

**) Weil ein Spötter mit einem verdorrten Fuße gefragt hatte, ob Gott wohl demselben neues Leben geben könnte?

Bequemlichkeit, theils zur Speise dienen. Einige dieser Thiere vergrößern eure Pracht, andere befördern euer Vergnügen. Des Abends führt ihr sie in die Ställe zurück, und des Morgens laßt ihr sie auf die Weide bringen. In entlegene Lande, wohin ihr nicht ohne Unbequemlichkeit zu Fuße kommen könnt, tragen sie eure Lasten. Wie ist euer Herr so huldreich und erbarmend? Auch Pferde, Esel und Maulesel hat er erschaffen, sowohl zu eurem Fortkommen, als zu eurem Schmuck, und so viele andere Dinge bescheert er euch, die ihr nicht einmal kennt. Er ist es allein, der euch den rechten Weg führt, den so viele verlassen; aber sein Wille ist es, euch alle auf den rechten Weg zu bringen.

Er ist es, der den Regen vom Himmel herabschickt, den ihr trinkt, und der die Bäume befruchtet, die von euch gepflanzt sind. Korn, Oehl, Palmbäume, Weintrauben, und andere Gattungen von Früchten, werden durch den Regen befördert.

Für Leute, die ihren Verstand brauchen wollen, ist hierin ein Zeichen der göttlichen Allmacht und Güte. Die Nacht und den Tag hält er zu eurem Dienst an, und Sonne, Mond und Sterne werden durch seinen Befehl gezwungen, euch umsonst aufzuwarten. Für nachdenkende Menschen sind in dieser Begebenheit Zeichen zur Unterhaltung.

Und was er auf der Erde erschaffen hat, es sey in seinen Arten noch so verschieden, das hat er eurem Gebrauch, und eurer Herrschaft unterworfen. Auch hierin liegen Reize für nachdenkende Leute. Nicht

weniger hat er euch das Meer unterworfen, um das frische Fleisch der Fische daraus zu genießen, und Putz und Kleidung daher zu holen. Und du siehst, wie Schiffe das Meer durchschneiden, um von dem Ueberflusse, womit Gott die von euch entfernten Staaten gesegnet hat, vermittelst der Handlung Vortheile zu gewinnen, wofür ihr billig dem Herrn danken solltet.

Unerschütterliche Berge hat er über der Erde in die Höhe geführt, daß ihr festen Fuß fassen könnt, und er hat Flüsse und Wege bereitet, daß ihr nicht irren dürft. Hin und wieder hat er Zeichen gepflanzt, euch gegen alle Verirrung zu sichern, und selbst die Sterne müssen euch zu Wegweisern dienen.

Sollte also der Schöpfer aller Dinge nicht mehr seyn, als ein anderes Wesen, welches nichts schafft, nichts schaffen kann? Und sollte euch das nicht zum Nachdenken bringen *)?

Wollet ihr die göttlichen Wohlthaten überrechnen; so werdet ihr keine Summe ziehen können; O! wie ist Gott so gnädig und barmherzig! Eben so ist auch seiner Allwissenheit alles klar, was ihr entweder heimlich treibt, oder öffentlich thut. Die Götzendiener beten daher Wesen an, die nichts erschaffen haben, und die selbst Geschöpfe sind. Todt sind sie, und nicht lebendig. Sie empfinden nicht einmal

*) Ich weiß nicht, ob Muhammed einen bessern Gang habe nehmen können, an die Sinne und Herzen der Menschen zu reden.

einmal die Hand des Künstlers, die sie bildet. Euer Gott ist nur ein einiger Gott. Aber alle, die kein zweytes Leben glauben, die verleugnen auch in ihren Herzen die Einigkeit Gottes, und widerstehen der Wahrheit mit Stolze. Ungezweifelt richtig ist es, daß Gott ihre Heimlichkeiten eben so genau weiß, als ihre Werke, die sie der Welt zeigen, und daß er stolze Seelen nicht lieben kann.

— Alles betet Gott an, was in den Himmeln und auf Erden ist; auch die Engel, als welche kein Stolz aufblähet. Sie fürchten ihren über sie erhabnen Herrn, und thun, was ihnen befohlen ist. Gott aber sprach: nehmt nicht zwey Götter an; denn es ist nur ein Gott, und verehret mich. Was in den Himmeln, und auf Erden ist, das gehört ihm; ein ewiger Dienst gebührt ihm. Könntet ihr wohl außer ihm einen andern Gott verehren? Was ihr auch immer Gutes besitzet, ist gewiß von Gott. Trift euch ein widriges Verhängniß; so wendet ihr euch ja mit flehenden Bitten zu ihm. Und dennoch können Menschen unter euch so unerkenntlich gegen die, ihnen erwiesenen, Wohlthaten seyn, und ihrem Herrn einen andern Gott an die Seite setzen? Ergetzt euch nur eine Zeitlang in dem Dienst eurer falschen Gottheiten, die traurigen Folgen davon werdet ihr bald erfahren. So stark kann der Irrthum ihre Vernunft angreifen, daß sie den Götzen etwas von den Nahrungsmitteln überreichen, die ein Geschenk von uns an sie sind. Allein, so wahr Gott lebt!

ihr sollt dereinst eurer falschen Erfindungen wegen zur Verantwortung gezogen werden.

Die Araber eignen Gott Töchter zu *). Weg mit dem rasenden Irrthume! Und für sich bestimmen sie, was ihr Herz verlangt: Söhne! Hört er, daß ihm eine Tochter gebohren ist; so färbt die Traurigkeit sein Gesicht schwarz. Diese Nachricht dünkt ihm ein so schmähendes Uebel zu seyn, daß er sich vor keinem Menschen sehen läßt, und er ist zweifelhaft, ob er die ihm geborne Tochter zu seiner Unehre behalten, oder in die Erde scharren soll. Urtheilen diese Ungläubigen nicht übel? Menschen, die kein zweytes Leben glauben, kann man nicht schlimm genug schildern; von Gott, dem allmächtigen, dem höchst weisen Wesen, kann man nicht hoch genug denken.

Wollte Gott die Menschen ihrer Ungerechtigkeit wegen strafen; so würde in der Welt nichts Lebendiges übrig bleiben. Allein er hat Geduld bis auf die bestimmte Zeit. — In keiner andern Absicht haben wir den Koran dir überlassen, als ihnen über ihre Religionsstreitigkeiten Belehrung zu geben, und sie von unserer Barmherzigkeit gegen gläubige Seelen zu unterrichten. In der Absicht, die erstorbene Erde zu beleben, schickt Gott den Regen vom Himmel herab. In der That, dieß ist für Menschen, welche

*) Sie glaubten, daß Engel, denen sie auch weibliche Namen beylegten, und die sie Göttinnen hießen, Töchter Gottes wären.

welche aufmerken können, ein Bild der künftigen Auferstehung. Gewiß ihr findet auch an den Thieren einen lehrenden Unterricht. Wir tränken euch aus ihren Leibern mit der Milch, mit der Feuchtigkeit, die zwischen dem Auswurfe und dem Blute entsteht, die mit Leichtigkeit und mit Vergnügen genossen werden kann. Und von den Früchten der Palmbäume und der Weinstöcke, erhaltet ihr einen berauschenden Trank, und eine dienliche Nahrung. Gewiß, auch hierin ist ein Zeichen der göttlichen Macht für Leute, die denken können!

Und dein Herr flisterte der Biene zu: baue dir Häuser in den Bergen und Bäumen; und von demjenigen Zeuge, aus welchem die Menschen dir einen Aufenthalt errichten. Hernach iß von allen Früchten, und gehe dann auf den Wegen, welche dein Herr dir angewiesen hat. Aus den Leibern dieser Thiere fließt ein Saft von verschiedenen Farben, in welchem eine Arzeney für die Menschen ist. Auch hier finden Leute von Verstande ein Zeichen, worüber sie denken können*)!

*) Muhammed mochte lehren, was er wollte; so suchte er doch die Leute immer zum eignen Nachdenken über ihre Religion zu erwecken. Wie viele christliche Geistliche giebt es nicht, die das, was sie glauben, ohne Nachdenken annehmen, und mit ihren Leuten vollkommen zufrieden sind, wenn sie alles nur mit blindem Glauben befolgen.

Gott hat euch erschaffen, und er läßt euch sterben. Nach seiner Weisheit und Macht läßt er einige zu einem trägen Alter hinanleben, in welchem sie alle ihre Kenntnisse verlieren. Einige segnet er vor andern mit irdischen Gütern, gleichwohl geben die, welche vor andern mit Glückseligkeit überschüttet sind, nichts davon den Sklaven, die ihr Eigenthum geworden sind, daß diese an den, ihnen geschenkten, Gütern gleichen Antheil hatten. Verleugnen sie nicht damit die Gutthätigkeit Gottes? Gott hat euch auch Weiber gegeben, die von eurer Nation abstammen, und von euren Weibern Kinder, und Enkel, — und dabey Erhaltungsmittel von guten Dingen.

Können denn nun so hoch Begünstigte an Götzen glauben, und undankbar seyn gegen die Wohlthaten Gottes? Und dennoch dienen sie nebst Gott, Götzen, die nichts besitzen, womit sie dieselben, weder im Himmel, noch auf Erden versorgen können, und die nicht fähig sind, etwas zu leisten! Vergleicht also Gott mit keinem geschaffenen Dinge. Denn Gott weiß alles, — — und ihr wisset nichts.

Um den Irrthum euch deutlich zu machen, stellt euch Gott einen Sklaven vor, der über nichts Gewalt hat, und einen freyen, von seiner Milde reichlich versorgten Menschen, der von dem, ihm verliehenen, Vermögen öffentlich und heimlich Almosen austheilt. Sollten diese beyde einander gleich seyn? Das sey ferne. Gelobt sey Gott!

Aber der große Haufe versteht das nicht. Noch zwey andere Menschen, will Gott, daß ihr sie mit einander vergleichen sollt. Ein Stummgeborner, der keine Begriffsfähigkeit hat, der seinem Herrn nur zur Last gereicht, der, er mag ihn schicken, wohin er will, allezeit wieder kommt, ohne etwas Gutes ausgerichtet zu haben, sollte ein so unglückseliger Mensch mit einem vernünftigen Manne in einem Werthe stehen, der Gechtigkeit gebeut, und selbst auf dem richtigen Wege ist? Gott aber sind alle Geheimnisse im Himmel und auf Erden bekannt. Sein Geschäft vollziehet er in einer Stunde, in einem Augenblick, und noch geschwinder; denn er ist allmächtig. Ihr wußtet es nicht, da er euch aus Mutterleibe hervorbrachte, da er euch das Gesicht gab, und das Gehör, — und ein Herz, seine Güte zu empfinden*).

Betrachtet ihr die Vögel nicht, welche die Kraft besitzen, unter freyem Himmel zu fliegen? Kein anderer unterstützt sie im Fluge, denn Gott. Gewiß, die Gläubigen haben hier ein Zeichen, womit sie sich beschäftigen können! Gott ist es auch, der euch in euren Häusern beständige Wohnungen verliehen hat, und von den Fellen der Thiere Hütten, die ihr abbrechen könnt, wenn ihr auf Reisen seyd, und sie aufschlagen, wenn ihr Halte macht, und von der Wolle, der Haut und den Haaren der Thiere allerley Geräthe, nach dem Bedürfniß der Zeit. Ferner hat euch Gott durch die Schöpfung die nöthige Be-

 deckung

*) Vortreflich!

deckung gegen die Hitze der Sonne verschaft, und Schutzörter auf den Bergen, wie auch Kleider gegen die Kälte. So vollendet Gott seine Gewogenheit gegen euch, daß ihr nun euch völlig ihm überlassen könnt. —

— Lernet das Unrecht mit Geduld ertragen; so wird euch solches, wenn ihr geduldig seyn wollt, heilsamer seyn. Ihr werdet aber nur durch den Beystand Gottes geduldig seyn können. Denn Gott steht denen bey, die ihn fürchten, und sich wohl verhalten.

XLVII.

Von dem Aberglauben mit den schmatzenden, und käuenden — auch mit den blutsaugenden Todten.

Man kann sich kaum vorstellen, liebe Mitbürger! wie weit der Aberglaube seine Gewalt erstrecke. Er ist nicht zufrieden, über die Lebendigen zu herrschen. Selbst die Todten werden von ihm nicht verschont. Auch diese sollen den Lebendigen noch nachstellen, und sie zu sich, in das Reich der Todten, zu befördern suchen. Kann etwas ungereimteres gedacht werden? Was müssen doch solche Leute, die das glauben, und sich im Ernste davor fürchten können, für Begriffe von dem Leben der Menschen,

schen, — von der Vorsehung Gottes über dasselbe, — und von der Einrichtung des menschlichen Körpers, wenn er todt ist, und im Grabe verweßt, — haben?

Ich würde dieses Aberglaubens, fast unter allen Arten des ungereimtesten, zur Ehre der Vernunft, kaum gedenken, wenn ich nicht aus der Erfahrung wüßte, daß noch verschiedene Familien, — vornehme und niedrige — — ihre Todten mit leinenen Tüchern überziehen, fest annageln, alle Tücher, besonders um den Mund herum, sorgfältig mit Nadeln anstechen, ja den Sarg verschrauben ließen: aus heimlicher Furcht, wenn sie sich es auch nicht merken lassen: der Todte möchte etwas von den Tüchern in den Mund bekommen, zu käuen, oder zu schmatzen anfangen, und dadurch einige aus der Familie nach sich ziehen. Wenigstens vergessen es unsere Leichenfrauen nicht, dieses alles mit einer geheimnißvollen Bedenklichkeit zu besorgen, damit ihnen ja keine Schuld gegeben würde, wenn über kurz oder lang einer aus der Familie stürbe.

Vor einigen dreyßig Jahren starb allhier am Friesel und Faulfieber eine ganze Familie aus. Der Vater auf der Messe in Braunschweig, die Mutter, die älteste und jüngste Tochter, der Geselle und die Magd. Was da für Auslegungen gemacht wurden? Ich selbst habe diese Personen mehr, als einmal, auf dem Krankenbette besucht, und mich nicht gescheuet, in dieses Haus zu gehen. Die ganze Sache beruhete darauf, daß einer von dem

andern angesteckt wurde, weil das Haus klein und sehr enge war, die Patienten fast alle in einem Zimmer lagen, und nach damaliger Methode, die Friesel, von denen wir jetzt nichts mehr wissen, eher gemacht, als verhütet wurden, auch in den, mit den giftigsten Ausdünstungen erfüllten Zimmern, keine frische Luft gestattet wurde. Der Aberglaube aber verkannte alle diese Gründe, und behauptete: unter den Begrabenen wäre ein Todter, der so lange gekäuet und geschmatzt hätte, bis er die ganze Familie nachgeholt hätte. Vor 30 Jahren wurde dieß leicht geglaubt.

Jetzt aber werden die meisten meiner Leser nicht wissen, was ich damit sagen will, daß die Todten käuen und schmatzen. Ich will es ihnen erklären. Dieser Aberglaube hat zween Köpfe. Der erste hat es mit den schmatzenden und wiederkäuenden; der zweete mit den blutsaugenden Todten zu thun.

Die erste Art dieses Aberglaubens herrscht noch häufig unter dem gemeinen Mann, besonders auf dem Lande, und es hat damit folgende Beschaffenheit. Die Todten schmatzten in den Gräbern. Wenn sie die mitbekommene Halstücher, Sterbekleider, Hemden, u. s. w. erreichen könnten; so käueten sie so lange daran, und benetzten sie mit ihrem Blut, bis die Familie ausgestorben wäre. Zuletzt fräßen sie sich wohl gar Finger und Zehen ab. Ich bitte auf diesen letzten Umstand zu merken, weil ich wieder daran erinnern werde.

Dieser

Dieser Aberglaube soll sich darauf gründen, daß man wirklich auf den Einfall gekommen, wenn in einer Familie zu viele gestorben, den ersten Todten wieder auszugraben, den man denn gemeiniglich in dem Zustande gefunden habe, daß ihm ein Tuch, oder so etwas, tief im Halse gesteckt, welchen man auch ganz blutig wieder heraus gezogen und verbrannt habe. Dem Körper habe man entweder einen spitzen Pfahl durch den Leib geschlagen, oder den Kopf vom Rumpfe abgesondert, oder wenigstens in eine solche Lage gebracht, daß er mit dem Maule nichts weiter fassen können, worauf das Sterben aufgehört habe. Ich werde unten zeigen, daß dieser Aberglaube wahrscheinlich durch den von den Vampyrs oder blutsaugenden Todten in Ungarn, entstanden sey, und sich nur mit einer andern Wendung verbreitet habe.

Daß er aber noch unter dem Volke herrsche, beweisen die abergläubischen Gewohnheiten, die noch in manchen Landen und Orten üblich sind, und wovon ich oft ein Augenzeuge gewesen bin, die Leichen vor der Beerdigung in solche Lage zu bringen, daß sie nicht schmatzen können. Daher pflegt der Sarg auf dem Kirchhofe vor dem Einsenken, erst noch einmal geöffnet, und unter sehr frommen Minen, Bewegungen, Seufzern, auch wohl Kreuzschlagen, von der Leichenfrau, und den Verwandten, der Leiche ein Stück Rasen oder frischer Erdklumpen unter das Kinn gelegt zu werden, damit der Mund recht hoch zu stehen komme, und er kein Tuch erreichen könne.

An

An andern Orten wird das Halstuch fest zugeknüpft, oder dem Todten ein kleiner Stein, ein Pfennig, oder andere Münze in den Mund, recht zwischen die Zähne, gelegt, und überdem noch das Maul verstopft, damit er, wenn er ja den gefährlichen Appetit bekäme, zu schmatzen, sich das Gebiß verderbe, und ablassen müsse.

Ists aber möglich, bey gesunder Vernunft dergleichen zu glauben? Kann die Unwissenheit und Einfalt größer seyn? Was hat ein todter Leichnam mit den Lebendigen zu thun? Ist er nicht aus allen Verbindungen dieses Lebens gerissen? Hat er noch einen eigenen Willen, da die Seele von ihm geschieden ist? Werden nicht alle seine Säfte und Gliedmaaßen durch die Verwesung aufgelößt? Kann er noch einen Finger nach eigenem Willkühr rühren: geschweige zum Schaden anderer, unter der Erde im Sarge etwas thun? Kommt es auf ihn an, das Leben anderer zu verkürzen; oder, in der Sprache des Aberglaubens, nachzuholen? Und durch welches Mittel? Durch Schmatzen und Käuen eines Tuchs. Was kann das außer dem Grabe auf die Lebendigen wirken? Meinethalben möchte er sein ganzes Sterbehemde, oder zuletzt sich selbst auffressen: ich wollte darüber ganz ruhig seyn. Denn wo ist da Zusammenhang? Wie kann das eine Ursache zu der Wirkung — zu dem Aussterben einer Familie seyn?

Ja! sagt man: es ist doch wahr, daß man öfters die, unter bedenklichen Umständen wieder ausgegra-

gegrabenen Todten, in sochem Zustande gefunden habe. Der Bart, die Nägel wären ihnen gewachsen. Sie hätten ein blutiges Tuch tief im Halse stecken, und der Schaum stände ihnen vor dem Munde. Das kann alles seyn, liebe Mitbürger! Sagt; beweist mir nur, wie es zugehe, daß davon — von diesem Zustande des Todten, der keine einzige freywillige Bewegung mehr verrichten kann, — auch nur ein einziger sterben könne? Was bey solchen Todten vorgegangen ist, ist alles sehr natürlich zugegangen, und die bloße Natur hat es gewirkt. Kommt ein starker, vollsaftiger Körper, der nicht lange krank gelegen hat, in die Erde; so geräth er in die stärkste Gährung, daß ihm durch den Trieb der Säfte die äußerlichen Theile, die des Wachsthums gewohnt sind, Bart und Nägel an Händen und Füßen, noch, nach Pflanzenart, wachsen, bis die Säfte ausgedunstet sind, und das Wachsen von selbst aufhört. Wie leicht kann bey den, durch die Verwesung aufgetriebenen Theilen, das Halstuch losgehen, und von dem aufschwellenden Halse, Backen und Lippen von selbst in den Mund getrieben werden? Daß es blutig ist, wenn es herausgezogen wird, bedarf wohl keiner Erklärung, da alle Blutgefäße im Körper gesprengt sind. Daß ein solcher Körper, wenn die Luft dazu kommt, anfange zu schmatzen, rührt von der Gährung her, wodurch die Luft ausgedehnt wird, und, da sie bisher gepreßt gewesen ist, in mancherley Tönen ausfährt, wo sie nur einen Ausgang findet. Dieß Schmatzen der

Todten

Todten wird man eher in den Särgern der in Gewölbe gesetzten, als tief in der Erde begrabenen, Todten hören.

Daß öfters aus einem verwesenden Körper ganz sonderbare und ungewöhnliche — den Umwissenden schreckliche, Erscheinungen entstehen können, die aber in der Natur ihren guten Grund haben, beweiset folgende Geschichte, die sich zu Gotha zugetragen hat*).

Ein Todtengräber machte ein Grab, und stieß auf einen ganz verfaulten Sarg, der nichts als Knochen enthielt. Als er solchen bey Seite schaffen wollte, vernahm er einen Laut, als wenn eine Gans zischte und schnatterte, wobey er zugleich wahrnahm, daß oben aus den Gebeinen ein Schaum, wie eine Faust groß, mit solchem Gestank herausdrang, daß er Maul und Nase zuhalten müssen. Nicht lange darnach gab die ausgeschäumte Materie einen solchen Knall von sich, als wenn eine Pistole gelößt würde, worauf ein blauer Dampf aufgestiegen, und noch ein ärgerer Gestank erfolget sey, daß der Mann halb ohnmächtig geworden wäre.

Wer die verschiedenen Luftarten, deren Mischungen und Verbindungen in unsern Zeiten, bis zu den erstaunlichsten Wirkungen dargethan sind, kennet, der wird sich diese Erscheinung leicht erklären können.

*) C. Mich. Bernhard *Valentinus* in Dec. 2. Obs. 74. p. 188.

können. Wenn ich Sumpfluft aus dem Moraste in eine Blase ziehe, und das Ventil verschließe; so kann ich damit des Abends in der Stube die Irrlichter oder Tückeboten nachmachen. Ich schraube ein Röhrchen an das Ventil der Blase, halte solches in den, in einer Schüssel gemachten Seifeschaum, öffne das Ventil der Blase, und drücke einen Theil Luft unter dem Arme heraus; so entstehen in dem Seifeschaum große Blasen, die ich mit einem Fidibus anzünde. Sie entzünden sich, und fahren in blauen Flammen dahin, wie die Irrlichter. Bey dem Eindringen der Luft in den Seifeschaum, wodurch große Blasen aufsteigen, entstehet ein Gezische, als wenn eine Gans schnattert.

Dieß war eben das Gezische der an die freye Luft dringenden, in dem Sarge durch die Gährung eingeschlossenen, und mit viel öhlichten nnd brennbaren Theilen, geschwängerten, Luft.

Wenn ich einen Theil dephlogisticirter oder von allen Feuertheilen gereinigter Luft, mit zwey Theilen brennbarer Luft vermische, in die Blase fülle, auf gleiche Art, wie vorher, Seifeblasen auftreibe, und mit einem Fidibus anzünde; so entzünden sie sich mit einem solchen Knalle, daß öfters dadurch die Fenster aus einem verschlossenen Zimmer gesprengt werden. Und eben dieß war der Grund von der, aus dem verfaulten Körper in Blasen aufschäumenden, und mit so vielen, aus der Auflösung eines thierischen Körpers entstandenen brennbaren Theilen angefüllten, Luft, die sich mit einem solchen Knall,

und

und stinkenden Dampfe, explodirte, als sie an die freye Luft kam. Eben dieß sind die mephitischen, tödtenden Luftarten, die sich in den Sümpfen aus der Menge verfaulter Vegetabilien, oder in lange verschlossenen Brunnen, Kellern und Gewölben erzeugen; ingleichen die Wetter, die Feuerschwaden, und Ausbrüche anderer Phänomene in den Steinkohlenbergwerken, welche wir heut zu Tage, da die Naturkenntniß den dummen Aberglauben verdrängt, die Knallluft zu nennen pflegen.

Freylich kann eine solche Todtenluft aus verfaulten Körpern tödten; aber der todte Körper für sich selbst ist nicht Schuld daran; sondern die Lebendigen, daß sie sich nicht besser vorsehen, und die Todten nicht auf solche Art begraben, daß sie ihnen mit ihren Ausdünstungen nicht mehr schaden können.

Daß auch wohl Todte gefunden werden, die sich die Finger und Nägel abgebissen haben, will ich nicht leugnen; aber nicht als schmatzende, und andere nachholende Todte; sondern — und dieß ist das Schauervolleste, was ich mir denken kann, als lebendig Begrabene, die wieder zum Leben gekommen sind; und sich aus Verzweiflung selbst so zerfleischt haben*)

*) S. D. Strüve: das große Unglück einer zu frühzeitigen Beerdigung. 1785. Leipzig bey Crusius.

XLVIII.

Fortsetzung des siebenundvierzigsten Stücks.

Ich komme zu der andern Art des Aberglaubens: von den blutsaugenden Todten, oder den eigentlichen Vampyrs. Dieser Aberglaube ist noch in verschiedenen Provinzen von Ungarn: in der Wallachey, u. s. w. zu Hause, und es ist erschrecklich, wie er die Leute martert. In unsern Gegenden weiß man zwar nichts davon; allein vielleicht hat sich doch etwas davon, unter einer andern Larve, bey denen eingeschlichen, welche vorgeben: vom Alp gedrückt zu werden.

Die Sache besteht darin, daß die Leute von gewissen Todten glauben: sie kämen des Nachts wieder, legten sich auf die Schlafenden, saugten ihnen das Blut aus, und könnten ein großes Sterben verursachen. Nichts ist für das arme Volk betrübter, als daß dieser Aberglaube, in ältern und neuern Zeiten, selbst von obrigkeitlichen und geistlichen Personen, ist verbreitet worden. Ich will von dem ältesten Zeugniß über die Sache anfangen.

In einer öffentlichen Zeitung von Wien wurde unter dem 31sten Julius 1725 ein Bericht bekannt gemacht, welchen der kayserliche Provisor in dem Gradisker Distrikt in Ungarn, an die kayserliche Administration zu Belgrad wegen einer besondern

Begebenheit hat ergehen lassen, und folgendes Inhalts ist.

„Nachdem bereits vor zehen Wochen ein in dem Dorfe Kisolova Rahmer Distrikts angesessener Unterthan, Namens Peter Plogojowitz mit Tode abgegangen, und nach Rätzischer Manier zur Erde bestattet worden, hat sich in ermeldetem Dorfe Kisolova geäußert, daß innerhalb acht Tagen neun Personen, sowohl alte als junge, nach überstandener 24stündiger Krankheit, also dahin gestorben, daß, als sie noch auf dem Todtbette lebendig lagen, sie öffentlich ausgesagt: daß obbemelder vor zehn Wochen verstorbener Plogojowitz zu ihnen im Schlaf gekommen, sich auf sie gelegt, und sie gewürget, daß sie nunmehr den Geist aufgeben müßten.“

„Gleichwie denn hierüber die übrigen Unterthanen sehr bestürzt, in solchem noch mehr bestärkt worden, da des verstorbenen Plogojowitz Weib, nachdem sie zuvor ausgesagt: daß ihr Mann zu ihr gekommen, und seine Oppanti oder Schuhe begehret, von dem Dorfe Kisolova weg, und sich in ein anderes begeben habe. — Sintemal aber dergleichen Personen, so sie Vampyre nennen, verschiedene Zeichen, als dessen Körper unverweset; Haare, Haut, Bart und Nägel an ihm wachsend zu sehen seyn müßten; als haben sich die Unterthanen einhellig resolviret, das Grab des Peter Plogojowitz zu eröffnen, und zu sehen, ob sich wirklich dergleichen Zeichen an ihm befänden. Zu welchem

Ende sie sich denn zu mir hierher verfüget, und nebst Andeutung vorerwähnten Casus mich, samt dem hiesigen Popen (Priester) ersucht, der Besichtigung beyzuwohnen. Ob ich ihnen gleich erstlich solches Faktum reprobirt, mit Meldung, daß man solches erst vorher an eine löbliche Administration berichten, und Verhaltungsbefehl einholen müßte, haben sie diese kurze Antwort von sich gegeben: ich möchte thun, was ich wollte; allein, wofern ich ihnen nicht verstatten würde, auf vorherige Besichtigung und rechtliche Erkenntniß mit dem Körper, nach ihrem Gebrauch, zu verfahren, müßten sie Haus und Hof verlassen, weil bis zu Erhaltung einer Resolution von Belgrad, wohl das ganze Dorf, wie schon unter Türkischen Zeiten geschehen seyn sollte, durch solchen üblen Geist zu Grunde gehen könnte, welches sie nicht abwarten wollten.“

„Da nun diese Leute durch nichts abzuhalten waren, habe ich mich mit Zuziehung des Gradisker Popen in gemeldetes Dorf Kisolova begeben, den bereits ausgegrabenen Körper besichtiget, und gründlicher Wahrheit gemäß folgendes befunden:

1. daß von solchem Körper und dessen Grabe nicht der mindeste sonst der Todten gemeiner Geruch verspürt;

2. der Körper, außer der Nase, welche etwas abgefallen, ganz frisch; Haar und Bart, ja auch die Nägel, woran die Alten weggefallen, an ihm gewachsen; die alte Haut, welche etwas weißlich war, abgeschält, und eine neue hervorgethan.

Gesicht, Hände, Füße, und der ganze Leib war so beschaffen, daß sie in seinen Lebzeiten nicht hätten vollkommener seyn können.

3. In seinem Munde habe nicht ohne Erstaunen einiges frisches Blut erblickt, welches, der gemeinen Aussage nach, von denen, durch ihn Umgebrachten, gesogen gar.

4. In Summa: es waren alle Indicia vorhanden, welche dergleichen Leute an sich haben sollen."

„Nachdem nun so wohl der Pope, als ich, dieses Spektakel gesehen; der Pöbel aber mehr ergrimmter und bestürzter wurde, haben die gesamten Unterthanen in aller Eil einen Pfeil gespitzt, mit solchem den todten Körper zu durchstechen an das Herz gesetzt, da denn bey solcher Durchstechung nicht nur allein häufiges Blut, so ganz frisch, auch durch Ohren und Mund geflossen; sondern noch andere wilde Zeichen, welche wegen hohen Respekts unigehe, vorgegangen. Sie haben endlich oft ermeldeten Körper, in hoc casu gewöhnlichem Gebrauch nach, zu Aschen verbrannt, welches denn einer hochlöblichen Administration habe hinterbringen, und bitten wollen, solches nicht mir; sondern dem vor Furcht außer sich selbst gesetzten Pöbel beyzumessen."

Kayserlicher Provisor im Gradisker Distrikt.

Noch im 1784sten Jahre haben wir aus Wien folgende Schrift erhalten:

Visum repertum anatomico — chirurgicum, oder gründlicher Bericht von den sogenannten Blutsaugern, Vampier, oder in der wallachischen Sprache: Moroi, in der Wallachey, Siebenbürgen, und Banat, welchen eine eigends dahin abgeordnete Untersuchungskommission, der löblichen k. k. Administration, im Jahr 1756 erstattet hat, durch Ge. Tallar, Wundarzt. Wien und Leipzig, bey Mößle 1784. 8. 86 Seiten.

Daß sich aber dieser Aberglaube an Vampyren noch bis auf den heutigen Tag in gedachten Gegenden erhalte, erhellet aus der allgemeinen politischen Zeitung des Jahrs 1787, Nr. 85, darin berichtet wird:

„der altgriechische Pfarrer zu Zatwarinka im Sanoker Kreise habe seit drey Wochen keine Messe lesen dürfen, weil er einige seiner Gemeine in Verdacht hatte, daß sie Vampyren wären.“

Das arme Volk unter vernunftlosen Priestern!

Lassen sie uns, meine Leser! über diese Vorfälle einige vernünftige Anmerkungen machen, wie sie uns die natürliche Beschaffenheit der Umstände an die Hand giebt, welche aber die von dem Aberglauben einmal angesteckten Leute, damals nicht machen konnten. Alle diese erzählte Begebenheiten sind von der Art, daß sie dem, was wir in der Natur sehen und erfahren, offenbar widersprechen, und nicht anders, als durch Wunderkräfte hätten geschehen

müssen, wenn es wahr wäre, daß sich alles eben so zugetragen hätte, wie es ist erzählt worden.

Was den ersten Bericht betrifft; so ist er von einem Mann abgefaßt, der selbst schon halb und halb von diesem Vorurtheil eingenommen war, und mit einem, von Einbildung und Furcht völlig bezauberten Volke zu thun hatte. Mithin fehlten ihm alle Eigenschaften, die Lokalumstände des Sterbens, und die natürliche Beschaffenheit des ausgegrabenen Körpers, wie auch die Gemüths- und körperlichen Umstände der, an pestilenzialischen Fiebern liegenden, und in der Hitze der Krankheit irre redenden Personen, theils selbst gehörig untersuchen zu können, theils aus Furcht vor dem aufgebrachten Pöbel, gelassen untersuchen zu dürfen.

Was die Aussage der Einwohner betrifft; so erhellet daraus deutlich, daß sie schon lange in dem Aberglauben ihrer Väter gesteckt hatten, und eine kontagiöse Krankheit, daran mehr, als gewöhnlich starben, einem Vampyr oder üblen Geiste zuschrieben. Peter Plogojowitz war vielleicht der erste, der daran starb. Ihm folgten mehrere. Nun wachte sogleich der Aberglaube bey andern auf, und so wie sie krank wurden, hatten sie schwere Träume und Einbildungen, daß ihnen der Vampyr das Blut aussauge. Dazu kam des zuerst gestorbenen Weibes wahnwitzige Aussage, welche vollends das ganze Dorf in Furcht und Schrecken setzte, daß sie schlechterdings darauf bestanden, den todten Körper wieder auszugraben, und nach ihrer Gewohnheit

zu behandeln, um dadurch dem ferneren Sterben zu steuern. Sie sagen ja selbst: sie wollten die Resolution von Belgrad nicht abwarten, damit nicht das ganze Dorf, wie schon unter Türkischen Zeiten geschehen wäre, zu Grunde gienge. Dieser Umstand ist ein Beweis, daß vormals unter den Türken ganze Dorfschaften an der Pest ausgestorben waren, welches die abergläubischen Einwohner den Vampyrs zuschrieben. Ist es den Juden zu verargen, daß sie ehemals unheilbare Krankheiten den Dämonen zuschrieben, da es noch jetzt Leute giebt, die sich einbilden, daß todte Körper aus dem Grabe aufstehen, und die Lebendigen durch Aussaugen des Bluts zum Sterben bringen können? Ich möchte wissen, ob ein Lebendigbegrabener, der drey Ellen hoch Erde auf sich hätte, unter dieser Last ohne Wunder von selbst heraus kommen könne?

Wenn wir dem Bericht trauen können, so hatte der herausgegrabene Todte einige Ungewöhnlichkeiten an sich, die der Provisor und das Volk als untrügliche Merkmale voraussetzten, daß er ein blutsaugender Todter sey. Allein es finden sich in dem Berichte des Mannes offenbare Unrichtigkeiten, die an sich sehr natürlich zugegangen sind. Daß der Körper keine Spuren der Verwesung an sich gehabt, kann von der Beschaffenheit eines felsichten, sehr salpetrichten und kalten Bodens, aus der des Körpers selbst herrühren, der an sich von hagerer Konstitution kann gewesen seyn. In dem Bleygewölbe zu Bremen verwesen wegen des star-

ken Luftzuges die Todten gar nicht. Ich habe in einem ähnlichen Gewölbe Leichen gesehen, die 66 Jahre gelegen, und wie die Mumien zusammen getrocknet waren. Selbst das Leinwand der Hauben war völlig unverletzt, und hatte nicht einmal die Farbe verloren. In einem felsichten sandigen Berge habe ich Leichen gesehen, die 33 Jahre in der Erde gelegen hatten, und völlig ausgetrocknet waren. Bey einem Körper, der im 16ten Jahrhundert auf der Via Appia in Italien, ausgegraben worden, sind die Haare über 1500 Jahre unverweßt geblieben. Daß den Todten oft noch Haare und Bart wachsen, ist eine bekannte Sache, weil dazu kein animalisches Leben, sondern nur ein Trieb der Säfte erfordert wird. Auf gleiche Art wachsen auch die Nägel. Daß aber die alten abgefallen, und neue gewachsen wären, ingleichen daß sich der Todte die alte Haut abgeschält, und eine neue bekommen habe, ist wider die Natur, und zeugt bey dem Manne, von Mangel der Kenntnisse, daß er sich in obgedachte Vorfälle nicht finden konnte. Es sind also in dem Berichte, theils übertriebene, theils ganz falsche Umstände. Das frische Blut im Munde des Todten, setzte den Mann in Erstaunen. Nun war es unterschrieben: es müsse ein Vampyr seyn. Denn dieses habe er den Erwürgten ausgesogen. Der dumme Pope wird vermuthlich das eben so dumme und ergrimmte Volk noch mehr aufgebracht haben, daß nun gar keine vernünftige Vorstellungen statt fanden. Denn, was ist bekannter, als daß

das Blut nach dem Tode in Gährung geräth, wovon die Adern zerspringen, und das Blut durch Mund und Nase fließt. Ganz natürlich mußte bey dem Durchschlagen des spitzen Pfahls das Blut noch häufiger austretten. Die wilden Zeichen aber, wovon der Provisor sehr geheimnißvoll spricht, und die er aus Schamhaftigkeit wegen hohen Respekts übergehen will, sind eben so natürlich erfolgt. Es hat nämlich bey dem Durchschlagen des Pfahls, wodurch alle, schon in Gährung gerathene innere Theile in Bewegung gesetzt wurden, ein gewisses Glied eine ungewöhnliche Steifheit bekommen, wie in andern gewaltsamen Fällen auch zu geschehen pflegt. Ich habe diesen nämlichen Umstand einmal bey einem Soldaten, der sich selbst erschossen hatte, auf eine ganz ungewöhnliche Art wahrgenommen. Es findet sich also bey dieser ganzen Geschichte kein einziger Umstand, der nicht nach den Gesetzen der Natur zu erklären wäre. Allein ein abergläubisches Volk kennt keine Gründe. Daher wurde auch der Körper, weil sie ihn einmal für einen Vampyr hielten, gemißhandelt und verbrannt. Da Furcht und Einbildung sehr leicht eine epidemische Krankheit vergrößern kann; so wurde doch diese wenigstens, da das Volk seinen Willen hatte, gemindert

Das Visum repertum des Wundarztes Tallar enthält erstaunlich viel falsches, wahren Unsinn, und elendes Geschwätz. Ja! es schmeckt, wie ein gewisser Rezensent davon sagt, zu sehr nach dem Barbierbecken.

Die ganze Geschichte beruhete bey einer ansteckenden Krankheit auf gleichen Vorurtheilen von den Blutsaugern. Die nächste Ursache derselben aber war das Wallachische Fasten um Weihnachten, und bestand in Hitze, Furcht, Irrereden, Durst, u. s. w. worauf der Tod erfolgte. Der eigentliche Grund lag in der Kost, in der schnellen Mittagsluft des Winters, und in der grauenvollen Furcht vor den Vampyrs. Da nun die Wallachen keine andere Mittel, als Segensprechung; Abschießen einer Pistole über den Kopf; Honig mit Brantewein, u. s. w. gebrauchen; so muß sie wohl überhand nehmen. Die armen unschuldigen Vampyrs mochten indessen in ihren Gräbern ganz ruhig liegen.

Es ist doch erstaunlich, auf was für Ursachen abergläubische Leute bey solchen Vorfällen, z. B. bey epidemischen Krankheiten fallen können. Seit einem halben Jahrhundert stehen die Wallachen und Kroaten in dem Wahn, als wenn die große Anzahl von Todten, die sie alle Jahr am Ende ihrer Weihnachtsfasten begraben, nur ihren eigenen Verstorbenen zuzuschreiben wäre, wovon einige, durch die Kraft gewisser Kräuter wieder auflebten, und sie zum Tode beförderten. Sie wandten keine andere Mittel an, als die ihnen der Aberglaube eingab. In einer Art von Raserey liefen sie an die Begräbnißörter, und, des höchsten Verbots ungeachtet, gruben sie die Todten aus, durchbohrten, oder zerstückten sie, hieben die Köpfe ab, schlugen Pfähle durch die Rümpfe, fiengen das Blut auf,

und salbten sich und die Kranken damit, wodurch, wie natürlich, das Uebel ärger werden mußte.

Ihren ganzen Aberglauben, und Dummheit wird folgendes Gespräch mit dem Wundarzte erweisen.

Wie lange seyd ihr bettlägerig?

Zwey bis drey Tage.

Was klaget ihr?

Das Herz thut mir wehe.

Wo liegt denn das Herz?

Sie zeigten alle die Gegend des Magens, und der Gedärme, und dieses Wehe im unrechten Herzen klagten alle.

Habt ihr Schlaf?

Ich habe wohl Schlaf; aber gleich, wenn ich schlafen will, ist der Moroi (Blutsauger) da.

Wie sieht denn dieser aus, und wer ist er?

Dieser verstorbene Mann, jenes verstorbene Weib, die sie nannten.

Was macht denn dieser Moroi?

Er steht vor mir, oder in jenem Winkel.

Ist er auch jetzt da?

Nein! (Einige sagten, sie sähen den Moroi, wenn sie schliefen, andere, wenn sie wachten, und dergleichen Irrereden mehr. Ein jeder verlangte, man sollte die Gräber öffnen, und den Moroi suchen. Sonst müßten sie alle sterben.)

XLIX.

Fortsetzung des achtundvierzigsten Stücks.

Da die ganze Sache von dem Schmatzen der Todten, sogar die Geschichte der vorgegebenen Vampyrs, auf bloßen Aberglauben, Furcht, und Einbildung beruhet; so muß man sich wundern, daß sich dieser Aberglaube so lange gehalten, und daß man sich so viele Mühe gegeben hat, denselben, besonders das Schmatzen und Kauen der Todten, zu erklären.

Alt scheint der Aberglaube indessen zu seyn. Denn Cornelius Agrippa *) will in den Cretensischen Jahrbüchern Spuren gefunden haben, daß auf dieser Insel die Seelen der verstorbenen Männer öfters wieder zu ihren Weibern zurückkehrten, und mit ihnen, wie im Ehestande, lebten. Man nannte diese Seelen Catechanas, und, um dem Unheil zu steuern, war in den Gesetzen verordnet, den Körpern der Wiederkehrenden einen Pfahl durchs Herz zu schlagen, und sie zu verbrennen. In der That merkwürdig!

Was aber in den ältern Zeiten davon für abgeschmackte Fabeln erzählt, und in allem Ernste geglaubt wurden, übersteigt fast allen Glauben. Zeiler **), der ein ganzes Fabelreich geschrieben, berichtet

*) De Philosophia occulta lib. 3. cap. 41.

**) Im 1sten Theil seiner Trauergeschichte.

richtet unter andern: es sey einmal in Eyanschitz in Mähren, ein, dem Scheine nach, ehrlicher Bürger begraben. Es war aber im Grunde ein Schalk, der noch nach dem Tode seine Mitbürger äffte und einige derselben sogar umbrachte. Man stelle sich nur vor: er zog allezeit, wenn er aus dem Grabe aufstand, seinen Sterbekittel aus, und legte ihn säuberlich bey Seite, bis er wieder kam. Dann gieng er aus, und würgete, so lange es ihm beliebte. Die Nachtwächter aber waren einmal so tükkisch, und nahmen den Kittel weg. Als er nun solchen nicht fand, brüllte er sie erschrecklich an: sie sollten ihm solchen wieder geben, oder er wollte sie alle erwürgen. Da nun der Henker den Körper ausgrub, und verbrennen wollte, sagte er mit lauter Stimme: ihr habts getroffen. Mein Weib ist gestorben, und zu mir gelegt. Wir wollten sonst die halbe Stadt umgebracht haben. Er hatte auch schon derselben einen langen Schleyer vom Kopfe gefressen. Der Henker zog ihm solchen blutig aus dem Halse, und sagte: sehet, wie der Schelm so geizig gewesen. Als der Körper verbrannt war, hörte das Hocus Pocus auf.

Ists möglich, daß vernünftige Menschen dergleichen hirnloses Zeug glauben und schreiben können *)?

Aller

*) In dem abscheulichen Buche: der höllische Proteus, stehen S. 258. 275. Nr. 28 noch mehr dergleichen abentheuerliche Geschichten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist dieser Aberglaube in Pestzeiten entstanden, da ganze Familien wegstarben. Man war so dumm, daß man keine Mittel der Vorsicht gebrauchte, um sich vor dem Anstecken zu verwahren. Daher kam die Einbildung, daß ein Verwandter den andern nachhole. Ja, man gieng so weit, daß man fast alle schmazzende Todten für weibliches Geschlechts ausgab, und behauptete: die weiblichen Körper hätten weit mehr Appetit, ihr Leichengeräth zu belecken, als die männlichen. Doch wollte man auch davon einen Grund angeben. Nun kam der Teufel ins Spiel, durch den man den dümmsten Aberglauben am leichtesten erklären kann.

„Der Teufel sey ein abgesagter Feind des weiblichen Geschlechts, weil aus solchem derjenige geboren worden, der stärker sey als er. Daher wende er allen Fleiß an, den guten Namen der Weiber auf alle Art zu Schanden zu machen„ *).

Selbst zu Luthers Zeiten glaubte man noch an die schmatzenden Todten, und erklärte die Sache zwar für Alfanzerey; aber doch nach damaligen Religionsbegriffen, für ein Gaukelspiel des Teufels. Ein Pfarrherr zu Wittenberg, Namens Rörer, schrieb einmal an Luthern: „es sey auf einem Dorfe ein Weib gestorben, und, da sie begraben, fräße sie sich selbst im Grabe; darum wären schier alle Men-

*) S. Ranft von dem Schmatzen der Todten §. 44.

Menschen im Dorfe gestorben.“ Luther antwortete *): „Das ist des Teufels Betrügerey und Bosheit. Wenn sie es nicht glaubten; so schadete es ihnen nicht, und hielten es gewiß für nichts anders, denn des Teufels Gespenst. Aber, weil sie so abergläubisch wären, so stürben sie nur immerdar je mehr dahin. Und, wenn man solches wüßte, sollte man die Leute nicht so freventlich ins Grab werfen; sondern sagen: Da friß Teufel! Da hast du gesalzenes; du betreugst uns nicht.“

Wenn Luther nicht gleich auf den Teufel gekommen wäre; so sahe er die Sache recht gut ein, da er sie für Aberglauben und Einbildung ausgab. Allein ein Aberglaube konnte den andern nicht erklären.

Andere erklärten es für ein Wunder- und Warnungszeichen Gottes an die Lebendigen. Noch andere aus einer gewissen Sympathie, wodurch der Verstorbene seine noch lebende Blutsverwandte anstecke. Die Philosophen wollten doch gern bey natürlichen Ursachen stehen bleiben, und wärmten Aristotelis animam vegetativam wieder auf. Einige Körper wären zwar todt, in Ansehung der vernünftigen und empfindenden Seele; sie lebten aber noch in Ansehung der wachsthümlichen Seele. Und daraus suchten sie das Nicht-Verwesen, das Wachsen der Haare und Nägel zu erklären **).

Noch

**) Tischreden Kap. 25. Vom Teufel und seinen Werken.

*) S. Demelii philosophischer Versuch von den Blutsaugern in Nieder-Ungarn.

— Eines

Noch andere brachten gewisse Mittelgeister mit ins Spiel. Diejenigen, welche etwas von der Hyäne, dem Grabthiere, gehört hatten, ließen die Todten durch dasselbe ausgraben und befressen. Auch fielen andere auf gewisse Striges, oder Nachteulen. Wieder andere schrieben das Schmatzen den Schlangen, und andern, in den Gräbern, wohnenden Thieren zu. Ich müßte ein Buch schreiben, wenn ich alle Erklärungsarten dieses Aberglaubens anführen wollte.

Meines Erachtens ist die Sache bald zu entscheiden. Das Schmatzen der Todten ist Einbildung. Denn es ist nicht möglich, daß man von einem Todten, wenn er auch einen mechanischen Schall von sich giebt, solchen aus der Erde, womit er bedeckt ist, hören könnte, und die Ungewöhnlichkeiten, die man bey einigen ausgegrabenen Todten gefunden hat, sind entweder übertrieben, vergrößert und erdichtet, oder sie haben, wie ich oben gezeigt habe, ganz natürliche Ursachen.

— Eines Weimarischen Medici muthmaßliche Gedanken von den Vampyren, S. 13. 14.

L.

L.

Der Ursprung des Aberglaubens von dem wütenden Heere*).

Man sollte es kaum glauben, daß dieser Aberglaube noch unter dem Volke herrschte. Auf allen Dörfern des Harzes, die nahe am Holze liegen, trifft man ihn noch an, und die Förster und Jäger, wenn sie auch das Gegentheil annehmen, begünstigen ihn, um die Leute in der Furcht zu erhalten, damit sie nicht des Nachts Holz oder Wildpret stehlen.

Die Sage davon ist diese: Um die Weihnachts- und Fastenzeit soll sich, besonders in Thüringen, — sonst auch in allen großen Wäldern — des Nachts in der Luft ein Jagdzug mit jagenden Jägern, bellenden Hunden, und blasenden Hörnern hören lassen, und über dem ganzen Wald herumziehen. Die Hauptperson heißt der wilde Jäger. In seinem Zuge sind alle verstorbene grausame und harte Liebhaber der Jagd, die den Landleuten vielen Schaden gethan haben. Vor dem Zuge geht ein alter ehrwürdiger Mann mit einem Stabe in der Hand her, den man

*) Die natürlichen Ursachen dieses Aberglaubens habe ich in dem Zeitvertreib und Unterricht für Kinder, I. S. 200 angeführt.

man den treuen Eckart nennt, und der die Leute warnt, aus dem Wege zu gehen. Die Gestalten werden auf verschiedene Art beschrieben, nachdem die gedrückten Landleute die Art der Bestrafung ihrer Bedrücker, nach dem Tode wünschen. Einige haben keinen Kopf; andere das Gesicht auf der Brust; einige die Beine auf der Schulter; andere sind an Räder gebunden, und werden umgedrehet. Diejenigen, welche die meisten Ungerechtigkeiten im Leben ausgeübt haben, werden nun wieder, als Sauen, Rehe und Hasen gehetzt, u. s. w.

Der Hörselberg in Thüringen soll der Sitz des wütenden Heers seyn *), von da es sich in das ganze Land verbreitet. In dem Fabelkrämer Prätorio **) stehet eine Geschichte: wie er von einem alten achtzigjährigen Prediger zu Mansfeld gehört, daß zu Eisleben, und in der ganzen Grafschaft Mansfeld, das wütende Heer alle Jahre, am Fastnachtsdonnerstage vorüberziehe, und die Leute aus Neubegierde nicht anders darauf warteten, als wenn ein König gezogen käme. Darunter hätte man die Gestalten solcher Leute angetroffen, die zum Theil an dem Orte gestorben, zum Theil aber noch am Leben gewesen wären.

Es ist doch sonderbar, daß sich dieser Aberglaube nicht bloß in Deutschland; sondern auch in England und Frankreich verbreitet hat, und sehr alt

*) S. Melissantes in der kuriösen Orographia p. 482.

**) In dem ersten Theile des Blockoberges.

alt seyn muß. Ein alter Schriftsteller, Gervasius Tilberiensis*) schreibt: die Förster in den britannischen Wäldern erzählen, daß sie zum öftern einen Tag um den andern, um die Mittagsstunde, oder zu Mitternacht, wenn der Mond voll ist, und helle scheinet, eine Menge auf die Jagd gehender Soldaten, und Hunde sehen, auch die Waldhörner erschallen gehört hätten. Diese Jäger aber sollen auf Befragen zur Antwort geben: sie wären aus der Gesellschaft und Familie des Arturi, eines gewesenen Königs der Britannier, der als ein greulicher Riese beschrieben wird.

Der Franzose, Petrus Mattäus**) erzählt von Heinrich IV, daß er in einem Walde bey Fontainebleau gejagt, und eine halbe Meile von sich ein Bellen der Hunde, Geschrey der Jäger, und Blasen der Waldhörner gehört habe, welches ihm auf zwanzig Schritt nahe gekommen sey. Da er den Grafen von Soissons abgeschickt, sich darnach zu erkundigen, habe dieser einen großen schwarzen Mann im Gebüsche gesehen, der ihm zugerufen: m'entendez vous? Merkst du, daß ich da bin? Andere sagen; er habe ihn gewarnt: amandez vous. Bessert euch.

Aus Dännemark vom König Abel, der seinen Bruder Erich, als ein wahrer Cain, umbringen ließ, erzählt dieß Volk: er sey in einer Schlacht mit

*) S 91.

**) In seinen Geschichten bey dem Jahr 1596 1 Buch.

den Friesen umgekommen, und sein Körper von den Raben verzehret. Die Ueberbleibsel wären zu Schleßwig begraben. Da sich aber bey seinem Grabe viele Gespenster eingefunden; so habe man das Gerippe in einen See geworfen, und angepflöckt, damit es nicht in die Höhe schwimmen sollte. Nachher habe man oft, ohnweit Gottorf, des Nachts in der Luft ein großes Geschrey von Hunden und Hörnern gehört, welches Spiel dieser Abel treibe, damit er gleichsam das Recht der Könige von Dännemark auf Schleßwig immer erneuere, und unterhalte *).

In Deutschland soll der Name des wütenden Heers, seinen Namen von einem Abgott der alten Deutschen: Wodan, der sonst auch Othinus oder Odinus heißt, bekommen haben, und so viel, als Wodans Heer, bedeuten. Den Othinus verehrten insonderheit die alten nordischen Völker, als einen großen Wunderthäter, der sich in alle wilde Thiere verwandeln könnte. Ob der treue Eckart von dem meißnischen Marggrafen Eckart, von dem noch Eckartsberg in Thüringen den Namen führt, herkomme, kann ich nicht sagen. Doch ist das Sprüchwort

*) S. *Becmann* in Histor. Orbis politica. Cap. 5. §. 2 p. m. 607.

Audiuntur quoque circa Gottorpiam nocturnae voces ejulantis, et venatoria cornua inflantis, quas prisci Regis Daniae *Abelis* esse dicunt, quasi veterum jurium vestigia et reliquias adhuc legeret.

wort noch auf unserm Harze: du bist der treue Eckart, von einem, der andere vor Schaden warnt, gebräuchlich.

Ich las neulich in einem alten Hexen- und Gespensterbuche*), und fand darin die eigentliche Erklärung des wütenden Heers, wie sie sich der Aberglaube von Teufeln und Hexen nachher gemacht hat. Jacob, Freyherr von Lichtenberg schreibt:

„nun laßt uns declariren, was da sey das Wüttis-Heer; das ist eine Versammlung aller deren, oder vieler Hexen, Unholden, Hängsten, Zauberern, die zusammen kommen in einen Rath, ihre Geschäfte zu handeln, richten aus, was sie in ihren Häusern nicht mögen zuwegebringen, zu kapituliren, zu unterrichten, zu konspiriren, einzuschreiben, zu bezeichnen, zu hulden, Gelübniß geben, und was ihr Bündniß Inhalt aufzurichten, einander zu befehlen, was Unraths sie stiften wollen, auch was eine jegliche für sich selbst auszurichten habe, und also ihre Laster und Hexenwerk vollenden. Mit dem Wüttis-Heer kommen sie alle zusammen von allen Nationen; da führet sie der Teufel über Stauden und Stöcke, Dörfer, Städte, Land, Leute, Berg und Thal, mit greulichem Geschrey, erschröckenlichem Greuel, fähret ihnen der Ascendenz-Teufel vor und nach, bis sie kommen auf den Platz, den

*) Abraham Sawes Sammlung von bösen Geistern, Hexen, u. s. w. — in der Entdeckung aller fürnehmsten Artikel der Zauberey. S. 313.

sie verordnet haben, da genesen sie ihrer Kinder, die sie mit dem Teufel gezeugt haben, Kindbetten, und richten alle ihre Handlungen aus.“

Eine trostliche Variante!

Ganz neuerlich hat man noch etwas davon aus einem Briefe des Predigers Combis zu Villedieu in Bas Vendomois vom 15ten Dezember 1787 berichtet*). Im späten Herbst des vorigen Jahres hatte derselbe nebst seinem Pfarrkindern, zu verschiedenen malen ein Getöse in der Luft bemerkt, das ganz das Gepräge des so berufenen wilden Jägers, und des wütenden Heeres an sich trug. Seit länger, als drey Wochen hörte man nämlich zwischen 7 und 8 Abends in der Luft ein Getöse, das dem Gebelle von einer zahlreichen Menge Jagdhunde gleich kam. Die Stimmen waren sehr verschieden; besonders aber schien es, als ob man die eines großen Leithundes hörte, der mit seinem Gefolge dem Wild nachsetzte.

(Hier mag wohl die Einbildung das meiste gewirkt haben.)

Die übrigen waren mehr oder weniger stark, dumpfer und heller. Die Jagd schien sich in der Luft immer von einem Orte zum andern zu ziehen. Das Hundegebelle war vollkommen nachgeahmt, und

*) Magazin für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte von Lichtenberg und Voigt V. B. 2. St. S. 178.

und die Mannigfaltigkeit desselben gab eine nicht üble Musik, besonders für die, die das Jagdgetümmel lieben; es hätten da nur noch die Hörner gefehlt.

Die Bauersleute waren darüber sehr erschrocken; die, welche von der berüchtigten Jagd des Königs Artur in England gehört hatten, hielten nun dieselbe nicht mehr für eine Fabel. Andere meynten: es wären die bösen Geister unter dem Himmel, von welchen der Apostel Paulus redet, welche Luftkörper in Hundegestalt angenommen hätten. Hr. Combis glaubt, daß es fremde und ungewöhnliche nächtliche Vögel sind, die aus besondern Ursachen ihre Heimath verlassen, und sich in jene Gegenden verirrt hätten. Was das schwierigste und auffallendeste bey diesem Gedanken ist, das sind die so sehr von einander abweichenden Stimmen.

Es können andere Nachtvögel dazu gekommen, und mit diesen überziehenden in Streit gerathen seyn.

LI.

Von den großen amerikanischen Fledermäusen, welche den Leuten im Schlaf das Blut aussaugen.

Südamerika ist das Vaterland dieser großen Fledermäuse, welche des Nachts, an Menschen und Vieh, das wahre Geschäfte der Vampyrs ausüben, und ihnen das Blut aussaugen. Man hat

sie auch bereits in die erste Ordnung der menschenähnlichen Saugthiere, — unter die Primaten — aufgenommen, und sie Vespertilio Spectrum, oder *Vampyrus*, den Vampyr genannt. Das Thier ist in der Größe einer jungen Katze, oder eines Eichhorns, von schmutzig gelber Farbe, und der Körper sehr haaricht. Der Kopf fast, wie ein Hundekopf; aber keine Spur von Schwanze. Vorn unter dem Halse sitzen zwo ordentliche Weiberbrüste. Die Zähne erstaunlich spitz und scharf. Die fliegende Haut pergamentartig mit dicken Adern. Ein Geschöpf von furchtbarem und eckelhaftem Ansehen! Ich habe den wahren Vampyr nur ein einzigmal in dem ehemaligen Gründlerischen Naturalienkabinet zu Halle gesehen. Denn die andere Art, die sich in Ostindien, besonders auf Ternate, und andern Australinseln befindet, — Linné's Vampyr, und Büffons Roussette, fliegender Hund — ist der eigentliche südamerikanische Vampyr nicht, sondern lebt von bloßen Baumfrüchten. Diese finden sich auch in den freundschaftlichen Inseln des Südmeers in ganzen Heerden. Forster sahe deren an 500 an einem großen Keulenbaum in verschiedenen Stellungen, bald an den Vorder- bald an den Hinterfüßen hangen. Ueber dem Wasser flattern sie mit ungemeiner Leichtigkeit, auch schwimmen sie zuweilen darin, um des Ungeziefers los zu werden. Sie beißen scharf, wenn man sie böse macht. In Neukaledonien machen die Einwohner aus ihrem Haar, darunter sie die Fäden von dem Halm einer Art Cypergrases

weben, Stricke und Quäste, ihre Keulen damit zu schmücken.

Die Reisebeschreiber von Amerika stimmen darin überein, daß die großen Fledermäuse daselbst, ohne zu wecken, das Blut von schlafenden Menschen und Thieren saugen. Es ist doch in allem Betracht sonderbar, daß der schlafende Mensch keinen Schmerz fühlt, auch nicht davon aufgeweckt wird. Mit den Zähnen können sie es schwerlich verrichten, da diese fast so groß, als bey andern vierfüßigen Thieren sind. Der Mensch, oder das Thier, das einen leichtern Schlaf hat, müßte es fühlen. Eine gleiche Wirkung müßten die Klauen machen, wenn sie damit erst Wunden kratzten, und das Blut aussögen. Es bleibt also nur die Zunge übrig, die doch, nach dem Zeugniß verschiedener Naturforscher, dazu auch nicht geschickt seyn soll. Wir wissen also wirklich noch nicht, womit sie eigentlich den feinen Stich machen, wodurch doch so vieles Blut ausgesogen wird.

„Die Fledermäuse, sagt Condamine, in seiner Reise, die den Pferden, Maulthieren, und so gar den Menschen das Blut aussaugen, wenn diese sich nicht bedecken, oder hinter einem Vorhange schlafen, sind eine allgemeine Plage der heißen Länder von Amerika. Es giebt ihrer daselbst von ungeheurer Größe. Zu Borja und in verschiedenen andern Gegenden, haben sie das Rindvieh gänzlich aufgerieben, welches die Missionarien daselbst eingeführt hatten.“

Es giebt zwo Arten derselben; die eine ist so groß, wie die in Spanien; die andere aber, daß sie von einem Ende der Flügel, bis zum andern, dreyviertel Ellen ausgemacht. Wenn die Schlafenden auch nur die Stirn unbedeckt lassen; so werden sie gewiß gestochen, oder gebissen. Wird zum Unglück eine Ader getroffen; so gehen sie aus den Armen des Schlafs in die Arme des Todes über, wegen der Menge des verlornen Bluts, und weil der Stich so fein ist. Dazu kommt noch, wie einmüthig versichert wird, daß sie, während des Saugens, mit ihren Flügeln die Luft sanft bewegen, und dem Schlafenden eine Kühlung zuwehen, damit er dieß Saugen nicht fühle. Es ist daher nichts ungewöhnliches, daß viele Leute aufwachen, und sich halb ohnmächtig, und mit ihrem eigenen Blute besudelt finden.

Die asiatischen Fledermäuse sind doch auch schon, von den ältesten Zeiten her, in dem üblen Ruf gewesen, daß sie sich des Nachts auf das Blut der Menschen und Thiere zu Gaste bitten. Sonst hätte Herodot nicht sagen können: es gebe große Fledermäuse, welche den Menschen sehr beschwerlich fielen, daß sie genöthiget wären, das Gesicht und den Leib mit Leder zu bedecken, um sich gegen die gefährlichen Bisse derselben zu sichern. Zwar hat Plinius diesem Schriftsteller vorgeworfen: er habe eine Fabel erzählt, und neuere geben ihm Recht, weil die asiatische Rousserte keinen Menschen noch Thiere anfiele. Da wir aber durch die neuern Erfahrungen belehrt sind, daß

es

es in dem heißen Amerika wahre blutdürstige Vampyrs gebe; wer kann es denn beweisen, daß sich diese nicht auch in Asien befinden, und Herodot nicht auf die Roussette; sondern auf diese gezielt habe? Eben so wahrscheinlich ist es, daß die Alten diese seltsam gestalteten Thiere schon gekannt, und ihre Harpyen darnach abgebildet haben. Denn alles: Flügel, Zähne, Klauen, Grausamkeit, Freßbegierde, Blutdurst, und andere schädliche Eigenschaften, die sie ihnen beylegen, passen vollkommen auf unsere Vampyrs.

Die neuesten Nachrichten, die ich von den amerikanischen Vampyrs angeben kann, haben wir dem Abt Gilii vom Lande Guiana, dem Oronokofluß, und den dortigen Wilden zu danken *).

„Unter diejenigen Geschöpfe, welche den Aufenthalt in diesen wilden Gegenden beschwerlich machen, gehören hauptsächlich die Fledermäuse, deren es hier eine unzählige Menge giebt. Gewöhnlich nisten sie sich in den Palmdächern der Hütten ein, und ich glaube, daß allein in meiner sich viele Hundert aufhalten. Wie unangenehme Gäste diese waren, kann sich keiner so leicht vorstellen, der nicht ein Augenzeuge davon gewesen ist. Da in diesen Gegenden ein abgesondertes Gemach oder Boden eine unbekannte Sache ist, und man unmittelbar unter dem Dache wohnt; so ist man unaufhörlich den Unreinigkeiten ausge-

*) Auszugsweise aus dem Italiänischen von Sprengel übersetzt 8. Hamburg 1785. S. 168.

ausgesetzt, welche von den Fledermäusen herunterträufeln, und Geräthe, Kleider, und alles, was in der Hütte ist, beflecken. Die Flecke gehen selten wieder aus, und der Urin ist noch dazu außerordentlich stinkend.“

„Hierzu kommt noch, daß diese Thiere eine ungewöhnliche Begierde nach Menschenfleisch haben, und, indem man schläft, in die Hütten kommen, und die Schlafenden in die äußersten Spitzen der Zehen beißen. Hier lösen sie mit ihren scharfen Zähnen ein kleines Stückchen Fleisch ab, und saugen denn ganz gemächlich das Blut aus, welches aus der Wunde fließt. Das Beste hierbey ist noch, daß äußerst wenige Personen den Biß empfinden, welches, wie einige behaupten, daher kommt, daß diese Thiere im Beißen ganz sanft die Flügel bewegen, und dem Schlafenden damit frische Luft zuwehen, oder vielmehr, weil ihr Biß nicht sonderlich schmerzhaft ist.“

„Ich bin auch nicht ein einzigmal gebissen worden, indem ihnen, wie man sagt, nicht alles Blut schmeckt. Einen Purschen hingegen, den ich zur Aufwartung hatte, machten sie ganz zum Scheusal. Ueberhaupt haben einige Menschen das Unglück, so häufig gebissen zu werden, daß sie alles Blut aus ihrem Körper verlieren, und wie die Leichen umherwandeln. Einige werden auch in die Stirn gebissen, und leiden dabey einen so heftigen Blutverlust, daß sie im Schlafe ihr Leben einbüßen. Daher ist es rathsam, bey Licht, und sehr dicht zugedeckt

gedeckt, zu schlafen. Doch sind es die Menschen nicht allein, denen sie nachstellen. Hunde, Pferde, und andere Thiere werden ebenfalls von ihnen gebissen."

„Es giebt hier zwo Gattungen von Fledermäusen, von denen die eine, von der wir eben geredet haben, unsern Fledermäusen gleich ist. Die andere aber ist ungleich größer, und wird hier Montanarafledermus genannt. Beyde sind äußerst blutgierig. Ich habe einmal die Vorderzähne einer Montanara gesehen, die beynahe die Länge einer gewöhnlichen Stecknadel hatten, und, da ich sie von einer Flügelspitze zur andern, mit einer spanischen Elle maß; so war sie nur zween Finger breit kürzer. Ein bewährtes Mittel, sie aus den Hütten zu vertreiben, hat man noch nicht gefunden. Einigermaßen hilft es, wenn man alle Oeffnungen gut verstopft, und Schwefel, oder, in Ermangelung desselben, Kuhmist verbrennt. So bald man aber Thür und Fenster wieder öffnet, ist alles vorbey. Ihre gefährlichsten Feinde sind die Katzen, die des Nachts von einem Stück Rindvieh auf das andere springen, und sie wegfangen *)."

Die wahren Vampyrs **), oder die fliegenden Hunde von Neu-Spanien, haben in ihrer Abbildung,

*) Wie in den neuesten Reisen einiger Missionarien der Gesellschaft Jesu in Amerika von 1785 versichert wird.

**) S. Berlinische Sammlungen I. 54. II. 425. Abbildung vor dem 5ten Stück d. 2ten B. Die richtigste Beschrei-

dung, wie sie Büffon geliefert hat, viel unterscheidendes von der Roussette der alten Welt. Sie haben nämlich über der erhöheten und wie ein Trichter gestalteten Nase noch einen Busch, den sie nach Belieben ziehen können, und werden deshalb im Lande gehörnte Fledermäuse genannt. In Brasilien führen sie den Namen: Andira Guacu. Nach einigen Berichten aus diesem Lande sollen sie mit ihren spitzen Zähnen den Schlafenden die Adern an Händen und Füßen, so gelinde öffnen, daß sie solches nicht fühlen, bis das Geblüt in die Betten läuft, und nicht ohne große Mühe gestillt werden kann; ja fast tödtlich ist, wofern die gebissene Stelle nicht mit Salzwasser gerieben wird. Die Einwohner zählen die Zunge und das Herz dieser Fledermäuse unter das Gift; zerquetscht aber legen sie dieselben wider das Podagra auf.

Ob

Beschreibung hat Pallas davon gegeben, in seinen Spicileg. Zoolog. Fascic. III, p. 24 — 35, wo sie auch Taf. III sehr richtig abgebildet ist: Vespertilio *Soricinus americanus*, cauda carens, et foliaceo nasi ornamento praeditus. Des Linné V. *Spectrum*, wegen ihres gräßlichen Ansehens. Unter seinem Vampyrus, dadurch er zwar die Roussette versteht, hat er gleichwohl ebenfalls dieses amerikanische Thier beschrieben. In der Größe sind alle drey Arten: Vampyr, Roussette, und Büffons Rouzette unterschieden, wie denn auch die beyden letztern Arten der alten Welt zugehören. Die erste im Fluge, wie eine Taube; die zwote als ein Rabe; die dritte wie eine Henne, besonders auf Bourbon und Madagascar.

Ob man gleich über die Art und Weise, wie die Vampyrs eigentlich die Wunde machen, noch nicht einig ist; so behaupten doch einige, daß es einzig und allein mit der Zunge geschehe. Diese ist so spitz, und mit vielen harten, sehr scharfen, und nach hinten gerichteten Wärzchen versehen, daß sie dadurch wohl vermögend sind ziemlich feine Löcherchen in die Haut zu machen, ohne einen lebhaften Schmerz zu verursachen. Die kleinen Spitzen der Warzen können sich dergestalt in die Schweißlöcher einschmiegen, und weit genug hineindringen, daß sich das Blut, auf das beständige Saugen der Zunge, leicht nach derselben hinzieht.

In der Nachricht von den Surinamischen Fledermäusen*), finden sich doch noch einige ganz besondere Umstände, welche hierher gehören. Den Pferden sind ihre Bisse am gefährlichsten, und so giftig, daß daraus, wenn man die Wunde nicht eilig genug geöffnet, um sie mit einer gewissen Wurzel zu schmieren, eine breite und tiefe Fäulniß im Fleische entstehet, worin sich eine große Menge Würmer erzeugen**), wovon endlich das Thier umkommt, wenn man nicht schleunige Mittel anwendet, diesem Uebel, welches eine Art des Brandes ist, vorzubeugen. Hühner und kleineres Federvieh werden davon ohnmächtig; sie scheinen fest einzuschlafen, und sterben auf der Stelle an dem Verlust ihres Bluts, welches

*) Berlinische Sammlungen I. 54.

**) Weil die Fliegen dazu die Eyer in die Wunde legen.

welches durch die Wunde bis auf den letzten Tropfen ausfließt. Doch sollen sie sich unter allen Thieren am seltensten an das Federvieh machen, weil ihnen die Federn hinderlich sind. Insgemein aber pflegen sie solches an den Kämmen, und an den Keulen zu verwunden.

Wäre man im Stande, durch die Kunst, den natürlichen Trieb dieser Thiere, oder ihre Geschicklichkeit, ohne Aderlaß das Blut abzuzapfen, nachzuahmen; so würde die Arzneywissenschaft, durch ein so leichtes Mittel, das dicke und träge Blut aus dem Körper zu bringen, viel gewinnen. Denn durch die Oeffnung der Blutadern läßt sich solches nicht gut bewirken.

Diese Thiere, sagen diejenigen, welche bisher noch die genauesten Beobachtungen, über die Art ihres Blutsaugens angestellt haben, setzen sich ohne Unterschied an allen Theilen des Körpers an; am liebsten aber an der Seite des Nagels der großen Zehen; an den Knochen des Schienbeins, und an allen Theilen, wo die Haut am festesten über das Fleisch gespannt ist. Bey ihren Bissen streifen sie bloß die Haut in der Rundung von höchstens $\frac{3}{4}$ Linien im Durchmesser; und dieses so glatt, als ob man solche bedachtsam mit einem Scheermesser weggeschnitten hätte.

Der Biß ist nicht empfindlicher, als ein Flohstich, weil man nicht davon erwacht. Regt sich einer dabey im Schlaf; so erschrickt die Fledermaus, und begiebt sich zurück, ohne einen weitern Versuch

zu

zu machen. Schläft man aber so fest, daß man den Biß nicht empfindet; so saugt sie ganz sanft so viel Blut aus, als sie will, welches eben nicht viel auf sich hat. Allein das ist sonderbar, daß nach ihrem Abzuge das Blut immer fort, und so häufig fließt, daß es durch die dicke Hangematte dringt, und an der Erde öfters einen Fleck in der Größe eines Tellers macht. Sicher lassen sie 2 bis 3 Becken Bluts auslaufen. Nach einem einmaligen Biß ist man leichter und aufgreimter, wie vorher. Wird man aber in einer Woche zu oft gebissen, wie es einigen wiederfahren ist, deren süßes Blut diese Thiere alle Nacht herbeylockte; so erfolgt eine große Entkräftung, zuletzt Ohnmacht, und einige sterben wirklich an der Verblutung. Manche, die in einer Nacht zweymal gebissen wurden, konnten des andern Morgens nicht mehr auf den Beinen stehen.

Am allergenauesten, und aus eigener Erfahrung hat der Verfasser der Reise nach Berbice, das Verfahren des wahren Vampyrs, Linne's Vespertilio Spectrum, den Menschen und Thieren das Blut auszusaugen, beschrieben *).

„Am meisten hat man von diesen abscheulichen Geschöpfen zu fürchten, wenn man mit bloßen Füßen in den Hangematten schläft. Alsdann kommen sehr leicht

*) Sammlung seltener und merkwürdiger Reisegeschichten, mit Blumenbachs Vorrede I. Theil Memmingen 8. 1789. Adrian Berkels Reise nach Berbice und Surinam, 1670 — 1680. S. 177.

leicht die Zehen, aus denen sie das Blut auszusaugen wissen, zu Schaden. Es ist mir dieß selbst ein- oder zweymal begegnet, so daß ich aus Erfahrung davon sprechen kann. Sie wissen es sehr behende anzufangen. Erst thun sie einen Biß, und dann fliegen sie weg, um zu sehen, ob der, den sie gebissen haben, auch aufwacht. Geschieht dieß nicht; so setzen sie sich auf den Zeh, und saugen sich dick voll Blut. Eben so wurde auch unsern jungen zahmen Tauben oft das Blut ausgesogen, so daß wir sie in Menge todt liegen fanden."

Der berühmte *Kircher* *) hat eine indianische Fledermaus abgebildet, die er wegen der Größe ihres Körpers: die fliegende Katze, (Cattus volans) nennt. Schwerlich ist dieses Lemur volans *Linn.* sondern dessen Vesp. *Spectrum*, weil er sagt, „daß sie sich in den indischen Wüsten die Einwohner als ihre

*) China illustrata fol. Amstel. 1667. p. 84. Vespertilio, qui ob corporis molem *Cattus volans* dicitur. Ich finde nicht, auch nicht in *Erxl.* Mammal. daß diese Abbildung, wie auch des Tiegers p. 83. Vera Tigridis forma, in irgend einer naturhistorischen Schrift angeführt sey.

Nehmen wir alle diese Nachrichten zusammen; so treffen es diejenigen wohl am richtigsten, welche behaupten, daß sie durch das geschwinde Abziehen eines Stückchen Fleisches mit ihren scharfen Zähnen den Blutfluß verursachen. Man schneide sich einmal mit einem scharfen Federmesser vorn an der Spitze des Fingers oder Zehes ein Scheibchen ab, und man wird das Blut nicht stillen können.

ihre delikateste Speise aussuchten, und so wohl in China und Surate, als in den anliegenden Inseln, wie auch in Brasilien, des Nachts den Heerden das Blut, und die Milch aussögen.“

LII.

Naturgeschichte des Theebaums*).

Fast keine Pflanze der Erde ist auf der Erde in so allgemeinem Gebrauch, als die Theepflanze. Allein um die wahre Naturgeschichte derselben sind die meisten Theetrinker unbekümmert, und wir müssen auch gestehen, daß wir sie zeither noch nicht so genau und vollständig gehabt haben, als sie es verdiente, untersucht und bekannt zu werden. Am vollständigsten hat sie bisher noch immer unser Linné**) geliefert. Sonst glaubte man: aller Thee sey von einerley Pflanze, und der Unterschied rühre bloß von besondern Nebenumständen: Alter, Sammlung und Zubereitung her. Jetzt aber nimmt Linné mit dem Engländer Hill an, daß der braune Thee allein von der Staude mit sechsblätterigen Blumen, genommen

*) Aus dem European Magazine. Febr. 1788. p. 84. Von Goeckingk übersetzt, und mir gütigst mitgetheilt; mit einigen von mir eingerückten Erläuterungen.

**) Amoenitates academicae. Holmiae 1769 Vol. VII. p. 296. Diss. XII. Potus *Theae*.

werde. Die erste Art heißt Thea bohea, und ist vom Kämpfer am besten gezeichnet. Die andere Art, Thea viridis, unterscheidet sich, außer den Blumen, durch die längern und schmälern Blätter.

Man hat sich lange vergeblich bemühet, die wahre Theestaude nach Europa zu bringen, weil man aus sichern botanischen Gründen wußte, daß sie auch bey uns, ohne kostbare und beschwerliche Wartung wachsen müsse. Allein die klugen Chineser gaben den Europäern ähnliche Pflanzen, gemeiniglich Cassine, oder Camellia, statt des wahren Thees. Endlich aber brachte doch der Supercargo Eckeberg 1763 einige wahre Pflanzen mit nach Schweden, die unterweges, nach des Ritters Rath, bey der Abfahrt aus China in die Erde gesteckt waren, und glücklich aufgiengen, von denen noch vor einigen Jahren eine Pflanze eine gute Spanne lang gewesen ist. Ein Holländer, der lange Zeit in China gewesen war, und sich nachher in Südamerika niederließ, hat daselbst auch viele Theepflanzen aus Saamen gezogen.

Erstaunen muß man indessen doch über die Menge von Thee, welche jährlich nur allein in London verbraucht wird. Es werden in dieser Stadt jährlich an die dreyzehn Millionen Pfund getrunken, und es sind daselbst auf 350000 Theehändler und Theeschenken *).

Die

*) S. Baldingers neues Magazin für Aerzte VII. B. S. 189.

Die afrikanischen Neger pflegen eine besondere Art von Thee zu trinken. Ein Reisender *) wurde auf einer ansehnlichen Negerey, des Morgens vor Aufgang der Sonne, durch das beständige Ausrufen auf der Straße aufgeweckt: kauft Flatta; das Wasser ist heiß. Es waren Mädchen, die Thee zum Verkauf ausschrieen. Er besteht darin, daß sie einen Topf mit Brey aus türkischem Weizen unter dem Arm, und einen andern mit heißem Wasser auf dem Kopfe tragen. Kommt nun Jemand, der etwa für einen Schilling von diesem Thee verlangt, so geben sie ihm einen großen Löffel voll von dem Brey in eine Kürbisschaale, und dann ein halb Nößel heißes Wasser darauf. Der Käufer rührt es mit dem natürlichen Theelöffel, dem Finger, um, und das ist sein Frühstück, worunter einige wohl Honig mischen.

Ich wüßte nicht, daß wir eine vollständigere Naturgeschichte des Thees hätten, als ich von der folgenden mit Grund rühmen kann.

„Diese Art Pflanzen, welche die Botaniker Thea nennen, gehört in die Klasse Trigynia. Von diesem Geschlechte nimmt Linné zwo Species an, nämlich den Thee = Boy (Bohea tea), der Blumen mit sechs Staubfäden hat, und den grünen Thee, mit Blumen von neun Staubfäden. Dr. Lettsom in seiner Beschreibung der Theepflanze, hält es für wahrscheinlicher, daß es nur eine Species gebe, und daß

*) S. Iserts Reisen nach Guinea S. 138.

der Unterschied zwischen dem grünen Thee, und Thee Boy, von der Natur des Bodens, der Kultur, dem Alter, und der Art, die Blätter zu trocknen, herrühre. Er fügt hinzu: man habe auch bemerkt, daß eine Staude grüner Thee, die in die Gegend von dem Thee-Boy verpflanzt worden, Thee von der letztern Art, und so auch im umgekehrten Falle, trage, und daß, ob er gleich mehrere hundert Blüten, so gut aus grünem Thee, als von Thee-Boypflanzen untersucht habe, dennoch unter beyden, nach ihren botanischen Kennzeichen, kein Unterschied gewesen sey."

„Die Theestaude wächst gern in Thälern am Fuße der Berge, und an den Ufern der Flüsse, wo sie der Mittagssonne ausgesetzt ist; doch kann sie eine beträchtliche Verschiedenheit in Ansehung der Hitze und Kälte vertragen. Denn sie blühet in dem nördlichen Klima von Pecking so gut, als um Canton herum, und man hat gefunden, daß der Grad von Kälte in Pecking im Winter eben so stark sey, als in einigen der nördlichen Theile von Europa. Der beste Thee wächst indeß in einem milden gemäßigten Klima; und die Gegend um Nanking bringt daher bessern Thee hervor, als Pecking und Canton, zwischen welchen beyden Orten jener liegt."

„Der Stamm gleicht dem Pfirsichbaume; die Blätter sind grün, nach der Spitze zu länglicht, ziemlich schmal, anderthalb Zoll lang, und rund herum eingekerbt. Die Blume ist der von einer wilden Rose sehr ähnlich, nur kleiner. Die Frucht

ist,

ist von verschiedener Gestalt, zuweilen rund, zuweilen lang, bald auch dreyeckicht, und von der Größe einer gewöhnlichen Bohne. Sie enthält zwey bis drey mäusefarbene Saamenkörner, wovon jedes einen Kern einschließt. Durch diese Saamenkörnchen wird die Staude fortgepflanzt. Man legt eine Anzahl von 6, bis zu 12 oder 15 Stück unter einander in ein Loch, vier bis fünf Zoll tief, eins von dem andern in gewisser Weite entfernt. Die Körner wachsen ohne weitere Wartung auf. Die fleißigsten Pflanzer reinigen das Land von Unkraut, und düngen es. Die Blätter, welche hervorkommen, sind nicht eher zum Pflücken tauglich, als im dritten Jahre. Dann sind sie aber in größter Menge, und bester Güte."

„In ungefähr sieben Jahren erreicht die Staude Manns Höhe, und, da sie dann nur wenige Blätter treibt, weil sie zu langsam wächst; so hauet man sie am Stammende ab, worauf, im folgenden Jahre, eine Menge neuer Sprossen mit Blättern hervorschießen. Einige warten mit dem Abstämmen, bis die Stauden zehn Jahre alt sind. In Japan pflanzt man die Theestauden um die Felder herum, ohne Rücksicht auf den Boden. Da die Chineser aber beträchtliche Quantitäten von Thee versenden; so bepflanzen sie ganze Felder damit."

„Die beste Zeit, die Theeblätter zu sammeln, ist die, wenn sie noch klein, jung, und voll Saft sind. Die verschiedenen Zeiten, wo sie gepflückt werden, hat Kämpfer besonders angemerkt. Die Blätter

werden sorgfältig, eins nach dem andern, gepflückt, und, so langweilig diese Beschäftigung auch scheint, so sind die Arbeiter dennoch im Stande, so viel zu thun, daß Einer in einem Tage von vier, bis zu zehn, ja funfzehn Pfund pflücken kann.“

„Die Theestauden, welche oft die feinsten Blätter geben, wachsen an den steilsten Abschüssen der Hügel, wo es gefährlich, ja in manchen Fällen unmöglich ist, sie zu belauben. Man sagt, daß die Chineser diese Schwierigkeit durch eine besondere Erfindung überwinden. Sie beunruhigen die großen Affen, welche diese Klippen bewohnen, die denn aus Rache Zweige abbrechen, und herunter werfen, so daß man auf die Art Blätter erhält.“

„Die Schuppen, oder Trockenhäuser, die zur Zubereitung des Thees errichtet sind, enthalten fünf bis zehn, auch wohl zwanzig kleine Oefen, jeder ungefähr drey Fuß hoch, oben mit einer breiten, flachen eisernen Pfanne. Hier steht auch ein langer, niedriger Tisch, mit Matten bedeckt, worauf die Blätter gelegt, und von Leuten, die rund umher sitzen, aufgerollt werden. Wenn die eiserne Pfanne, bis zu einem gewissen Grade, durch ein gelindes Feuer, das unten im Ofen angemacht wird, erwärmt ist; so werden einige Pfund frisch gepflückter Blätter darauf gelegt. Die frischen Blätter voll Saft knacken, wenn sie die Pfanne berühren, und einer von den Arbeitern wendet sie so geschwind, als möglich, mit den bloßen Händen um, bis sie so heiß werden, daß er es nicht mehr aushalten kann. Dann nimmt

er

er die Blätter mit einer Art von Schippe ab, die einem Bächer ähnlich ist, und schüttet sie auf die Matten. Die Abeiter nehmen davon eine kleine Quantität, rollen sie in der flachen Hand nach einerley Richtung, indeß andere die übrigen schwingen, damit sie desto schneller kalt werden, und ihre Krause länger behalten. Dieses Geschäft wird zwey- bis dreymal wiederholt, auch wohl noch öfter, ehe man den Thee in die Niederlagen bringt, damit alle Feuchtigkeit aus den Blättern ganz vertrieben, und ihre Krause vollkommener erhalten werde. Bey jeder Wiederholung wird die Pfanne weniger erwärmt, und die Verrichtung geschieht langsamer und vorsichtiger. Der Thee wird dann nach seiner verschiedenen Güte sortirt, und entweder zum häuslichen Gebrauch, oder zur Verschickung aufbewahrt."

„Die Chineser wissen nichts von Kayserthee, Blumenthee, und andern Namen, deren man sich in Europa bedient, um die Güte, und den Preis von diesem Modegetränke zu bestimmen; allein außer dem gemeinen Thee, unterscheiden sie noch zwey andere Sorten, nämlich den Voui und Soumlo, die für Leute von hohem Stande und für Kranke aufbewahrt werden."

„In Europa haben wir vorzüglich zwey Arten von Thee, nämlich grünen, welches der gemeine Thee der Chineser ist, der im April von den Stauden gesammelt wird. Man hält dafür, daß er die Verdauung befördere, und eine zusammenziehende

Kraft habe. Dem Wasser giebt er eine blaßgrüne Farbe, und seine Blätter sind sehr in einander verwickelt. Die zweyte Art ist der Thee-Boy; bey den Chinesern der Boui-The, oder Bou-teha. Der Frater le Compte nimmt nur den einzigen Unterschied zwischen diesem und dem grünen Thee an, daß jener einen Monat früher, als dieser gepflückt wird, nämlich im März, wenn er Knospen hat; daher kommt sowohl die Kleinheit der Blätter, als die dünklere Farbe, die er dem Wasser giebt. Andere halten ihn für einen Thee, der aus einer besondern Provinz komme, da man gefunden hat, daß der Boden eben so sehr eine Veränderung in den Eigenschaften des Thees bewirkt, als die Zeit des Belaubens. Aller Thee wird zu Nanking gekauft, und von da nach Europa gebracht, wo das Theetrinken jetzt sehr im Schwange ist.“

„Was den Unterschied in der Farbe, und den Geruch, welche diesen beyden Arten eigen sind, wie auch die Verschiedenheit hierin betrifft; so glaubt Dr. Lettsom Grund zu der Vermuthung zu haben, daß dieß einigermaßen zufällig, oder ein Werk der Kunst sey. Sachverständige, die sich eine Zeitlang in Canton aufhielten, haben ihn versichert, daß der Thee, in der Gegend, so lange er wächst, sehr wenigen Geruch habe. Eben das hat man bey den Theepflanzen bemerkt, die jetzt in England sind, wie auch von den trocknen Stauden aus China. Indeß kann man doch, seiner Meynung nach, daraus noch nicht schließen, daß die Kunst allein, jeder

Art

Art den, ihr eigenen Geruch, mittheile. Denn unsere Grasgewächse z. B. haben wenig oder keinen Geruch, so lange sie nicht getrocknet, und zu Heu gemacht sind.“

„Die Meynung, daß der grüne Thee seine Farbe von dem Grünspan der Kupferplatten annehme, worauf, wie man annimmt, die Blätter zugerichtet, oder getrocknet würden, hat, nach seiner Versicherung, keinen Grund. Der Aufguß auf den feinsten Kayser- oder Blumenthee, leidet durch eine Beymischung von flüchtigem Alcali keine Veränderung, welches doch den kleinsten Theil Kupfer, das darin enthalten wäre, dadurch entdecken müßte, daß es die Flüßigkeit blau färbte.“

„Die zarte grüne Farbe dieses Thees hat man mit eben so wenig Grunde dem Vitriol zugeschrieben; denn dieses metallische Salz, in Wasser aufgelößt, würde die adstringirende Materie der Blätter sogleich angreifen, und den Aufguß in Tinte verwandeln, wie es der Fall ist, wenn man zum Thee Wasser nimmt, worin glühendes Eisen abgekühlt worden (Stahlwasser).“

„Im Ganzen hält es Dr. Lettsom nicht für unwahrscheinlich, daß aus irgend einer vegetabilischen Substanz eine grüne Farbe bereitet, und zum Färben der Blätter des grünen Thees gebraucht werde. Neumann vermuthet, daß die braune Farbe, und der Geruch des Thees, ein Werk der Kunst sey. So wohl der grüne Thee, als der Thee-Boy haben einen angenehmen Geruch, und einen leichten, bitter-

lichen,

lichen, ein wenig zusammenziehenden Geschmack; mit einer Solution von Vitriol, worin glühendes Eisen gelöscht worden, geben sie eine tintenhafte Schwärze. Ihren Geruch und Geschmack theilen sie so wohl einer Auflösung von Wasser, als von Spiritus mit, so wie der grüne Thee dem Wasser seine eigenthümliche grüne Tinktur, und der Thee-Boy, seine braune Farbe giebt; beyde aber färben den rektifizirten Spiritus schön dunkelgrün. Der Extrakt, welchen man erhält, wenn man das Menstruum von der filtrirten Tinktur gelinde abzieht, ist ziemlich adstringent, und nicht wenig unangenehm; aber der Spiritus noch weit mehr.“

LIII.

Fortsetzung des zwey und funfzigsten Stücks.

„Savary gedenkt einer Sorte rothen Thees, oder tartarischen Thees, Honaan-Teha genannt, der das Wasser blaßroth färbt, und der, wie man sagt, die Verdauung sehr befördern soll. Daher denn, wie man glaubt, die Tartarn sich dessen bedienen, um desto eher rohes Fleisch essen zu können. Sein Geschmack ist erdartig, und bey weitem unter allen am wenigsten angenehm. Bey uns ist indeß diese Art kaum bekannt.“

„Man muß den Thee wählen, der den lebhaftesten Geruch hat, und am wenigsten zerkrümelt ist.

Vor-

Vorzüglich muß man dafür sorgen, daß er nicht der Luft ausgesetzt werde; wodurch er verdunstet, und seinen Geschmack verliert. Der Trank, den man von Thee macht, wird in China, und im größten Theile des Morgenlandes auf die nämliche Art bereitet, als in Europa: nämlich, daß man die Blätter in kochendes Wasser thut, und den Aufguß heiß trinkt. Bey uns ist es zwar üblich, seine Bitterkeit durch Zucker zu mildern; aber nach morgenländischer Art trinkt man ihn, ohne Zucker, oder Milch hinzuzuthun. Von den Japanern sagt man indeß, daß sie diesen Trank auf eine etwas verschiedene Art zubereiten. Sie reiben nämlich die Blätter zu Staub, rühren diesen in heißem Wasser um, und trinken dann diesen Thee, so wie wir den Kaffee. Doch nach den Nachrichten des du Halde ist diese Zubereitung nicht bloß den Japanern eigen; sondern auch in einigen Provinzen von China in Gebrauch."

„Das gemeine Volk, das schlechten Thee nimmt, kocht ihn wohl im Wasser, und macht dieses zu seinem gewöhnlichen Haustranke. Früh Morgens wird zu dem Ende ein, mit Wasser gefüllter Kessel über das Feuer gehangen, und der Thee wird entweder in einen Beutel gebunden, und in den Kessel gethan, oder in einem Korbe von einer eigenen Form auf den Grund des Gefäßes niedergedruckt, damit man das Wasser bequemer darauf gießen könne. Man bedient sich hierzu bloß des Bantsjaa-Thee, dessen Kraft, da sie fixirter ist, durch einen Aufguß nicht völlig herausgezogen wird."

„Die

„Die Chineser trinken bey allen Gelegenheiten Thee, besonders bey Mahlzeiten. Es ist das vornehmste, womit sie ihre Freunde bewirthen. Die sich seiner am mäßigsten bedienen, trinken ihn doch täglich dreymal; andere wohl zehn und mehrmale, und dennoch rechnet man, daß die Thee-Consumtion unter den Engländern und Holländern verhältnißmäßig so groß sey, als unter den Morgenländern.“

„In Rücksicht auf die Handlungsgeschichte des Thees müssen wir bemerken, daß solcher zuerst durch die holländische ostindische Kompagnie, im Anfange des vorigen Jahrhunderts, in Europa eingeführt wurde, und daß eine Quantität durch die Lords Arlington und Osory, im Jahre 1666, aus Holland nach England gebracht ward. Zu der Zeit ward das Pfund zu 60 Schilling (18 Thlr. Sächs.) verkauft. Doch es scheint, daß das Theetrinken noch vor dieser Zeit, selbst auf öffentlichen Kaffeehäusern in England, nicht ungewöhnlich war. Denn im Jahr 1660 ward eine Taxe von 8 Pf. auf jede Gallone gelegt, die von diesem Tranke in den Kaffeehäusern gemacht, und verkauft wurde.“

„Der gegenwärtige Verbrauch davon ist unermeßlich. Dr. Lettsom sagt: man habe ihn versichert, daß jährlich wenigstens drey Millionen Pfund zum innern Gebrauch in England verzollt würden, worunter die unglaubliche Quantität nicht begriffen ist, die durch Schleichhändler eingebracht wird, und daß die ostindische Kompagnie im Durchschnitt einen Vorrath für drey Jahre in ihrem Waa-

renla-

renlager habe. Nach einer Verordnung des jetzigen Königes soll der ostindischen Kompagnie nicht eher erlaubt seyn, Thee auszuführen, als wenn in ihren Magazinen ein Vorrath von zehn Millionen an Gewicht liegen bleibt.“

„Ueber die Eigenschaften des Thees hat man sehr gestritten. Die morgenländischen Völker haben wenigstens eben so gut eine hohe Meynung von seinen Kräften, als die Europäer. Vielleicht daher, weil die Einbildung ihre Gewalt dort nicht minder als hier ausübt. Man schreibt es dem Gebrauch dieser Pflanze zu, daß das Podagra und die Steinplage in China unbekannt sind.“

„Der Thee wird als die größte aller Arzeneyen erhoben. Mäßig, und zu rechter Zeit gebraucht, wirkt er, als ein gelindes zusammenziehendes und stärkendes Mittel. Er stärkt den Magen und die Eingeweide, und ist gut wider Uebelkeiten, Unverdaulichkeit (Indigestionen) und Durchfälle. Auch treibt er den Harn und Schweiß. Der unmäßige Gebrauch ist indessen schon manchen so nachtheilig gewesen, daß sie das Wasser nicht haben halten können.“

„In Europa ist der Trank von Theeblättern von einigen unmäßig getadelt, von andern empfohlen worden. Die natürliche Folgerung, welche man aus den entgegengesetzten Meynungen, selbst der Aerzte, die über diesen Gegenstand geschrieben haben, ziehen kann, scheint diese zu seyn: daß der Thee weder schädliche, noch heilsame Kräfte, von irgend

einem

einem beträchtlichen Belang, besitze. Mäßig gebraucht, scheint er größtentheils unschuldig, in einigen Fällen zuträglich, in einigen andern offenbar nachtheilig. Er verdünnt dicke Säfte, stillt den Durst, und geht durch die natürlichen Absonderungen leichter wieder ab, als andere wässerichte Flüßigkeiten. Er ermuntert die Lebensgeister bey Trägheit und Schläfrigkeit, und scheint der Wirkung geistreicher Getränke Widerstand zu thun."

„Da der Thee eine zusammenziehende Kraft besitzt, so hat man zwar dafür gehalten, daß er die festen Theile stärke; aber die Erfahrung bestätiget diese Wirkung nicht. Bey Unpäßlichkeiten, und solchen Leibesbeschaffenheiten, worin stärkende Mittel am dienlichsten sind, ist der Thee vorzüglich schädlich, so auch kalten, trägen Naturen, und in der Bleichsucht, Wassersucht, Nerven-Krankheiten, oder in kachektischen Zufällen."

„Dr. Lettsom hat die medizinischen Eigenschaften und Wirkungen des Thees vorzüglich untersucht. Nach seinen Bemerkungen trug der Aufguß von Thee-Boy und grünem Thee dazu bey, kleine, darin gelegte Fleischstückchen, frisch zu erhalten. Er schließt daraus, daß er eine, der Fäulniß widerstehende Kraft habe, wenn man ihn bey todten animalischen Substanzen anwendet. Daraus, daß er mit Salz und Eisen eine Purpurfarbe annimmt, leitet er seine adstringente Eigenschaft her."

„Aus andern Versuchen folgert er, daß die Kraft des Thees vorzüglich in seinen duftenden flüchtigen

Theil-

Theilchen liege, und daß, wenn sein Gebrauch dieser oder jener Konstitution zuträglich, oder nachtheilig ist, dieß vornämlich von dem Stoff herrühre, den er ausdunstet. Er hält dafür, daß das rathsamste sey, sich mehr des Tranks von den gewöhnlichen Sorten zu bedienen, die weniger von diesem flüchtigen Duft bey sich führen, oder daß man den Thee einige Minuten kochen lusse, um diesen flüchtigen Theil zu zerstreuen, dem man Schuld giebt, daß er die Ursache der Nervenzufälle sey, die durch den Gebrauch dieses Tranks zuweilen hervorgebracht, oder vermehrt werden sollen. Durch dieses Verfahren wird man zugleich die fixirten, bittern, dem Magen zuträglichen Theile dieses Gewächses herausziehen.«

»Dr. Lettsom, der von den zufällig schädlichen Wirkungen dieses flüchtigen Stoffs, vorzüglich bey den feinern Theesorten, völlig überzeugt zu seyn rühmt, empfiehlt diese eben gedachte Art der Zubereitung, oder man soll den Extrakt aus den Blättern, statt der Blätter selbst nehmen, wodurch die nervenschwächende Wirkung, die der Thee hervorbringt, wenn man ihn auf die gewöhnliche Art trinkt, um vieles vermindert werden soll. Dieser Extrakt kommt aus China in der Gestalt kleiner Kuchen, wovon jeder nicht über eine Viertel-Unze wiegt. Zehn Gran davon sind für eine Person zum Frühstück hinreichend, und man kann ihn für die, welche die schädliche Eigenschaft der flüchtigen Theile dieser Pflanze erfahren, durch bloßes Kochen und Verdünsten unschädlich machen.«

„Es ist ferner zu bemerken, daß, wenn man viel von irgend einem warmen wässerichten Getränke zu sich nimmt, dieß schneller in den Umlauf des Geblüts übergeht, und eben so schnell durch den Urin, oder die Ausdünstung, oder durch vermehrte andere Ausleerungen wieder abgeht. Die Wirkung auf die festeren Theile ist relaxirend, und daher schwächend.“

„Wenn man solche warme wässerichte Flüssigkeiten in beträchtlicher Menge genösse: so würde die Wirkung davon verhältnißmäßig, und noch größer seyn, wenn man sie statt der Nahrung zu sich nehmen wollte. Indessen hat der Theetrank diese zwey besondern Eigenschaften: daß er nicht nur besänftigend, sondern auch ziemlich adstringent ist. Dadurch wird die relaxirende Kraft, die eine bloß wässerichte Flüssigkeit hat, in diesem Falle einigermaßen gehoben. Vielleicht ist er weniger nachtheilig, als manche andere Kräutertränke, die, außer einem geringen aromatischen Geruch, wenig oder gar keine stopfende Kraft besitzen, um ihren relaxirenden schwächenden Wirkungen zuvorzukommen.“

„In so fern daher der Thee nicht von der feinen Art ist, und, wenn man ihn weder zu heiß, noch in zu großer Quantität trinkt; so ist er vielleicht jedem andern bekannten Tranke aus dem Pflanzenreiche vorzuziehen. Und wenn man zugleich in Betracht zieht, daß er die bekannte Kraft hat, zu ermuntern; so ist es klar, daß unsere Anhänglichkeit an ihn

eigentlich daher rühre, daß er vor den meisten andern Pflanzen in Geschmack und Wirkung den Vorzug behauptet" *).

LIV.

Ein Stückchen Menschenhaut.

Die Schönheit des Menschen besteht nicht so wohl in der Feinheit seiner Haut, als in der verhältnißmäßigen Lage und Einrichtung seiner körperlichen Theile. Nicht ein Theil, nicht bloß das Gesicht, macht die Schönheit aus; sondern das Ganze. Daher können wir uns auch von der Schönheit keinen vollkommen deutlichen Begriff machen.

Das gewöhnliche Urtheil von Schönheit betrifft mehrentheils nur das Gesicht. Man sagt: das ist ein schönes Frauenzimmer: nicht weil es überhaupt eine reizende, regelmäßige Bildung, sondern weil es ein schönes Gesicht hat. Wie viele solcher Schönen hat die Eitelkeit so eingenommen, daß sie die wahre Schönheit verkennen, und solche bloß in

*) Von dem schönen Thee in Nordcarolina aus den Blättern des Ilex Caſſine Linn. eines mittelmäßig hohen, aber schönen Strauchs mit immer grünen Blättern und rothen Beeren in sandichten Gegenden, S. Schöpfs Reisen durch einige der nordamerikanischen Staaten ꝛc. ꝛc. II. 176.

ihrem Gesichte und im Spiegel suchen? Auf ein Bischen feine Haut können sie so stolz seyn, daß sie darin ihr ganzes Verdienst setzen, und andere verachten, die öfters unter einer gröbern Haut, und vernarbten Gesicht eine weit schönere Seele haben.

Woher kommt das? Ihr kennet euch selbst nicht, und die Vergänglichkeit eines Guts, worauf ihr euch so viel einbildet. Wie bald kann die schönste Gesichtslarve durch die Pocken in wenigen Stunden in den gräßlichsten Anblick verwandelt, oder durch eine andere Krankheit entstellt werden? Ist das also ein Grund, worauf der Stolz fußen kann? Dieß nicht allein. Die schönste, feinste Haut, die wir oft so schmachtend küssen, so sehr bewundern, kommt unsern Augen nur so vor, weil wir dadurch nichts weiter, als eine weiße glatte Fläche wahrnehmen, unter welcher die schöne Rosenfarbe des Bluts lieblich schimmert. Ein mäßiges Glas wird uns einen großen Unterschied entdecken; ein stark vergrößerndes, Schrecken und Entsetzen bringen. Denn dadurch erblicken wir etwas ganz anderes, als wir vorher mit bloßen Augen sahen. Berg und Thal erscheinen. Tausend Millionen Schuppen machen den Panzer aus, der das schönste Mädchen umgiebt. Adern und Aeste durchkreuzen die vermeynte feine Haut, und es ist nicht anders, als ob wir eine neue Welt vor uns hätten. So täuscht das bloße Auge. So hebt es das Vergrößerungsglas zu erstaunlich großen Wundern der Macht und Weisheit des Schöpfers — an einem Stückchen Menschen-

schenhaut in der Größe eines Hirsenkorns, die oft das Idol der Eitelkeit und Abgötterey gewesen ist.

An dir selbst, o Mensch! wirst du die größten Wunder im Kleinen gewahr werden, wenn du nur Sinn und Herz für dieselben haben willst, sie zu erkennen und zu empfinden. Du bist dir selbst ein Wunder. Fast alle Wunder der Herrlichkeit, Macht und Weisheit deines großen Schöpfers, sind in dir vereiniget. Dieß erkannten die Alten schon, und nannten den Menschen: die kleine Welt. Nicht das künstlich gebildete Auge und Ohr des Menschen wollen wir jetzt bewundern; sondern bloß ein Stückchen Menschenhaut soll unser Lehrer seyn. Wir dürfen nur unsre Hand vor die Augen halten, und ein Theilchen der Haut, in der Größe eines Sandkorns, mit einem gut vergrößernden Glase besehen; so wird uns nicht anders zu Muthe werden, als wenn wir Felsgebirge, Klippen und Thäler, auf welchen ein Wald stände, vor Augen hätten.

Das glaubst du nicht, lieber Mitbürger! Mein Gärtner glaubte es anfänglich auch nicht. Allein das Vergrößerungsglas, und der Augenschein bekehrte ihn bald. Zu dieser Bekehrung, mein Freund! hoff' ich dich auch bald zu bringen. Nimm das Glas, betrachte deine Haut, und folge mit dem Auge meiner Beschreibung.

Die ganze Menschenhaut ist von außerordentlicher Einrichtung. Man muß sie eben so sehr bewundern, als wenn man ein Stückchen innere Haut

des menschlichen Magens betrachtet, das mit unzähligen Fibern durchflochten ist, die sich alle zusammenziehen, wenn sie durch ein Brechmittel gereizt werden, und das Brechen zuwegebringen. Die Menschenhaut besteht aus lauter Schuppen, die wie Fischschuppen über einander liegen. In diesen Panzer ist der ganze menschliche Körper eingeschlossen, und darunter sorgfältig verwahrt. Wie wollten sonst die zarten Blutgefäße gesichert seyn? O! wie hat der gütige Schöpfer für unsere Sicherheit gesorgt! Wir wissen es selbst nicht einmal, daß wir einen solchen Schutz um uns tragen, wenn es uns nicht das Glas gelehrt hätte. Denn es sind diese Schuppchen so klein, daß 200 derselben von einem Sandkörnchen bedeckt werden. Erstaunen wir über diese Kleinheit; so müssen wir über die regelmäßige Ordnung, worin sie gelegt sind, noch mehr erstaunen. Jedes Schuppchen wird wieder von drey andern bedeckt, so daß nur ein Drittel davon zu sehen ist. Da sie nun über einander liegen; so ist dieß vielleicht eine Ursache, daß die Haut unseres Körpers in unserem Klima weiß aussiehet. Merkwürdig ist es, daß sie um den Mund, und um die Lippen herum, nicht über einander liegen; sondern einander begegnen. Daher scheint hier das Blut durch, und die Lippen sehen roth aus.

Die Lage dieser Schuppen macht, daß der menschliche Leib von einer zwiefachen Haut: einer gröbern und feinern, bedeckt wird. Die feinere liegt unter den Schuppen der äußerlichen. Und diese

ist

ist es, die man mit einem scharfen Scheermesser zwischen den Fingern wegnehmen muß, wenn man vorher erst ein Blättchen der obern weggeschnitten hat. Gleich auf derselben Stelle wiederhole man den Schnitt; so hat man die eigentlich feine Haut des Menschenkörpers. Damit sich das Scheibchen aber nicht rolle; so lege man es gleich zwischen zwo Glasplatten. Dieß gehört eigentlich für das Mikroskop. Es darf nicht größer als ein Sandkörnchen seyn, und es enthält dennoch eine Welt von Wundern. Es giebt sich dieß feine Häutchen los, wenn man sich verbrannt hat, und füllt sich mit Wasser, welches die Feuchtigkeiten sind, die durch die Schweißlöcher ausdünsten.

Zu diesen Wundern gehören auch die unendlich kleinen Schweißlöcher, oder Pori, wie man sie zu nennen pflegt. Durch diese geschehen beständig die, für die Gesundheit des Menschen so nothwendigen und heilsamen Ausdünstungen der überflüßigen Feuchtigkeiten. Werden diese gehemmet, oder unterbrochen, wie gemeiniglich durch Erkältung geschiehet; so verstopfen sich die zarten Oeffnungen von den stockenden Säften. Die Materie bleibt im Körper, und wird die erste Quelle gefährlicher Krankheiten. Ganz anders ist die Einrichtung der Haut des Hundes, die nicht mit dergleichen Löchern versehen ist; daher auch der Hund nicht schwitzen kann.

Man muß billig erstaunen, wenn man ein solches Stückchen Haut erst mit bloßen Augen, und hernach unter dem zusammengesetzten Vergrößerungs-

glase, betrachtet. Welch ein veränderter Anblick! Hier sieht man das zarteste Netzchen mit unzähligen feinen Oeffnungen so deutlich, als an einem feinen, mit Nadeln durchstochenen Stückchen Postpapier, wenn es gegen das Licht gehalten wird. An der äußern Haut kann man diese Poros nicht so deutlich wahrnehmen, weil sie von den Schuppen derselben verdeckt werden. Die Rechnung, welche die Naturforscher nur so ungefähr von der Menge dieser Schweißlöcher gemacht haben, wird uns in noch größeres Erstaunen setzen.

Man rechnet überhaupt, daß ein Sandkörnchen 200 solcher Schuppen bedecke, und daß unter einem einzigen Schuppchen 500 Pori liegen. Wie viele müssen nun wohl an deiner ganzen Haut befindlich seyn, o Mensch! durch welche du alle Augenblicke so viele Ausdünstungen unvermerkt von dir giebst, die dir ein tödtendes Gift würden geworden seyn, wenn sie in deinem Körper zurückgeblieben wären. Muß man die Weisheit anbeten, welche in der Maschine des Körpers so wunderbare Gefäße bereitet hat, welche die Nahrungsmittel verdauen, und in die kostbarsten Lebenssäfte verwandeln; so ist die Weisheit eben so sehr zu bewundern, welche auf der andern Seite eben so künstliche Gefäße angelegt hat, welche die unnützen und schädlichen Theile aus dem Körper führen. Täglich soll der Mensch durch die Ausdünstung fünf Loth verlieren, die wieder durch neue Theile ersetzt werden. Er bekommt

also, nach diesen zufälligen Theilen, alle zehn Jahre einen neuen Körper.

Bey der Berechnung dieser Hautlöcher setzt man zum Grunde, daß 100 solcher Löcherchen in einer Linie, den zwanzigsten Theil eines Zolls ausmachen. Mithin muß ein Zoll 1000 solche Poros, in einer Reihe, fassen; ein Schuh 12000, und ein Quadratschuh 144 Millionen. Man kann ferner annehmen, daß die ganze Oberfläche der Haut eines mittelmäßig großen Mannes 14 Quadratschuh halte; so werden in seiner Haut vierzehnmal 144 Millionen, oder 2016 Millionen Pori seyn. Wie klein sind nun die Kügelchen von Feuchtigkeit, die aus diesen Poris aufsteigen, und wie fein die Röhren, die sie ihnen zuführen? Wenn man schwitzt, und seine Haut durch eine starke Lupe besieht; so wird man die Schweißtröpfchen allenthalben stehen sehen. Allein man denke ja nicht, daß dieß die Kügelchen sind, wie jedes derselben aus einem Poro gedrungen sey. Millionen derselben sind schon in eins zusammen geflossen.

Man macht die Berechnung noch auf eine andere Art, wobey man die Zeit zum Maaßstabe nimmt. Jede Stunde hat bekanntermaßen 60 Minuten, und jede Minute wieder 60 Secunden, oder Pulsschläge, weil die Pulsader eines gesunden Menschen, in einer Minute 60mal zu schlagen pflegt. Es müssen also in einer Stunde 3600; in 24 Stunden 86400; in einem Jahre 31 Millionen, 536000, Pulsschläge geschehen. Nun sind aber an der Oberfläche der

Haut 64mal mehr Pori, als Pulsschläge erfolgen. Folglich müßte ein Mensch 64 Jahre leben, ehe er auf jeden Porum seiner Haut, einen Pulsschlag rechnen könnte.

Wenn dieses mancher nicht begreifen kann; so bedenke er nur, daß das Blut selbst durch so feine Röhrchen geführet wird, die sich noch nicht mit dem Faden einer Spinnewebe vergleichen lassen. Er bedenke, daß die Haut mit den feinsten Fasern durchflochten sey, welche eine Federkraft haben, und sich so wohl ausdehnen, als zusammenziehen können. Dieß war nöthig, weil der Mensch fetter und magerer wird. Es gehen auch durch die Haut selbst die zartesten Blutgefäße; daher blutet man schon, wenn man sich auch nur in die Haut geschnitten hat. Kurz, die Menschenhaut ist so wohl ein Schauplatz der Herrlichkeit Gottes, als jener große Teppich des Himmels, den seine Hand ausgebreitet hat!

LV.

Theologischer Unsinn aus dem vorigen Jahrhundert.

Wenn ein rekanisches oder sonst vernünftig unterrichtetes Schulkind, diese Schrift lesen sollte, die ich hier zum Theil abdrucken lasse, und die mir neulich unter den alten Papieren eines Buchladens in die Hände fiel: würde es glauben, daß sie einen

Prediger

Prediger zum Verfasser habe, und vor etwa 108 Jahren geschrieben sey? So groß ist der Unsinn und das theologische Gewäsche, dem ich beynahe keinen Namen zu geben weiß.

Nimmermehr würde ich diese Scharteke würdigen, noch einmal mit ihr ädles Papier zu verderben, wofern es nicht für unsere Bürger sehr heilsam wäre, die Denkungsart älterer Zeiten kennen zu lernen, um sich durch solche Probestückchen selbst zu überzeugen, daß sie ihren Predigern, die sie vernünftig zu belehren, zu erbauen, und zu bessern suchen, Unrecht thun, wenn sie mit ihnen unzufrieden sind, und sie wohl gar schmähen, so bald sie etwas in dem äußerlichen Gottesdienste ändern, und ihn zweckmäßiger und besser einrichten wollen. Denn ich wollte beynahe bürgen, daß jetzt in der ganzen lutherischen Kirche kein Prediger sey, der im Stande wäre, dergleichen theologischen Unsinn zu schreiben, worin auch, von der ersten Zeile an, bis ans Ende, nicht ein gesunder Menschengedanke zu finden ist.

Man sage von der Aufklärung unsrer Zeiten, was man will; so dächte ich doch, daß wir nur in diesem Punkte, was das Predigtwesen betrifft, schon viel weiter wären, als vor 100 Jahren. Man nehme die Sache nur recht, wie sie zu nehmen ist. Einige gehen freylich darin zu weit, und fordern zu viel. Ist also in diesem oder jenem Stück noch keine völlige Aufklärung; so schreyen sie; es sey gar keine da. Ihr eigener eingeschränkter Erkenntnißkreis ist Schuld daran. Sie wissen zu wenig, und daher ist

ihnen

ihnen auch von der wahren Aufklärung im Reiche der Wissenschaften und Sitten zu wenig bekannt. Meines Erachtens thut man wohl, wenn man sich darüber belehren will, wie weit die Aufklärung in unsern Zeiten gekommen sey, daß man nicht bloß aufs Ganze siehet, sondern sich hier und da ein besonderes Feld, z. B. das Predigtwesen, und dergleichen nehme, und sich belehren lasse, ob solches jetzt, oder vor hundert Jahren, besser gewesen sey.

Hier ist das saubere Stückchen, das ich aber nicht auf einmal liefern werde. Zuerst der Titel:

Des H. Geistes Gevatterschaft

oder aufgerichtete gemachte Freundschaft und Kindschaft mit Gott und den Menschen, umbs Kindleins Jesus willen,

unsres liebsten Pathens,

mit dem vorhergehenden unterschiedlichen Menschengemächte Gottes, Fragweise aufgesetzt.

Denn hier gilts Fragens um die Weisheit; dort bedarf mans nicht Joh. 16, 23. Damit Niemand etwas in Religionssachen auf die Bahn bringe, das wider Gott wäre 1. Cor. 15, 15. des Teufels Gevatterschaft, die er mit den Hexen, Zaubern und andern Teufels-Genist hat, entgegengesetzt, Genes. 3, 15. Glossa d. über die beede Artikul.

1. Empfangen vom H. Geiste.
2. Gebohren aus Maria, der Jungfrauen.

Heraus-

Herausgegeben und zum Druck befördert
von
David Martini, weiland Pfarrern in der Unteren-Pfalz, zu Angeloch und Schatthausen, im Odewalde, derer Hoch-Edlen von Bettendorf, und Wettershausen, h. t. in patria Erfurth, senescente et *Silente* Pastore, im Jahr 1682.

Ob vielleicht durch vielfältige Einführung solches ungewöhnlichen Tituls, die Christenheit, sonderlich die Gelehrten des Tituls endlich gewohnen, und für gültig erkennen wollten. Wie auch M. Ioh. Vilitz in seinem Regali Sacerdotio gern wollte, daß das Wort Priester in der Christenheit so gemein möchte werden, als das Wort Christ. So auch ich, wollte, daß das Wort Gevatter und Pathe so gemein möchte werden, als das Wort Vater, Mutter, Knecht, Magd, u. s. w. Weils keine pugnantia, sondern vielmehr cognata verba. Denn Pathe und Gevatter sind verdeckte Worte, welchen die Juden feind waren, und sie nicht gern hörten, wie wir schier auch thun, wenn wir sollen zu gevattern stehen! Ezech. 21, 49.

Saalfeld. Gedruckt bey Johann Kittern.

Ist in dem ganzen Titel auch nur ein Schatten von Menschenverstand?

Dedicatio

Dem Wohl-Ehrnvesten, Hochweisen, Großachtbaren und Hochgelahrten Herrn Paul Chilian Stiefern,

Stiesern, Hochfürstl. Sächsischen wohlbestalten Herrn Ampts-Verwaltern zum Wendelstein.

Meinem sonders von etlich Jahren her Unverdroßenen und Wohlwollenden Herrn Fautori et Musarum Patrono

Submissus Nomine vt supra.

Praefatio.

Christ-Kindlich hochtheuer erworbene Gevattern, Pathen! Oder in heiligen Ehren erbetene Pfleg-Väter und Pfleg-Mütter des lieben Jesuleins!

Der Christen Gott, welcher heißt Vater, Sohn und Heiliger Geist, und ein Vater unsers Herrn Jesu Christi, nach göttlicher und menschlicher Natur, Matth. 3, 17. Welches Juden, Türken und Heiden nicht glauben, 1. Cor. 15, 34. Wolle seine Christen in solchem Glauben stärken, und diese ihre Widerwärtige bekehren, die andern dämpfen, so sich nicht zu uns wenden wollen, Joh. 7 et 8, 19. Auch in der Christenheit selbst den vielen unzähligen Ketzereyen wehren, sonderlich denen, so noch immer etwas Neues, ohne Nachklang der h. Schrift, auf die Bahn zu bringen, und seinem Sohn Jesu Christo mehr, als einen Vater antichten wollen: als einen nach der göttlichen; allein die erste Person in der Gottheit, und einen nach der menschlichen Natur, den Heiligen Geist, die dritte Person in der Gottheit, zum Vater machen wollen. Daher auch andere dergleichen fürgeben, es hätte nur gescheinet, als hätte

Jesus

Jesus einen natürlichen menschlichen Leib gehabt, da es doch in Wahrheit alles nur Geist und Sohn gewesen wäre. In welchen Wahn auch die Jünger gerathen, und dabey verharret wären, wo es ihnen nicht Jesus selbst außm Sinn geredt, und stark widersprochen hätte. Luc. 24, 36 — 43. Und insonderheit hat der Herr Jesus in der Sache schier das meiste mit Thoma zu thun Joh. 16, 26 — 29 Legatur in Cathol. Haeret. SS. Th. C. D. de Persona Christi, in sua Catech. Instit. noviss. ed. Ja auch wohl gar einen von Mannes Sexu secundum esse et naturam humanam, welcher Joseph seyn sollte, in statu Conjugii, das Joseph selbst negirt, indem er fugam eripirn, Mutter und Kind in Stiche lassen, und sich nicht dazu bekennen will Matth. 1, 18. 19. Aber nach der wahren Christen Glauben ist dieser Joseph nur ein Vater unsers Herrn Jesu Christi, Secundum Dici, in seiner Kindheit zur Pflege, und der Mutter Ehmann, zu erleidentlicher Lebens-Liebe, und nicht zum Kinderzeugen, in ihren Nöthen, von Gott zugelassen worden. Sonst hat er auch noch viel Väter, Mütter, Brüder, und Schwestern, umbs eifrigen Zulaufs und herzlichen Anhanges willen, sein erworben ewig Gut zu erlangen, erhalten, und ewig zu behalten Marc. 3, 31 — 35. Gleichnißweise davon zu reden: heißt doch ein Soldat, der Gottlose wie der Fromme, den Vater und die Mutter im Quartier, so sein warten und pflegen, und schimpfen sie wohl oftmals noch dazu. So aber will das Kind nicht Pathe seyn,

noch Pathen haben, sondern im rechten Ernst, in rechter Ehrerbietung solls hier zugehen. Jes. 1, 2. 3. Joh. 8. ganze Kap. So, und nicht anders hält die Christenheit davon, so aller Ketzerey rein, Sir. 34, 14. 15. Dafür sey Gott gelobt, durch Christum, im Heiligen Geist, von uns, mit allen heiligen Engeln und Auserwählten Amen. Joh. 7, 31.

Nun sage jeder vernünftige Leser, was der Mann haben will? Ich wenigstens weiß es nicht. Ist das nicht Unsinn?

Folgen die Fragen wegen der Gevatterschaft des Heiligen Geistes, und der Pathen des Sohns Gottes, Jesu Christi.

Doch dazu gehört Erholung.

LVI.

Das Menschenhaar.

Der Mensch kann wohl durch nichts mehr größern Muth und Vertrauen bekommen, als durch den Gedanken: du stehest ganz, mit Leib und Seele, unter der allerbesondersten Aufsicht und Vorsehung Gottes. Diesen Grund brauchte Christus, seine zaghaften Jünger zu stärken. Er gab ihnen aber auch von der allerbesondersten Vorsehung Gottes über den Menschen, den allerbesondersten Beweis: „nun aber sind auch eure Haare auf eurem Haupte alle gezählet.“ Deine Haare, o Mensch! sind nicht

nur

nur gezählt; sie sind alle gezählt, und es fällt keines von deinem Haupte, so wenig, als ein Sperling vom Dache, ohne den Willen deines Vaters im Himmel. Kein Theil an deinem Körper ist also von der väterlichen Aufsicht deines Schöpfers, sey er auch noch so klein und geringe, ausgenommen. Denn er hat sie alle gemacht, und zu besonders weisen Absichten eingerichtet. Kannst du ein einziges Haar deines Hauptes hervorbringen?

Wenn wir die Haare unsres Körpers nur so obenhin betrachten; so geht es uns, wie bey der Haut. Wir finden nichts Besonders daran; allein eine genauere Untersuchung und Zergliederung des Haars wird uns bald in eine Schule führen, worin wir mehr lernen, als wir anfänglich dachten.

Versuche es einmal, mein Leser! ein Haar deines Hauptes auszuziehen. Nimm es vor dich. Betrachte es aufmerksam, und mache die Probe, ob du dabey dir selbst folgende Fragen beantworten kannst.

Woraus bestehet ein Haar?

Was ist das Durchsichtige in demselben?

Was bedeuten die darin liegenden feinen Röhrchen, wenn es gegen das Licht gehalten wird?

Was ist der unten sitzende kleine Knollen?

Wie sitzt es im Körper, und wie wächst es in der Haut?

Wie geht es zu, daß es so stark kann gebogen werden, ohne zu brechen?

Sollte es wohl hohl seyn, und warum?

Woher rühret die unterschiedene Farbe der Haare?

Wozu die kleinen Knoten und Absätze an dem Faden des Haars?

Wozu hat der Schöpfer unser Haupt damit geschmückt?

Alle diese Fragen werden dich lehren, daß du noch nichts davon gewußt hast. Sind sie leichter zu beantworten, ob sie gleich nur das Haar betreffen, als jene majestätische Fragen, die der Schöpfer einem Hiob vorlegte? Wo wareſt du, da ich die Erde gründete? Sage mirs, bist du so klug? Weißest du, wer ihr das Maaß gesetzet, oder über sie eine Richtschnur gezogen hat? Oder worauf stehen ihre Füße versenkt? Oder wer hat ihr einen Eckstein gelegt? Hast du vernommen, wie breit die Erde sey? Sage an: weißest du solches alles?

Ein einziges Haar unsres Hauptes faßt eben so große, und unbegreifliche Geheimnisse, und Wunder der Weisheit in sich, als die Zeder auf Libanon, und die Eiche des Harzwaldes. Wir wollen uns, durch die Beantwortung obiger Fragen eine angenehme Stunde machen.

Nicht alle Haare unsres Körpers sind von gleicher Dicke und Stärke, und keines derselben: es sey dick oder dünne, stehet ohne Absicht an seinem Orte. Die Oerter, wo die Haare eine sonderliche Dicke, Länge und Dichtigkeit haben, sind die ganz obere und hintere Gegend des Hirnschädels, die Augen-

braunen,

braunen, die Schläfe, der Eingang des Ohrs, vorzüglich aber das Kinn. Die Zergliederung des menschlichen Körpers hat gelehrt, daß die dicken und starken Haare allezeit in solchen Höhlchen stecken, die mit Fett angefüllt sind. Dieß ist gleichsam die rechte Mutter, der Grund und Boden, worin sie wachsen. Die weichern Wollhaare hingegen entspringen aus der Haut des Körpers selbst.

An jedem ganzen und noch nicht verstümmelten Haare, unterscheidet das bloße Auge 1. einen langen, und dünnen Faden; 2. unten an diesem Faden, wo er ausgezogen ist, ein dickeres, und allezeit durchsichtigeres Knötchen. Jener Faden ist der Körper des Haares selbst; dieses aber die Wurzel desselben. Es steckt also mit der Wurzel unter der Haut in dem Fettklümpchen, wie ein Bäumchen, oder eine Pflanze in der Erde. Dein Haupt, o Mensch! ist ein Berg, auf welchem ein merkwürdiger Wald von Haaren steht, darin die Herrlichkeit Gottes so groß ist, als in einem nordamerikanischen Walde, den noch kein Fuß durchwandert hat.

Das Säckchen oder Fettklümpchen, worin das Haar mit seiner Wurzel steht, ist überall mit Nerven-, Blut- und Pulsadern angefüllt, die hier in der größten Ordnung, wie in allen Theilen des Körpers, liegen. Sie sind so zart, daß man sie kaum mit dem Vergrößerungsglase erreichen kann; gleichwohl sind es hohle Kanäle, in denen das Blut, wie das Wasser in seinem Bette, rinnt, und können mit

Wachs ausgespritzt werden, welches sie begierig einsaugen.

Die Knollen oder Wurzeln der Haare sind nicht alle von gleicher Gestalt. Die an den Kopfhaaren eyförmig oder eckicht; die an den Augenbraunen und Augenliedern höckricht und rund. Die aus der Nase haben die durchsichtigste Farbe, und sehen wie ein Krystallknötchen aus. Alle übrige werden auch durchsichtiger, wenn man sie mit einem seidenen Tuche abwischt.

Preßt man den Knollen zwischen dem Preßschieber, so sieht man, daß er aus lauter, über einander gelegten Lamellen bestehe, und mit einer hellen durchsichtigen Feuchtigkeit angefüllt sey. Ungepreßt, und völlig gereinigt ist er unter dem Mikroskop so durchsichtig, daß man einen dahinter gehaltenen Draht sehen kann.

Daß die Anhänge an diesem Knollen, abgerissene Nervchen sind, erhellet offenbar daraus, weil bey dem Ausreissen eines einzelnen Haars ein kleiner Schmerz entsteht. Hat man doch in ältern Zeiten Beyspiele, daß rasende Personen durch das Auszupfen der Haare kurirt sind.

Wir kommen nun zu dem Körper des Haars selbst, oder zu dem dünnen Faden, der diesen Körper ausmacht. Das Haar entspringt aus der Wurzel, und steht unten auf derselben, mit einem rundlichen, aber sehr weichen Köpfchen auf, welches man mit einem zarten Instrument durchbohren kann. Beyde Theile, die Wurzel und das Köpfchen, stecken

noch unter der Oberhaut des Körpers, und sind allezeit weicher, als der übrige Theil der über der Haut hervorragenden, und der Luft ausgesetzten Haare.

Ein Haar ist nicht so einfach, als es dem äußerlichen Anschein nach scheint. Es hat eine künstliche Bildung, und man kann daran drey besondere Merkwürdigkeiten unterscheiden.

1. Den äußerlichen Ueberzug; 2. Die innere Röhre; und 3. Das innerste Mark.

Der äußerliche Ueberzug des Haarröhrchens ist durchsichtig und hornartig. Daher kommt es, daß es kann gebogen werden, und wieder zurück springt. Wenn diese äußere Schaale abgeschabt wird; so rollt sie sehr geschwind zusammen. Wegen dieser hornichten Schaale halten sich die Haare in freyer Luft, an die hundert Jahre. Ja! sie bleiben am menschlichen Körper in der Erde am längsten unverweßt, und wachsen noch eine Zeitlang, wie das Beyspiel der Leichen beweiset, die man aus Aberglauben als Vampyrs ausgegraben hat, denen der Bart gewachsen ist. Im 16ten Jahrhundert wurde auf der appischen Straße ein Körper ausgegraben, an welchem die Haare über tausend fünfhundert Jahre unverderbt geblieben sind. So fest und dauerhaft hat der Schöpfer auch die kleinsten seiner Werke machen können, von denen man, dem ersten Anscheine nach, glauben sollte, daß sie jedes Lüftchen zerstören könnte. Die Farbe dieser Schaale ist bey allen, auch bey dunkelbraunen, schwarzen, und rothen Haaren, weiß;

also kann der Grund der eigentlichen Farbe nicht in dieser Schaale stecken.

Zunächst unter der Schaale laufen sehr zarte elastische Röhrchen in der ganzen Länge des Haars herunter, die aber nicht so durchsichtig, als die Schaale, und etwas dunkler, als die Farbe des Haars, sind. Schneidet man das Haar durch; so sind sie nie hohl, sondern ausgefüllt, und dichte neben einander her gefüget. Den Raum abgerechnet, worin sich der Mark befindet, ist noch einer übrig, darin sich auch nicht alles unterscheiden läßt. Nach dem aber, was man deutlich siehet, kann man sicher annehmen, daß das ganze Haar aus zehn Röhren bestehe. Wie fein diese seyn müssen, da das ganze Haar so dünn ist, läßt sich leicht beurtheilen. Allein dieß ist noch nicht der ganze innere Bau des Haars. Diese Röhrchen sind unter sich, und mit der Schaale, die sie umgiebt, durch viele überaus zarte Queerfäden verbunden, die ebenfalls elastisch und undurchsichtig sind. Alle diese Röhren mit ihren Queerfäden, formiren in der Mitte, längst dem ganzen Haar hin, die Spitze ausgenommen, einen hohlen Gang, der aber bey verschiedenen Arten von Haaren, wegen ihrer Krümmungen, durch öfters dazwischen kommende Knoten unterbrochen und verdunkelt wird. Man urtheile von der Feinheit dieses hohlen Röhrchens, da der Durchschnitt desselben wenigstens achtmal kleiner, als des ganzen Haares ist. Uebrigens ist er ganz voll; folglich sind die Haare zwar hohl, aber nicht leer. Es befindet sich

zweyer-

zweyerley Materie darin: eine flüssige, und eine feste, welche zusammen das Mark ausmachen.

Die flüssige Materie ist etwas zähe, und läßt sich in unendlich kleine Fäden ziehen. Außerdem befinden sich darin viele kleine glänzende Luftkügelchen, welche insgemein zerspringen, wenn man sie zu Gesicht bekommt.

Dieß ist der wahre Sitz der Farbe. In schwarzen Haaren ist sie schwarz, in rothen röthlich, in silberweißen, glänzend weiß. Die festere Materie ist nichts als unendlich zartes Gewebe von feinen glänzenden Fäserchen, die kreuzweis über einander hinlaufen, ein Netz formiren, und unten aus dem Körper des Knollens entspringen.

Nicht alle Haare stehen gerade; verschiedene sind gekräuselt. Einige stärker, andere schwächer. Die vornehmsten natürlichen Ursachen der starken Kräuselung sind die Wärme, das Temperament, und eine Hinderniß, welche die Haare bey dem Herausdringen aus der Haut erlitten haben. Es ist aber besonders, daß die Kräuselung der Haare nach dem Verhältniß ab- oder zunimmt, als die Haare naß oder trocken werden. Die Haare sind also ganz natürliche Hygrometer, die Feuchtigkeit der Luft anzuzeigen.

Die Länge des Haupthaars hat auch ihre Verschiedenheiten. Selten ist es in unsern Gegender bey einer Mannsperson über eine Elle lang. Ungewöhnliche Fälle, als daß ein Mindenscher Edelmann Haare hatte, die zwo Brabanter Ellen lang waren, gehören nicht hierher. Die Haupthaare wachsen

jährlich auf vier rheinländische Zoll. Das größte Gewicht derselben, wenn sie rein gelassen werden, beläuft sich gewöhnlich auf zehn gemeine Unzen.

Eben so verschieden ist auch die Menge und Zahl der Haare. Nach einer mäßigen Rechnung stehen auf einem Raume der Haut, der ein Viertel eines rheinländischen Zolls ausmacht,

auf der Scheitel	—	293
auf dem Hinterhaupte	—	225
auf dem Vorderhaupte	—	211

Nimmt man nur die kleinste Zahl, 211; so kann man, wenn man die mit Haaren bewachsene Fläche des Kopfes ausmißt, und die Zollflächen zusammenrechnet, ungefähr wissen, wie viele Haare der ganze Kopfwald in sich faßt.

Wie stark und feste ein Haar sey, z. B. ein Pferdehaar; beweisen die Lasten die es tragen kann. Menschenhaare sind so stark nicht. Indessen tragen doch die Kopfhaare ziemlich viel.

Ein Kopfhaar von 5 Zoll Länge zog, ehe es zerriß		$5\frac{5}{16}$ Loth.
— —	8 —	$4\frac{9}{16}$ Loth.
— —	11 —	$4\frac{3}{4}$ Loth.
— —	12 —	$4\frac{1}{4}$ Loth.
— —	14 —	$4\frac{1}{4}$ Loth.

Folglich kann jedes Haar leicht vier Loth tragen. Nimmt man nun die ganze Menge der Kopfhaare; so ist es keine Hexerey, daß ein Mann mit seinen Haaren einen Amboß von 400 Pfunden aufheben konnte.

Die Farbe der Haare richtet sich sehr nach den Himmelsstrichen, und der natürlichen Beschaffenheit eines jeden Körpers. In der Kindheit sind die Haare insgemein lichte und glänzend, im männlichen Alter werden sie dunkler, im hohen Alter verlieren sie alle Farbe, und werden schneeweiß. Die Haare sind fähig, alle Farben, außer der grünen und blauen anzunehmen, und die grünen Haare, die einige Arbeiter in den Kupferhütten bekommen, sind nicht Natur, sondern von dem Grünspan gefärbt.

Unter dem Vergrößerungsglase kann man fast nichts artigeres sehen, als wenn man schwarze, graue und rothe Haare neben einander legt, unter welchen die letzten wie helle Glasröhren mit rothen Kügelchen erscheinen. Eben dadurch kann man sich auch überzeugen, daß der Schweiß durch die Röhren der Haare gehe. Man lege ein Haar unter, wenn man stark geschwitzt hat; so wird man die Tröpfchen noch hervorquillen sehen.

LVII.

Fortsetzung des fünf und funfzigsten Stücks.

Theologischer Unsinn.

Erste Frage.

Ist denn Gott auch ehelich? Hat er denn auch ein Weib, wie sonst ein Mann ein Weib hat?

Responsio.

Nein! Das glauben weder Ungläubige, noch Gläubige, und ist von Ewigkeit her Gott keine Ehe angedichtet, noch zugeschrieben worden, außer der geistlichen, mit der gläubigen Menschen Seelen. Hos. 2, 19. Joh. 8, 41.

Andere Frage.

Gleichwohl hat er einen Sohn, von ihm, von Ewigkeit her, und endlich in der Zeit, von einer Jungfrau, Namens Maria, Mensch geboren, so muß er ja ein Weib gehabt haben?

Responsio.

Der wahre lebendige Christen Gott, ist nicht ein Gott, wie der canonisirten Heiden und anderer Ungläubigen Götter, der an äußerliche Mittel, und ad causas secundas, wie ein Mensch gebunden wäre. Er kann ohne Mittel thun, was er nur will, und Menschen auf allerley Weise zuwegebringen. Ps. 33, 9. Ezech. 37, 1 — 11.

Dritte Frage.

Wie viele Weisen hat er denn, Menschen zuwegezubringen?

Responsio.

Viererley gemeiniglich.

Vierte Frage.

Welches ist denn die erste?

Respon-

Responsio.

Wenn er Adam einig und allein auſser dem Paradiese aus einer Hand voll Erden macht, und mit dem Anblasen regend und lebendig macht, wie dort im Felde das Todten-Gebeinicht. Genes. 2, 7. 1. Cor. 15, 44. Ezech. 37, 1 — 11.

Fünfte Frage.

Welches ist denn die andere Weise?

Responsio.

Wenn er dem Adam sein liebes Weib Evam aus seiner linken Seite, von seinem lebendigen Fleisch, Bein, Blut, Haut und Adern der Rippen macht, und nach seinem Ausschlafen mit ihm confrontirt im schönen Paradies.

Sechste Frage.

Welches ist die dritte Weise Gottes, Menschen zu schaffen?

Responsio.

Wenn er ihnen, diesen unsern ersten Aeltern, nach dem Fall, durch natürlichen Beyschlaf, als von Vater und Mutter, kleine Kinder, Männlin und Weiblin, als den Cain, Abel, u. s. w. schafft, die nach und nach gewachsen, und so groß worden sind, daß ein Bruder den andern (leider) erschlagen hat können, Vater und Mutter Herzleid zu machen.

Hier ist zu gedenken! Wenn die Hurerey, 1. Cor. 7, 2. garstige Gedanken und Werke nicht im

Wege

Wege lägen, Sirach 40, 5 — 8. so wollte ich rathen, daß man nimmermehr ehlich werden sollte, um des Elends, Schand und Schmach willen, so in der Ehe zwischen Mann und Weib, Kindern, Freunden und Bekannten, oft entsteht. Denn außer Ehe, im Himmelreich, ist das beste Wohnen, da wir alle den Engeln gleich, Gott den Herrn loben. So tief hat auch Gott ins menschliche Herz gesehen, und in das ärgste Geschlecht seines Geschöpfs, und daß ohne seine Schuld in seiner Bosheit inne worden, daß es ihm vielmehr reuete, daß er Menschen, als Hunde und Katzen gemacht und geschaffen hätte. In Summa, der Mensch, das allergiftigste Thier, das auch wider seinen Gott stehet, dem Teufel dient, und Gottes einigstes Kind ans Kreuz bringt, sein Blut noch mit Füßen tritt, daß weder der Esel noch der Ochse im Stall zu Bethlehem getreten, noch gestoßen, oder sonst ein wild Thier auf der Flucht in Aegypten angangen hätte; sondern stehen alle in vollem Gehorsam zu seinem Gebot. — Sey klug, so hast du Glück! Sey weise; so hast du Speise! Gott ist dreyfaltig, sey du einfältig, und überklügle ihn nicht, wie der Teufel und das Weib meynten, und dadurch alles Unglück in die Welt brachten.

Liebe Leser! habt ihr je solchen Unsinn gehört oder gelesen? Kann er größer seyn? Und das alles mit Stellen aus der Bibel bewiesen! Sie mögen passen oder nicht, — richtig verstanden seyn, oder nicht! Was kann ein unsinniger Mensch

aus

aus der Bibel machen, wenn er sie nach seinem Unsinn erklärt?

Siebende Frage.

Welches ist denn die vierte Weise Gottes, Menschen zu schaffen?

Responsio.

Nach solcher der vierten Weise, hat er nur einen Menschen, seinen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum geschaffen, durch Wirkung und Kraft des h. Geistes, eine Jungfrau aus jüdischem königlichen Geblüt von Davids Stamm lassen schwanger werden, ohne Mannes Zuthun, und endlich, mit Verwunderung, um unsert willen, an diese Welt lassen geboren werden: armselig und elend.

Achte Frage.

Nun fragt sichs: (Wohl aufgemerkt!) ob denn dieß Kind auch Pathen, wie andere Menschenkinder bedörft haben, bedörft hat? Denn oftmals geschichts, daß ein Kind Vaterlos geboren, die Mutter wohl in der Geburt stirbt, und das Kind leben bleibt, und so höchstthig Pathen bedarf.

Responsio.

Seines bey sich heimlich geführten und gehabten Reichthums und Gewalts halben, hats zwar solche nicht, wie andere arme Kinder bedörft. Weil sichs aber um unsert willen, in ein solch groß Elend gesteckt, ein kleines nothdörftiges Kind geworden, uns dadurch reich zu machen, und aus aller Noth zu

führen,

führen, wars billig und recht, daß alle Menschen mit den Hirten, Weisen, Joseph und Maria zuliefen, und sich seiner annehmen, bis es mit seiner Majestät auf einmal herfürblickte, und so keines Menschen Hülfe mehr bedörfte, noch begehrte, als itzo, alieno more, in seinen armen Gliedern. Welche Pflege seiner Armen es so rechnet, als wäre sie ihm selbst wiederfahren. So sind wir noch seine Pathen, und sollen so seine Pathen bleiben, bis zum jüngsten Tage. Davon auch die evangelische Kirche singt: gar heimlich führt er seine Gewalt, u. s. w. So ist nun ein Helfer, ein Dürftiger, ein Gevatter, ein Path, und ein Nächster seyn, ein Ding.

Ist es noch auszuhalten? Es kommt noch sauberer.

Neunte Frage.

Nun weiß man wohl, wenn ein ehrliches Weibesbild ein Kind geboren, daß entweder der Vater persönlich, oder durch Briefe zu Gevattern bittet. Wer soll denn hier zu Gevattern bitten?

Responsio.

Hier im Heil. Römischen Reich haben die Potentaten ihren hochansehnlichen Nunciuм (ist mir Recht; so hat solche Verwaltung das hohe Landgräfliche Haus Hessen), der das ganze heil. Römische Reich durch abgesandte Briefe des römischen Kayserß an einen gewissen Ort einladen muß, wenn das h. Römische Reich zusammenkommen soll. Und eine Academia hat ihren Bedellum, und allgemeinen Nuncium,

cium, die Cives academicos, und andere Membra nobilia, auf Geheiß ihres Magnifici zusammenzubringen.

So auch die himmlische *Hierarchia*, ihren werthen heiligen Geist, alle Menschen zu solchem Pathenamte einzuladen, und sind die Gevatterbriefe alle Bücher der heil. Bibel veteris et novi Testamenti.

Eine Stelle aus Luther.

Verbum enim caro factum est, Joh. 1, 14. Das Wort ward Fleisch. Non verbum caro facta est. Wider die Natur, über die Natur, wider und über die Construction. — Wenn es hieße: Verbum caro facta est; so hätte es das Ansehen, als hätte das Fleisch das Wort aufgenommen, und wäre kein Verbum substantiale, sondern evanescens. Weils aber heißt: Verbum caro factum est; so bleibts dabey, das Wort hat das Fleisch, die menschliche Natur in seine Person vereiniget, auf- und angenommen zur ewigen, ewigen Ewigkeit. Hier ist Gevatter und Pathe, Vaterschaft und Kindschaft. Ja! dreyfache Gevatterschaft, und die Kindschaft. Jene auf Gottes- diese auf meiner Seiten. Das laßt mir eine Gevatterschaft, Pathen und Pathe seyn. — Alles umbs Jesuleins willen. — Selah! *Ecce!* Siehe! Amen! Alleluja! — — —

Zehnte Frage.

Wie sollen denn heut die Pathen zusammenkommen, und das Kind finden? Denn Bethlehem ist wüste,

wüste, und unter wüster, wilder Herrschaft; man siehet das Kind nicht mehr da. Wo nun hin?

Responsio.

Nicht in Aegypten zum Klößtöpfen; nicht gen Samaria ins Hurhaus! nicht gen Babel, weder ins alte, noch ins neue; auch nicht in die wohllüstige Welt; sondern den uralten Weg, aufs Gebirge Zion, in die evangelische Kirche, in die Häuser groß und klein, wo Christenleute wohnen Aug: Conf. die das Kind in der Bibel, und in ihren Herzen eingewickelt haben, behalten, und wo es einer dem andern weiset und preiset.

Eilfte Frage:

Wie heißen denn die Pathen?

Responsio.

Wie sie in der Taufe genennt sind worden; und nicht wie sie getauft werden; wenn sie in die Kutte kriechen; so heißen sie; so kennet sie das Kind — so ruft sie das Kind; so hat sie das Kind in seine Hände, und in das Buch des Lebens gezeichnet, und im Himmel angeschrieben.

So fürchte dich nun nicht Gevatter David! Gevatter Merten! Gevatter Elisabeth! Gevatter Sabina! sagt der heilige Geist. Und das Kind dazu sagt auch: fürchte dich nicht Path David! Ich habe dich bey deinem Namen gerufen — —

Zwölfte Frage.

Wie soll denn das Kind heißen?

Responsio.

Bey seiner Beschneidung fragt Niemand, wie das Kind heißen soll. Weils der Engel Gabriel aus Geheiß des Vaters Jesus geheißen. — Und wenn gleich Jemand gewesen wäre, der es anders hätte nennen wollen, wäre es ungültig gewesen. Denn wider Gott hilft keine menschliche Weisheit.

Nun alle Schimpfnamen, die ihm die Juden gaben; dabey poßierlich, daß sie ihn auch nannten einen, der mit dem Schembamphora dem Teufel zu thun hätte, u. s. w.

LVIII.

Merkwürdige Vorfälle in der Natur und im Menschenleben 1788 und 1789.

1.

Ein kaltblütiger Selbstmord.

Am 18ten Febr. 1789. gehet ein Soldat, der einen Thorpaß hat, des Morgens gegen sechs Uhr aus dem Thore, an der Bode herunter, und giebt denen, die ihm begegnen, freymüthigen Bescheid: er wolle sich eine Veränderung machen, und nach der Bergschenke gehen. Nach einiger Zeit kommt sein

Hut auf dem Wasser geschwommen. Alles Nachsuchens ungeachtet wurde er nicht gefunden. Indessen zeigte die Spur im Schnee, daß er vor verschiedenen Wehren gewesen war, wo es tief ist, und gleichsam die Gelegenheit abgesehen hatte. Bey dem einen aber gieng die Spur nicht wieder zurück, und man vermuthete, daß er hier hineingesprungen sey. Einige vermutheten: er habe den Hut aus List ins Wasser geworfen, um dadurch vorzuspiegeln, daß er sich ersäuft habe, und die Nachjagd zu verhüten. Die Sache wurde vergessen. Fast drey Monathe nachher aber bringt das Wasser den Körper in einem Nebenkanale fast halb verweßt. Die eigentliche Ursache dieses Selbstmordes ist verborgen geblieben.

2.

Hinrichtung eines Mörders.

Am 24sten Febr. 1789 wurde hier auf einem benachbarten Dorfe ein Mörder mit dem Schwert gerichtet, der es mit einigen lüderlichen Weibspersonen gehalten hatte. Da ihn diese verlassen; so begegnet er am Flusse einem armen Betteljungen, welcher mit einigen Sechsern in der Tasche klingelt. Diesem schlägt er mit einem Waschbläuel das Gehirn ein, und wirft den Körper ins Wasser. Die That wurde bald entdeckt, und er hat nicht lange gesessen. Seine Hinführung geschahe bloß durch den Gerichtsknecht ohne Begleitung des Geistlichen, der ihn aber sehr gut zubereitet haben soll, wenn man anders eine Zubereitung von 3 bis 4 Wochen im Angesicht

des gewissen Todes so nennen kann. Der Mensch ist äußerst unwissend gewesen — hat brutal gelebt, ist zuletzt in Armuth gerathen, und hat in der Verzweiflung den Mord begangen, um ein Paar Sechser zu bekommen. Vermuthlich in der Meynung, daß an dem Leben eines armen Betteljungen nichts gelegen sey. Faulheit und lüderliches Leben ist die erste Quelle seines Verderbens gewesen, und wird sie bey allen bleiben, die den Werth des Menschenlebens verkennen lernen.

Ist es Fühllosigkeit oder Gelassenheit der Seele aus Religionsgründen gewesen: so ist er doch mit besonderer Freymüthigkeit ohne anscheinende Furcht seinem Tode entgegen gegangen. Bey der Publikation des Urtheils vor dem Gerichtstische ist er eben so standhaft geblieben, und hat sich von dem Justizamtmann die Erlaubniß ausgebeten, sein Grab, welches einige Schritte von dem Sandhaufen gemacht war, besehen zu dürfen; und da er es unter lächelndem Kopfnicken gesehen, ist er mit eben der Gleichgültigkeit zum Stuhle gegangen.

An eben dem Tage soll in der Nachbarschaft ein Mädchen vom Harze, das Nägel und Eisenwerk hausiren getragen, und aus Unvorsichtigkeit sein Geld im Wirthshause gezählt hatte, im Holze überfallen, geplündert und beynahe ermordet seyn. Vermuthlich haben die Mörder des Morgens die Exekution mit angesehen. Was bessern also die Todesstrafen?

3.

Witterungsanekdote.

Am 12ten März, als am Gregoriustage, da der Storch, und die Schwalben wieder zu kommen pflegen, dieses Jahr aber noch nichts davon zu sehen war, standen die Barometer bey Nordostwinde sehr tief, fast unter der Kugel. Es war so kalt, daß die Fenster froren, und das Thermometer stand Morgens um 7 Uhr, 18 Grad unter dem Gefrierpunkte. Auch hatte es etwas geschneyet. Zwischen 6 und 7 Uhr entstand ein dicker Nebel, daß man nicht durchsehen konnte, und dauerte einige Stunden. Ich schrieb den Tag an. Der hunderteste Tag nach demselben war der 16te Junius, an welchem nach der Volkssage und Bauernphysik ein starkes Gewitter kommen muß. Ich war an demselben Tage eben unter der Roßtrappe auf der Blechhütte, und, obgleich seit acht Tagen kein Gewitter gewesen war; so sagte ich es den Tag vorher, und des Morgens früh, aus Scherz vorher. Es war nicht drey Uhr, so zogen schon die Gewitterwolken über die Berge heran. Die untergemischten Sonnenblicke brannten wie der Sirokowind, und zwischen 3 und 4 Uhr war über Quedlinburg ein starkes Gewitter, mit dem heftigsten Platzregen, welches eine Stunde davon auf einem Dorfe auf eben dem Amthofe einschlug, wo es vor ein Paar Jahren in den Pferdestall geschlagen, und ein Pferd getödtet hatte. Es traf also pünktlich ein, ob aber der März-Nebel die

Ursache

Ursache davon, hundert Tage vorher gewesen, und das Gewitter um diese Zeit, da die meisten Gewitter ziehen, nicht doch entstanden sey, läßt sich aus Naturgründen wohl schwerlich erweisen.

4.

Die ersten Zugvögel.

Nur erst am 19ten März, Morgens um 6 Uhr sahe ich den Finken auf meiner Linde vor der Thür, der hier jährlich zu nisten pflegt, und am 30sten das erste Ackermännchen auf dem Platze an der Gosse, das sonst schon immer den 10ten da ist.

Erst am 18ten April 1789 hab' ich die Nachtigall in unserem Brühl zum erstenmale gehört, aber noch sehr furchtsam. Sie probirte nur. Zugleich ließen sich einige Drosseln, auch der Wiedehopf hören. Als eine besondere Merkwürdigkeit muß ich anführen, daß wir nach dem kalten Winter im Frühjahre 1789 ganz ungewöhnlich viele Nachtigallen in unsrer Gegend; allein desto weniger kleine Vögel, als Finken, Meisen, Schwalben, u. s. w. gehabt haben. Insonderheit haben die Krähen in unsrer Gegend sehr abgenommen.

Am 29sten April, da es bey Südwinde ziemlich schwül war, hab' ich die ersten Spürschwalben, die im Reigen ziehen, Hirundo Apus, die andern aber noch nicht, gesehen. Am 10ten May hat sich erst der Kukuk hören lassen.

5.

Gelinder Winter in Amerika.

So strenge sonst die nordamerikanischen Winter zu seyn pflegen; so ist es zu bewundern, daß doch in dem Jahre 88 in 89, da einer der härtesten Winter ganz Europa drückte, der Winter in diesem Welttheile äußerst gelinde gewesen sey. Ein Bericht aus London vom 14ten April 1789 sagt folgendes:

„Von Quebeck sind Depeschen vom Gouverneur von Canada bey dem Lord Dorchester eingetroffen. In demselben werden die Umstände der dortigen Provinzen gerühmt, und zugleich gemeldet: daß man dort einen sehr gelinden Winter gehabt habe.“

6.

Barometerstand *).

Bey dem 16ten März 1789 hab' ich in meinem Diario die Anmerkung gemacht:

Morgens gegen 7 Uhr das Barometer auf 84 Grad über Sturm und vielen Regen. Trübe, kalt, und etwas stürmisch, bey Nordostwinde. Dieses ist seit dem 10ten November 1788 in dem ganzen kalten Winter der herrschende Wind gewesen. Abends gegen 10 Uhr fieng es an zu schneyen.

Am 17ten das Barometer auf 81 Grad; etwas gestiegen. Der Wind gerade in Norden. Die Nacht

*) Nach Hughens Barometer.

Nacht durch geschneyet. Die Fenster gefroren. Völliger Winter.

Und so hat es abwechselnd fortgedauert, bis zum 26sten März.

Morgens um 7 Ostwind. Hart gefroren; etwas Schnee; trübe, aber schneidend kalt. Das Barometer ungemein tief: 89 Grad über Sturm. Thermometer 24 Grad über Null. Abends starker Wedelschnee.

Um diese Zeit noch kein Pflug in der Erde.

Ueberhaupt mag der Wind seit 14 Tagen hergekommen seyn, woher er will; er hat sich aber immer binnen 12 Stunden, aus Ostsüd ring um den Himmel herum gedrehet — Morgens Ostsüd; Mittags Südwest; Abends in Norden; Morgens Nordost, u. s. w. und dabey haben die Barometer ungewöhnlich tief gestanden.

7.

Witterungsgeschichte.

Es ist doch immer merkwürdig, daß wir nach einem so kalten Winter vom 1sten April an, bis zu Ende des Mayes keine Nachtfröste gehabt haben. In den Wintern 1709, 1740, und 1784 ist es anders gewesen. Es hat wohl im May, als am 19ten und 20sten kühle Tage, bis zum Nachtfrösteln, und Einheizen gegeben; aber ohne Schaden, und in Rücksicht auf die Insekten sehr wohlthätig, welche dabey nicht aufkommen konnten.

Der April war zum Theil wärmer, als der May. Doch stand das Thermometer am 3ten May an der Nordseite, Abends um 5 Uhr, auf 75 Grad. Am 3ten April das erste Gewitter mit warmen Strichregen.

Die Eisfarth, vor welcher sich Jedermann fürchtete, ist so glimpflich abgegangen, daß sie bloß des Nachts erfolgte. Nur zweymal kam sie, und zwar so, daß sich die großen Stücken schon oben in den Felsklippen unter der Roßtrappe gebrochen hatten, und der Strom wenig aus den Ufern getreten war.

Noch verdient angemerkt zu werden, daß sonst nach frühen Gewittern im April und May, allezeit eine sehr kalte Witterung eingefallen; in diesem Frühjahre aber gerade das Gegentheil erfolgt sey.

8.

Frostschaden.

In unsern Gegenden können wir sicher die Hälfte von allen Obstbäumen im Durchschnitt rechnen, die total erfroren sind. Besonders hat es die Nußbäume getroffen, davon ganze Alleen ausgegangen sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat der starke Nachtfrost am 8ten Jänner 1789, nach einem sehr warmen Tage, da die Sonne hier im Lande mehr, als auf dem Harze wirkte, den größten Schaden gethan. Desto sonderbarer, daß die dicht bey der Allee der Nußbäume stehende Allee von Kastanienbäumen, nicht im mindesten gelitten hat, und in unserer ganzen Gegend nicht ein einziger Weidenbaum

erfroren ist. Noch sonderbarer, daß auf dem ganzen Harzgebirge nicht ein Baum erfroren ist. Ein Paar Stunden von hier auf dem Stufenberge bey Gernrode sind die Kirschen Scheffelweise gerathen, und in Blankenburg stehen die Nußbäume unter dem Schlosse herum, auf einer ziemlichen Höhe, im schönsten Flor. Auch von den Pflaumen verspricht man sich da die reichste Aernte. Es muß doch dabey auf den Zug des Windes, und auf die innere Disposition der Bäume, alles ankommen.

LIX.

Fortsetzung des acht und funfzigsten Stücks.

9.

Das Insektenreich.

Von Raupen ist in diesem Frühjahre fast gar nichts zu sehen gewesen; außer daß sich einige Bärraupen (Ph. Caja) gezeigt haben. Auch die Eyer des Stammschmetterlings, (Ph. Dispar) müssen gelitten haben. Im Dezember waren sie nach der strengen Kälte am 16ten noch unverletzt, und ich habe das kleine Räupchen schon um diese Zeit ausgepreßt; allein in der Folge hat sichs doch gezeigt, daß sie einen Stoß bekommen haben. Auch der schädliche schwarze Wurm, oder der Borkenkäfer (Dermestes piniperda) hat von diesem Winter

sehr gelitten. Nicht so wohl der harte Frost hat die Schmetterlingseyer und Käferbrut getödtet, als das Glaseis, welches die Bäume zum Theil so stark überzogen hatte, daß davon starke Buchen im Stamme gebrochen sind, und da es öfters acht Tage und länger stand, so hat es ihnen, wegen des Mangels der Luft, den Rest gegeben. Was in der Natur in einem Stücke schadet, bringt auf der andern Seite im Ganzen Millionen Vortheile.

Am 3ten April hatte ich oben auf dem Schloßhofe eine besondere Erscheinung. Es war des Morgens gegen 10 Uhr, bey völligem Südwinde eine so feuchte und schwüle Luft, daß das Thermometer auf 70 Grad stand, und Jedermann das Athemholen schwer wurde. Das Barometer stand 90 Grad, sehr tief, über Sturm. Als ich auf den Hof kam, hörte ich ein so starkes Brausen um und neben mir, als wenn zehn Bienenschwärme in der Nähe gewesen wären. Ich sahe in die Luft, und erblickte nichts. Als ich aber ungefähr einen Blick auf die, von der Sonne beschienenen Wände, that; so war alles schwarz, und mit Millionen Fliegen von allen Arten überzogen. Die Wärme hatte sie aus den Löchern und Ritzen gelockt, und der Winter hatte ihnen nichts gethan.

Daß dieses Frühjahr ein reiches Maykäferjahr werden würde, wußte ich schon im Jahr 85 vorher, da ich mir es angemerkt hatte. Es traf richtig ein, und die Menge der Maykäfer war zu Ende des Aprils, und im Anfange des Mayes, bey der ungewöhnlichen

lichen Wärme der Tage und Nächte, so groß, daß die Bäume ganz schwarz aussahen, und die Zweige von der Last der daran hangenden Klumpen niedergebogen wurden. In dem kleinen Steinholze bey Quedlinburg waren die Eichen völlig damit überzogen, und der dadurch entstandene Geruch so stark, daß man ihn schon vor dem Holze empfinden konnte. Wären sie geblieben; so hätte kein Baum ein Blatt behalten. Denn man konnte sie des Nachts in einer ziemlichen Entfernung fressen hören. Aber vom 12ten bis 20sten May war es so kalt, daß sie nicht aufkommen konnten. Wir murren öfters über kühle Tage im Sommer, und murren wider unser eigenes Beste.

10.

Kornpreise.

Weil in Frankreich ein außerordentlicher Kornmangel eingefallen, und auch wegen des Türkenkrieges viel Korn ins Oesterreichische gegangen war; aus dem Preußischen aber viel Getreide, besonders Weizen dahin geliefert wurde; so entstand vor Johannis 1789 eine außerordentliche Theurung.

Hier den 20sten Junius 1789 in Currant

der Wispel	Weizen		50	Rthlr.
	in Magdeburg in Golde		64	—
—	— Rocken	—	35	—
—	— Gerste	—	26½	—
—	— Hafer	—	20 — 24	—

Kurz

Kurz vor der Aernte soll der Weizen in Magdeburg 100 Rthlr. in Luisd'or gekostet haben.

11.

Ungewöhnlichkeiten im Vorsommer.

Am 7ten May 1789, ist nach der Köllnischen Zeitung, auf dem Westerwalde im Hachenburgischen der Schnee 1½ Fuß hoch gefallen.

Um diese Zeit war auch unser Brocken noch mit Schnee bedeckt; aber vom 21sten Junius an, da die Nacht ein Gewitter war, bis zum 3ten Julius, ist es so kalt gewesen, daß es einige Morgen gereift hatte, und ich die beschneyeten weißen Köpfe des Brocken, aus meinem Fenster sehen konnte. Einige Tage hat man des Morgens wirklich einheizen müssen.

12.

Besonderes Rettungsmittel vom Tode.

In dem kalten Winter 1788 fand ein polnischer Bauer, der zur Stadt fuhr, in dem hohen Schnee einen halb erfrornen Zigeuner, und nahm ihn aus Mitleiden mit seinem Dudelsacke in seinem Schlitten mit. Als er eine kleine Strecke Weges zurückgelegt hatte, kamen gegen zehn Wölfe aus dem Walde hinter dem Schlitten her, und wollten zuerst über den unbewaffneten Zigeuner herfallen. Dieser ergriff in der Angst seinen Dudelsack, und, so wie er damit zu spielen anfieng, liefen alle Wölfe davon. Dieß war

1. ein

1. ein besonderes Rettungsmittel;

2. zugleich eine Vergeltung für den Bauer, der diesen, dem Tode nahen Menschen, auf seinen Schlitten genommen hatte. Er hatte ihn gerettet, und wurde durch ihn wieder gerettet. Man sehe hierbey nicht so wohl auf das lächerliche Instrument, als auf den ganzen Gang der Vorsehung.

13.

Der Soldat aus Kindesliebe: ein neues Beyspiel.

Johann Reiners, eines armen Töpfers Sohn im Städtchen Wiemund, zwey Meilen von Aurich in Ostfriesland, dessen Vater auf seinem Häuschen 140 Rthlr. Schulden hatte, und von seinem Gläubiger hart gedränget wurde, so daß er auf dem Punkt stand, Haus und Nahrung zu verlieren, sahe die mißlichen Umstände seines guten Vaters, und entschloß sich kurz und gut, sich selbst für denselben zu verkaufen, und durch dieses Opfer seinen Vater zu retten.

Als ein junger rüstiger Mensch von zwanzig Jahren, und 11 Zoll Größe, gieng er unter die königlich preußische Garde nach Potsdam, und bekam sogleich 150 Rthlr. Handgeld. Nun war sein Vater schon gerettet. Sogleich schickte er demselben 140 Rthlr. und behielt nur zehn für sich. Mit welcher Empfindung und stillen Freude, können nur die fühlen, die einer ähnlichen Liebe des Nächsten fähig sind!

Durch

Durch das Antwortschreiben, und durch die Segenswünsche des erfreueten Vaters, die ich wünschte, mittheilen zu können, hielt er sich für überflüßig belohnt. Seine Kindesfreude wurde vollkommen, da ihm der Vater den zweeten Brief schickte, worin er ihm meldete, daß er völlig gerettet, sein Wohlstand wieder hergestellt sey, und daß er solches ihm allein, seinem guten Sohn, zu danken habe. Er preise Gott, der ihm einen solchen Sohn gegeben habe, und mit Gottes Hülfe, der ihn so sichtbar gerettet, wolle er nie wieder in solche Verlegenheit kommen. Er schickte ihm zugleich einen mit Silber beschlagenen Pfeifenkopf zum Andenken seiner edlen That, der ihm lieber, als eine Krone war *).

LX.

Fortsetzung des sieben und funfzigsten Stücks.

Dreyzehnte Frage.

Wie verhält sichs denn mit dem Entsagen, wider den Teufel, sein Wesen und Werke? Fragt davon das Kind die Pathen, oder fragen davon die Pathen das Kind, oder fragt davon alle Beede, nämlich das Kind und die Pathen der Täufer?

(Kann

*) S. Jenaische politische Zeitung, Intelligenzbl. Nr. 15. 178[illegible].

(Kann man sich unsinnigere Fragen vorstellen? Fragen an das Kind Jesum zu thun, die im achten Jahrhundert nach Christi Geburt erst aufgekommen sind?

Responsio.

Von wegen der höchsten Weisheit Gottes, und höchsten tapfersten Muths dieses Kindes wider seine ärgste Feinde: Jes. 9, 6. dörffen sich die armen Menschen nicht unterstehen, das Kind von solchen hohen Sachen zu fragen, als die solchem höchstweisen Kinde auf Tausend nicht eins antworten können; sondern das Kind kehrets umb, und fragt die Pathen, wie sie sich mit ihren Kindern gegen es, wider seinen Feind den Teufel, verhalten, und sich nicht, von ihm, wie die Galater wollen bezaubern lassen. (Zwo Reihen Sprüche).

Vierzehnte Frage.

Wie verhält sichs denn ferner des Glaubens halben? Soll das Kind auch an Vater, Sohn und H. Geist zu glauben angelobet? Vbi devoto licitò Christianorum pio!

(Welcher Unsinn; also an sich selbst glauben?)

Responsio.

Das Jesulein hält sich steif und fest an seinem Vater, mit welchem, und dem H. Geiste, es ein ewiger, allmächtiger Gott ist, und doch in seinem Amt, mit Lehr, Wunder und Werken nichts von ihm selber, sondern alles mit gutem Wissen und

Wissen seines Vaters gethan — und so uns, seinen Pathen vorgegangen, ihme im Glauben und Lehre nachzufolgen. — Ist also seiner armen Pathen nicht allein ein rechtes Glaubens- und Lebensmuster; sondern auch ihr Erlöser und Heiland, und Anweiser hierin zu seinem Vater — und sollten auch alle Ketzer unter der dreyfachen Krone die schwere Noth darüber bekommen, und sich zu Tode ärgern; so machts uns selig. Hie wirds alles himmlisch: Kind, Path und Täufer; das Kind zuerst, darnach wir. 1. Cor. 15, 23. 48. 54.

Iehovah!

Der Herr mitten unter uns, und unsern Fragen!
Iud. 6, 12. 13. Matth. 18, 20.

Darum soll diese Frage ihrer Zahl frey ausgehen.

Was binden denn die Pathen ein?

Responsio.

Dort brachte Joseph dem Pharao so viel ein in seine Kornhöfe, und in seine Schatzkammern, daß mans nicht zählen konnte. Auch dort brachte das Volk so viel zum Bau des Heiligthums, daß mans mußte heißen aufhören zu bringen; aber hier ist nichts. Darum soll auch die Frage keine Zahl haben.

Denn obgleich die drey Weisen Gold, Weihrauch und Myrrhen brachten; so ists doch irdischer Weise anzusehen, vor Gott für das beste Einbindens

nicht

nicht gehalten worden. — Also ist auf unsrer Seiten nichts zu zehlen, das wir bracht hätten. Gottes Einbindens aber, daß er uns, seines Kindes Pathen, den Sohn und H. Geist geschenkt, ist mit hundert tausend Weltgütern nicht zu bezahlen. Er schenkt uns. Wir ihm nichts. — Siehe! Ist also mit dem Heben und Weben in Papatu der Maße ganz und gar nichts ausgerichtet. — So weit von den Digestis Patrinorum et Patrinarum. Nun zehlen wir wieder fort, und kommen an die

Funfzehnte Frage.

Wie verhält sichs denn ferner der Taufe halben? Wird denn das Jesulein, weils mit dem Vater und H. Geist selbst auch ewiger, allmächtiger Gott ist, auch im Namen des Vaters, Sohns und H. Geistes getauft, wie unsere Kinder?

Responsio.

Die heilige Dreyfaltigkeit, mit welcher das Kind auch nach seiner menschlichen Natur, nicht allein personaliter, sondern auch essentialiter vereinigt ist, unehrt sich selbst nicht, schämt sich auch nicht solchs armen Kinds, noch dieser Natur, sondern prangt vielmehr mit, für allen h. Engeln, und auserwählten Seelen im Himmel, und in aller Welt, in alle Ewigkeit.

(Unsinn über Unsinn! Welche Qual, nichts zu denken!)

Denn der Sohn ehret den Vater, der Vater den Sohn, und der H. Geist den Vater und Sohn, — und wird auch so Jesus im 30sten Jahr seines Alters, bey Gegenwart, und im Namen der h. Dreyfaltigkeit, von Johanne im Jordan getauft. — Und weil ihm Juden und Heiden mit sündigen Müh und Arbeit gemacht, und weder Beschneidung und Vorhaut ihnen helfen konnte, will er auch sein erstes Blut in der Beschneidung für alle vergießen, und sich auch beschneiden lassen — nimmt dadurch das große Sünden = Joch = und Bloch von uns, und giebt uns dafür sein sanftes Joch, sein Gebot und Creuz — thut den Himmel allem Volk Angelweit auf, um unserer Seligkeit willen — wie hier angewiesene Schrift Allegata ausweisen — welches alles im Glauben und Vertrauen an Jesum fest gemacht, und behalten werden muß — durch Hülfe des Jesuleins — Denn ohne das können wir nichts thun. — So ehren wir die ganze h. Dreyfaltigkeit.

(Durch Unsinn gewiß nicht. Liebe Leser! was denken sie, was empfinden sie hierbey? Was meynen sie, wenn einer ihrer Prediger so predigte?)

Sechzehnte Frage.

Wie traktiren denn nun die Aeltern des Kindes Pathen?

Responsio.

Joseph und Maria haben nichts, und die Pathen bringen nichts, als sich selbst nach dem 51 Psalm. Denn es sind Bettelleute, haben ohne das Kind nichts.

nichts. Des Kindes Vater im Himmel muß es allein thun. Der hat seine Ochsen und sein Mastvieh geschlachtet. Das Kind ist gekreuzigt. Die heiligen Pathen gemartert; der Tisch gedeckt, und alles voll eingeschenkt, mit überfließender Gnade und Barmherzigkeit. Da mag essen und trinken, wer nur kann, mag und will, umbsonst und ohne Geld; er mag sich Speckfett essen. —

LXI.

Fortsetzung des Sechzigsten Stücks.

Siebzehnte Frage.

Wenn die Pathen ein Kind zur Taufe tragen; so müssen sie im rechten Ernst für dasselbe beten, weils in Teufels Noth gerathen. So fragt sichs hier: ob denn wir arme Pathen für das Kind Jesum auch Gott, seinen Vater bitten sollen, daß er ihm möge gnädig seyn, weils der Teufel in die Fersen stechen würde?

Responsio.

Nein! weils selber mächtiger, ihme selbst zu helfen, denn alle Welt, Sünde, Hölle, und Tod. So hat es ja nicht, wie unsre Kinder, Gott, seinen Vater, mit einer einigen Sünde beleidiget, noch erzörnt. Wäre also närrisch, wenn der Sünder für den Gerechten eine Collectam einlegen sollte. —

(Wozu also die närrische Frage?)

Achtzehnte Frage.

Wie kommts aber nun, daß, obgleich unsere Kinder getauft, dennoch der meiste Theil davon mißräth, und gottlos wird, auch wohl schändlichs Todes sterben müssen?

(Wer hätte diese Frage wohl hier vermuthet?)

Responsio.

Schaue die Leber an. Ezech. 21, 21. Das kommt

1. erstlich manchmal daher, wenn die Ehe gemißbraucht wird — und hernach die Kinder nicht achtet, wenn sie kommen, auch ihre Taufe nicht anders, als hätte man einen jungen Hund getauft — da wird Gott, die Taufe, das liebe Gebet, mit samt der Kinderzucht verachtet.

2. Zu dem, wenn auch der Pathe irgend ein Gottloser ist, der mit den Aeltern des Kindes eines Gelacks ist; so gerathen denn die Kinder so, daß sie weder Gott, noch Menschen gut thun, bis sie unters Kalbfell, oder unter die Eselshaut gebracht werden.

Doch hat man auch Exempel, daß auch frommer Aeltern Kinder, ohne Schuld der betrübten Aeltern, übel gerathen. Das muß man nun beym heimlichen Gericht, Rath und Willen Gottes beruhen lassen, warum das geschiehet.

(Wer dachte aber in jenen Zeiten an die Erziehung?)

3. Ja!

3. Ja! manchmal sind gar die Geistlichen schuldig daran, die toll- und voller Weise taufen, als wäre die Taufe ein Säubad —

(Wie kann aber ein versoffener Priester die Seele eines Kindes verderben, das kaum zur Welt gekommen ist?)

4. Ist auch dem die Schuld, wenn die Mutter getrunken, und der Vater gesoffen, und so toller und voller Weise —— so ist an einem solchen Kinde Taufe, Gebet, Singen, Sagen, Hopfen und Malz verloren, sonderlich wenn es noch dazu im unehlichen Leben gezeugt worden. Denn der heilige Geist kommt in keine volle und ruchlose Seele. Denn Dreck von Dreck Feur angezündet, stinkt ein Wust wie der andere, so auch eine Seele von der andern, wenn der Anbruch und Dampf nicht gut. — Manche von solchen haben oftmals besser Glück und Stern in der Welt, als die ehlich geborne — kommen wohl gar ins Regiment, wie der Jephtha, bekommen große Titel, heißen Lumina Mundi, ob sie gleich sind stercus in laterna, und werden gepreiset. Doch den Wohlverhaltenen ihrer Gottlosen Aeltern zuwider, nichts zu nahe geredet.

(Sehr tröstlich! Welch ein Mischmasch von Physik und Moral!)

Neunzehnte Frage.

Ja! nicht allein die Kinder, sondern auch die Pathen selbst zum Theil sind nicht alle ehrenfest, noch so heilig, als sie sich stellen. Wie kommt das?

Responsio.

Schaue die Leber an. — Daß man sich auf den Tag und Stunde mit etwas sehen und hören läßt für Menschen, mit Schüsseln, Kannen, Kuchen, Spielleuten, und andern. Unterdessen ist im Herzen Niemand von Gott, und seinem h. Geist, als der Tenfel und Mammon, vor welchen Gott nicht einkommen kann. — Zu solchen sagt das Jesus Kind! weichet von mir, ihr losen Pathen!

Zwanzigste Frage.

Es heißt schier Gevatter übern Zaun, Gevatter wieder herüber! Es will schier nichts mehr drauff gehalten werden! Wie nun zu rathen?

Responsio.

Opfere, schaue aber erst die Leber an, ehe du opferst. Alsdann thue Bitte, Gebet, Fürbitte und Danksagung. — Ja! laßt uns schließen und beten das Gebet, so die Alten gebetet haben, wenn sie zu Gevatter gestanden sind: Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht — hineinkommen.

* * *

So verhält sichs nun bey solcher Gevatter- und Pathschaft nicht wie bey unser. Denn es kehret sich hier alles um. Was bey uns die Gevattern und Pathen beim Kinde thun, das thut hier das Kind beim Gevattern und Pathen. Gott lieset in seinem

Buche

Buche von der rechten zur linken, wir aber in unsern Büchern von der linken zur rechten, wie hier in diesem schönen Gebet zu sehen.

Ein und zwanzigste Frage.

Was hilft denn das Beten? Entweder man muß lang auf Hülfe warten, oder wird wohl gar nichts draus mit der Erhörung. Soll man denn gleichwohl mit Beten anhalten?

Responsio.

Ihr sollt allezeit beten, und nicht laß werden. Hat es seinen Nutzen hier nicht allezeit, so findest du ihn dort. — Amen! Es soll also geschehen.

Hierauf kann man singen:

Hr. Mich. Altenburgers, gewesenen Pfarres ad D. Andreae in Erfurth Gevatter- und Kindtauflied: wohl auf mein Herz, sey gutes Muths ꝛc. ꝛc.

Gotte allein die Ehre.

Chronostichon

TV MoDo ChrIste eXInanItVs eXaLtare nos potes!

Wie froh mag der Verfasser gewesen seyn, da er mit diesem Unsinn zu Ende gekommen, — und wir auch! — Das geschahe 1682 — aber sollte mans glauben, daß 1789 noch fast eben so unsinniger Kanzelwitz gepredigt ist?

Bey der letzten starken Kälte machte ein Presbyterianprediger, am Schlusse seiner Predigt folgende Anspielung auf seine halberfrorne Zuhörer*).

„Eure Sünden, m. Br. haben eure Seelen mit Eis überzogen. Daß doch der Himmel dieses Eis eurer Bosheit schmelzen möchte! — Mich dünkt, wirklich unter euch ein Krachen des Eises zu vernehmen, das eure Herzen umzingelt.“

(Die Leute bliesen vor Kälte in die Hände, und stampften mit den Füßen.)

„Ich fürchte mich zu trügen; allein laßt uns um Rath fragen den Thermometer der Gnade — den Hygrometer der Barmherzigkeit. Seht, ich zittre ob dem, was sie uns wahrsagen. Es wird keine Aufthauung statt finden, wenigstens, wenn ihr euch nicht an dem Feuer der Gnade erwärmt. Laßt das Eis eurer Sünden nicht noch mehr erhärten. Macht, daß es, wie eine Schneemasse, an der Sonne sich auflöse. Macht, daß es schmelze an ihren Stralen — — —

Amen! sagten alle überraschte Zuhörer, indem sie ihre Augen gen Himmel erhoben, um von seiner Güte ein ewig Wärme zu erhalten, die ihnen der Prediger im Geistlichen versprochen hatte, das sie aber im Leiblichen nahmen.

*) Münchner Zeit. 1789. N. 45.

LXII.

Die Flügelkolben einer Mücke.

Lassen sie uns froh seyn, meine Leser! daß wir mit dem theologischen Unsinn zu Ende sind. Fragen sie sich selbst, — ihre Empfindungen fragen sie, warum sich in ihnen alles gegen diese abscheuliche Schrift empört? Ist nicht dieß der wahre Grund, weil alles darin so unnatürlich ist, und sich auch nicht ein einziger Gedanke findet, der seiner Natur nach möglich wäre. — O! lassen sie uns also zu der liebenswürdigen Natur wieder zurückkehren, deren erste Eigenschaft ist, aller derer Augen und Herzen an sich zu ziehen, und zu ergötzen, die für ihre schönen Eindrücke, die sie macht, gestimmt sind. Jetzt sollen uns äußerst kleine Theile eines kleinen Insekts mit ihrer kunstreichen Bildung, und weisen Absicht beschäftigen: die Flügelkolben einer gemeinen singenden Mücke.

Ich verstehe dadurch diejenigen Theile der Mücke, welche gleich hinter den Flügeln an der Brust sitzen, und mit bloßen Augen kaum zu sehen sind, weil sie sich in den Brusthaaren verlieren. Sie haben kaum die Länge einer halben Linie, und stehen in einer solchen Richtung, daß sie allezeit, wenn sie bewegt werden, die Unterfläche des über ihnen liegenden Flügels berühren. Das Ganze hat die Gestalt eines Trommelstöckchen. Der Untertheil ist ein zartes

Stielchen, oben mit einem Knöpfchen. So klein diese Werkzeuge bey einem so zarten Thierchen, als eine Mücke, sind; so merkwürdig ist ihre Bildung.

Betrachtet man diese Theilchen unter dem Vergrößerungsglase; so sind die Stiele hohl, und mit ziemlich starken Haaren besetzt. Das Knöpfchen ist ein rundes, straff gespanntes Häutchen, und scheint aus lauter kleinern Kügelchen zu bestehen. An den Seiten herum sieht man eine Einfassung von kleinen krummen Härchen, die unter kleinen Erhöhungen stecken.

Wie wir aus der Erfahrung wissen; so haben alle zweyflüglichte Insekten diese besondere Theile unter den Flügeln. Im allgemeinen ist der Schluß wohl richtig, daß sie ihnen die Natur, statt der beyden fehlenden Unterflügel, gegeben hat; allein, da die Art des Fluges bey allen Geschlechtern und Arten der zweyflüglichten Insekten verschieden ist; so ist auch die Struktur und Bildung dieser Theile verschieden. Anders ist sie z. B. bey dem Fliegengeschlecht, anders bey den Mücken, und, was diese betrifft, sind sie bey den Erdschnacken oder langbeinichten Landmücken, (Tipula) am größten, und deutlichsten zu sehen.

Die Naturforscher haben nicht alle einerley Meynung von den Absichten dieser Theile. Daher auch die verschiedenen, ihnen beygelegten, Namen. Einige, als der berühmte Swammerdamm, nennen sie Hämmerchen, weil sie glauben, daß von

ihnen

ihnen der singende Ton herrühre, den die Mücken im Fluge machen. Andere nennen sie Wagebalken, Wagekölbchen, Balanzirstangen, weil sie den Körper der Insekten im Gleichgewicht erhalten sollen.

An dem Namen ist nichts gelegen, wenn wir nur die wahre Absicht des Dings wissen. Der große Reaumür, der so vieles entdeckt hat, hatte doch die Bescheidenheit zu sagen: ich weiß die Absicht nicht. Indessen bleibt es uns doch immer eine angenehme Pflicht, nach den Absichten der Dinge zu forschen. Ihre Entdeckung allein giebt uns Licht über die mannigfaltige Weisheit des Schöpfers bey der Bildung der Geschöpfe und ihrer Theile. Die Absicht eines Theils oder Organs an dem Körper der Insekten liegt uns öfters vor Augen, und wir entdeckten sie nicht, weil wir sie in einer zu weiten Entfernung suchten. Die sicherste Art, zu der Entdeckung solcher Absichten zu gelangen, ist diese, wenn man darüber Versuche anstellen, und zu Erfahrungen kommen kann. Freylich lassen sich diese nicht immer auf gleiche Art anstellen, und am schwersten sind sie bey sehr kleinen Insekten, deren zarter Körperbau öfters die feinste Behandlung kaum gestattet. Sie mislingen zehnmal, und das eilftemal kommt man doch zum Zweck. Wer solcher Versuche bald überdrüßig wird, und sie nicht oft genug wiederholt, der wird schwerlich viele Absichten entdecken, und sich bloß mit ungewissen Muthmaßungen behelfen müssen.

Einige hundert Mücken reichen nicht, die ich diesen Versuchen aufgeopfert habe, und ein günstiger Zufall erleichtert öfters die mühsamste Arbeit. Meine Leser werden es eingestehen, daß die Mücken nicht immer, wie man wünscht, zu haben sind. Allein vor einigen Jahren, in dem kalten Winter 1788 in 1789, hatten sich in meinen kleinen Nebenkeller so unzählige Mücken gezogen, daß das ganze Gewölbe, und alle Wände damit bedeckt waren. Hier konnte ich so viel abnehmen, als ich wollte, und durfte nicht befürchten, daß der ganze Schwarm vor dem Frühjahre wegziehen würde. Bey dieser Gelegenheit nahm ich mirs recht vor, den Absichten der kleinen Trommelstöcke unter den Flügeln dieses Insekts, nachzuforschen. Meines Erachtens habe ich so wohl die Haupt- als Nebenabsicht dieser Theile entdeckt.

1, Die erste ist, dem Thierchen den Mangel der Unterflügel zu ersetzen, den Flug zu erleichtern, und den Körper bey dem Fluge in dem rechten Gleichgewichte zu erhalten. Wie erweise ich dieses? Aus der Erfahrung, der untrüglichsten Lehrerin. Schon bey den großen Aasfliegen hatte ich mehr als einmal den Versuch gemacht, einer solchen Fliege die gespannten Trommelfellchen, die wie das Instrument aussehen, womit der Ballon geschlagen wird, abzuschneiden. Als ich ihr das linke nahm, und sie fliegen ließ, flog sie in einer schiefen Richtung immer nach der linken Seite, weil der Körper, in Ermangelung des Widerstandes, dahin gezogen wurde.

Nun

Nun das zweyte, und sie taumelte, bald links, bald rechts. Der ganze Flug hatte die Richtung verloren. Eben dieses erfolgte bey der Mücke. Zwar muß ich gestehen, daß mir die Behandlung schwer wurde, ihr, ohne Verletzung, erst das eine; hernach das zweyte Trommelstöckchen zu nehmen; allein nach wohl zwölfmal vergeblichen Versuchen, gelang mirs endlich, daß ich die Flügel, vermittelst einer mit weichem Leder belegten breiten Pincette, zusammendrückte, sie damit hielt, und ihr die Flügelkölbchen, eines nach dem andern, nahm. Damit ich sie aber bey ihrem Fluge beobachten konnte, hatte ich ihr ein zartes langes Haar um den Hinterleib geschürzt. Bey dem Verlust des linken Theilchens taumelte sie immer nach derselben Seite, und des rechten, — konnte sie fast gar nicht fliegen. Hätte ich es nur mit einer Mücke versucht; so könnte man mir einwenden: ich hätte sie durch das umgeschürzte Haar, oder durch die feine Scheere verletzt, und zum Fluge untüchtig gemacht; allein bey mehr, als zwanzig wiederholten Versuchen blieb sich die Erfahrung immer gleich. Wer kann also leugnen, daß dieß nicht die Hauptabsicht dieser Theile sey: den Flug zu erleichtern, und den Körper im gehörigen Gleichgewichte zu erhalten?

2. Das Singen, oder den feinen Ton anzugeben, sind diese Organen schlechterdings nothwendig; allein ich halte dieß nur für eine Nebenabsicht, wodurch die Mücke entweder, wie die Klapperschlange, den warnen soll, den sie stechen will, oder wodurch

ein

ein Geschlecht dem andern seine Gegenwart zu erkennen giebt. Folgender Versuch überzeugte mich davon. Wenn ich die Mücke an dem umgeschürzten Haar aufzog, daß sie schwebte, sahe ich deutlich, daß sie bey der Ausbreitung der Flügel, mit diesen Stöckchen beständig zitterte, und sie im Wirbel drehete. Alsdann schlugen die Knöpfchen allezeit an die Fläche der ausgespannten Flügel. Hielt ich sie vors Ohr; so konnte ich den singenden Ton deutlich vernehmen. Bey dem Verlust des einen Stöckchens wurde der Ton schwächer, und des zweyten, verlor er sich gänzlich, so geschwind auch die Mücke ihre Flügel bewegte. Folglich muß die Mücke durch die zitternde Bewegung dieser Trommelstöckchen, und durch das Anschlagen derselben an die Fläche der Flügel, den singenden Ton hervorbringen, den wir so deutlich vernehmen, wenn des Nachts eine vor unserm Gesichte herumfliegt, und sich setzen will.

Selbst die feinen Härchen, womit Stiel und Knöpfchen besetzt sind, tragen das ihre bey, den sanften Flug des Thierchens zu befördern.

Besonders ist es doch, daß die Meisterstücke der Weisheit und Allmacht des Schöpfers, allezeit eine desto bewundernswürdigere und künstlich weise Einrichtung haben, je kleiner die Theile an sehr kleinen Thierchen sind, und je vollkommener sie doch die Absichten, wozu sie eingerichtet sind, erfüllen. Den Knochenberg des Elephanten, die ungeheure Masse des Wallfisches, den Schuppenpanzer des Krokodils, den Zahnrachen des Hayes, und diese

zarten

zarten Flügelhämmerchen der Mücke, hat eine Hand gearbeitet.

Unzählbar viel wirkt deine Hand
Im Großen durch das Kleine,
Der Wurm, den noch kein Auge fand,
Hat Nerven, Fleisch und Beine.
Er lebt durch dich, durch dich beglückt,
Bis ihn ein Sonnenstaub zerdrückt,
Dem du, o Schöpfer! winkest.

LXIII.

Die Eyer der langfüßigen Erdmücke*).

Ich traf neulich meinen Gärtner bey einem kleinen Modergraben an, wo er dem Spiel der darin befindlichen Wasserwürmer aufmerksam zusahe. Mein Gott! sagte der gute Mann, wie ist es möglich, daß Thiere in solchem Moder und Gestank leben können, wo andere sterben müßten? Nicht nur leben können, antwortete ich; sondern auch frölich sind. Es ist ihr Element, worin sie gebohren, und erzogen werden, worin sie Nahrung finden, und sich verwandeln.

Er. Wie verstehen sie das? Gebohren werden, und sich verwandeln? Ich denke es sind Würmer, die so bleiben, wie sie sind.

Ich.

*) Tipula *Linnae.*

Ich. Nein! Es sind keine eigentliche Würmer, sondern Insektenlarven, die hier aus den Eyern kommen, als solche spielende Würmer eine Zeitlang leben, sich dann in kleine Puppen oder Nymphen verwandeln, welche auch noch einige Tage im Wasser spielen, und endlich in den Zustand des vollkommenen geflügelten Insekts übergehen.

Er. O! das Insekt möchte ich sehen. Das muß ein außerordentliches Geschöpf seyn.

Ich. Lieber Mann! er wünscht das Insekt zu sehen, in welches sich diese Würmer verwandeln. Tausendmahl hat er es schon gesehen; er hat nur nicht gewußt, daß es das Insekt zu diesen Würmern sey. Wenn ich es ihm nenne; so wird er sich erst wundern. — Da — sitzt es eben auf seiner Hand, und will ihn stechen.

Er. Das ist ja eine Mücke.

Ich. Ja! die ist es auch, und alle diese Würmer verwandeln sich in lauter Mücken. Hätte er das wohl gedacht? Er wird nun begreifen, wie ihrer so viele seyn können, da alle Gräben von diesen Mückenwürmern wimmeln.

Er. Sie können mir das wohl sagen; aber scherzen sie nicht. Wie will ein so zartes Thierchen mit seinen Flügeln aus diesen Würmern kommen, die im Wasser leben? Die Mücke wird sich wohl vor dem Wasser hüten.

Ich. Hab' ich ihm je was vorgesagt, das nicht eingetroffen wäre? Ich sehe wohl, wenn er glauben soll; so muß er immer sehen. Er soll auch hier

sehen. Hole er nur ein Glas. Ich schöpfe es vor seinen Augen aus diesem Graben voll Wasser. Wie die Würmer darin so munter herumspielen! Setze er das Glas in seine Stube, bedecke ers mit einem Papierdeckel, und gebe er Achtung, ob nicht aus den Puppen, die er selbst von den Würmern unterscheiden kann, in einigen Tagen, Mücken auskommen werden. Die Puppe liegt oben auf dem Wasser. Die Haut platzt, und die Mücke kommt mit ihren Flügeln und Füßen langsam hervor, — tritt auf die Hülle, sieht sich munter um, und wenn sie trocken ist, fliegt sie frölich davon. Sie wird sich aber hüten, nicht wieder zum Wasser zu kommen, als bis sie ihre Eyer wieder auf ein schwimmendes Blättchen oder Reischen legen will, aus welchen denn die Mückenwürmer wieder gebohren werden, und sich gleich, so wie sie aus dem Eye fallen, ins Wasser begeben. — Mache er mit dem Glase seinen Kindern eine Lust, es wird ihn nicht gereuen.

Er. Das will ich wirklich thun. Aber ich kann es nicht genug bewundern, daß eine Mücke, die das Wasser so sehr scheuet, doch ihre Eyer ins Wasser legt.

Ich. Jedes nach seiner Art. Es ist dieß eine ganz besondere Vorsehung des lieben Gottes, daß er in jedes Insekt den Trieb gelegt hat, seine Eyer an solche Oerter zu bringen, wo sie theils wohl verwahrt sind, theils auch die Jungen, wenn sie auskommen, gleich ihr Lebenselement, ihre Nahrung

und Futter finden. Für diese Mückenwürmer gehört das Wasser, und zwar kein Quell- kein Flußsondern modrichtes Wasser, worin andere umkommen würden. Wenn er diese Würmer in Rheinwein und Burgunder, oder in andere, vollkommen reine Flüßigkeiten setzte; so würden sie in wenigen Minuten sterben. Setze er sie aber in Moderwasser; so werden sie leben und frölich seyn.

Er. Das muß wohl so seyn. Eben erinnere ich mich, daß mir der Gärtnerpursche vor ein Paar Tagen einige ganz andere Mücken, mit sehr langen Füßen brachte, und sagte, er hätte sie beym Umgraben eines Beets auf der Erde sitzen gesehen.

Ich. Sieht er wohl, daß die Natur das bestätiget, was ich ihm gesagt habe? Diese Gattung von Mücken ist in ihrer ganzen Lebensart, und Bildung von den vorigen sehr unterschieden. Jene sind Wassermücken; diese aber Erd- oder Landmücken. Würden jene ihre Eyer in die Erde, und diese die ihrigen ins Wasser legen; so würde keins von beyden auskommen. So hat die Natur einem jeden Geschöpf seinen Ort, und sein Element angewiesen. Der Fisch gehört ins Wasser; der Vogel in die Luft; das Schaaf auf die Erde.

Die Erdmücken haben auch weit längere Füße, wie die Wassermücken, und er kann vor ihnen ganz sicher seyn. Sie stechen keinen Menschen; denn sie haben keinen Stachel, das Blut auszusaugen.

Er. Nun werde ich klug. Der Pursche brachte mir auch ein Papier voll kleine braunschwarze Körner

aus

aus dem Beete. Gewiß sind das die Eyer der langfüßigen Mücken. Ich will sie ihnen zeigen.

Ich. Ja! die sind es. Sieht er wohl, daß sie länglicht rund, und etwas eingebogen sind. Sie haben eine außerordentlich harte Schaale, und man kann sie kaum zerdrücken. Dadurch erhalten sie sich in der Erde gegen alle Zufälle, die ihnen begegnen können. Wie doch die wachende Vorsehung des Schöpfers auch an so kleine Dinge gedacht hat, als die Eyer einer Mücke in der Erde sind!

Nun will ich ihm aber sagen, wie sie die Mücke legt. Sie weiß das Erdreich dazu recht vortheilhaft auszusuchen. Eben darum hat sie der Pursche auf einem unigegrabenen Beete angetroffen. Denn das lockere Erdreich ist dazu am geschicktesten, die Eyer anzubringen. Ihre langen Füße sind ihr dazu auch behülflich. Sie stämmet sie auf die Erde, steckt ihren Hinterleib mit dem Legestachel hinein, und legt ihre Eyer ab.

Ich habe oft mit Vergnügen zugesehen, wie sauer sichs das kleine Thierchen werden läßt, und was es dabey für besondere Stellungen des Körpers annimmt. Mit den beyden Hinterfüßen stämmt sichs auf die Erde, richtet den Leib gerade in die Höhe, und giebt ihm durch die schwebenden Flügel das Gleichgewicht. Die beyden Vorderfüße streckt es mit den Flügeln in eine gerade Linie aus, mit den mittelsten aber sucht es ein Grasstängelchen, oder dergleichen zu fassen.

Hierauf öffnet es die beyden Spitzen des Legestachels, deren eine länger ist, als die andere, stößt die längste, wenigstens einen halben Zoll tief in die Erde, und macht damit unten ein kleines Loch. Durch die hohle Röhre des Stachels läßt es nun einige Eyer in das Loch fallen, zieht den Legestachel heraus, rückt in der schwebenden geraden Stellung des Leibes fort, und bohrt aufs neue in die Erde. Dieß setzt es so lange fort, bis die Eyerlage vollendet ist.

Man kann es dem dicken Leibe eines solchen Mückenweibchens ansehen, daß es über hundert Eyer beherberge. Wenn denn gleich auch in der Erde ein Paar Dutzend verloren gehen; so bleibt doch Brut genug übrig. Die Natur versorgt manche Geschöpfe mit einem unermeßlichen Vorrath von Eyerbrut. In einem einzigen Stockfische sind öfters an die zehn Millionen Eyer. Er hat bey mir die beyden Eyersäcke des Seebarsches, oder des Sanders gesehen, und es selbst gefühlt, daß ihre Anzahl in die Millionen gienge.

Die Eyer dieser Mücke liegen etwa zehn Tage in der Erde. Alsdann kommen die jungen Würmchen aus, die sich von den zartesten Wurzeln nähren, sich binnen vierzehn Tagen in, gerade aufrecht stehende Puppen, und etwa binnen zehn Tagen in die langfüßigen Mücken verwandeln.

Es freut mich, lieber Mann! daß ich Gelegenheit gehabt habe, ihm von beyderley Gattungen von

Mücken,

Mücken, ihrer Lebensart und Verwandlung, etwas angenehmes zu sagen.

Er. Du lieber Gott! wie viele Wunder der Weisheit und Güte prediget uns doch eine Mücke? Wie viele andere Zeugen davon hab' ich in meinem Garten? Wie angenehm macht mir das meinen Beruf und meine Arbeit, bey welcher ich täglich etwas neues sehe? Ach! wenn es doch uns armen Leuten mehr gesagt würde! Die wenigsten wissen etwas von Gottes Werken. Ich weiß, wie mirs selbst ergangen ist. Daher suchen sie auch des Sonntags den elendesten Zeitvertreib in den Saufhäusern bey dem Bierkruge, und bey der Karte, und kommen ohne Geld, ohne Verstand, mißvergnügt wieder nach Hause. Wenn daher andere des Sonntags zu Biere gehen; so bleibe ich in meinem Garten, und habe den meinigen genug zu erzählen.

Ich. O! bleibe er dabey, lieber Mann! Er ist auf dem rechten Wege, sich seine saure Arbeit durch die Betrachtung dessen, was er bearbeitet, leicht und angenehm zu machen. Glaube er, daß die Worte im Vater Unser: dein Reich komme, auch diesen Sinn haben können: laß uns deine Güte und Weisheit immer mehr aus deinen Werken erkennen; so kommt dein Reich zu uns.

Lerne er jetzt von der Mücke, die ihre Eyer in die Erde legt, daß fast kein Plätzchen darin leer sey, wo nicht eine Spur eines lebendigen Geschöpfs, und der, allenthalben wirkenden Vorsehung des Höchsten anzutreffen ist!

LXIV.

Ein Stückchen Flügel von der kleinen blauen Wasserjungfer *).

Weil sich mein Gärtner so sehr über die weise Oekonomie der Mücken freuete; so wollte ich ihn durch die Betrachtung einiger, noch schöner gebildeten Insekten, überraschen. In dieser Absicht gieng ich mit ihm an einem kleinen Wassergraben herunter, weil es just die Zeit, in der Mitte des Junius, war, da die, mit allen Farbenwundern, so prächtig geschmückten, Wasserjungfern oder Libellen**), zu erscheinen und ihre mit Schlamm überzogenen häßlichen sechsfüßigen Hülsen, welche die Gestalt großer Läuse haben, aus denen sie ausgekrochen sind, am Ufer zurück zu lassen pflegen. Ich fieng einige von der großen und kleinen Art. Die ersten haben blaugrün spielende Flügel, welche den herrlichsten Anblick geben, wenn die Sonne darauf scheint. Die andern haben einen himmelblauen Hinterleib und die zartesten Flügel.

Bey diesen, sagte ich, wollen wir bleiben, und, damit er siehet, daß kein Thier in der Welt ist, wäre es

*) Es ist dieß die vierte Untergattung von Linn. Libellula *puella* mit blauem Hinterleibe.

**) Diese Namen verstand mein Gärtner nicht. Als ich aber Spinnjungfern sagte, waren sie ihm bekannt.

es auch noch so klein, an dem sich nicht noch kleinere Thierchen aufhielten, und als Schmarotzer von seinen Säften lebten; so sehe er hier unten, unter dem Brustschilde dieses Thierchens, recht wo das erste Paar Füße sitzt, das kleine braunrothe Fleckchen, welches unbeweglich zu seyn, und zu den Farbenflecken des Insekts zu gehören scheint. Allein er soll bald andere Gedanken davon bekommen. Ich nehme eine Nadel, und fahre in dem Fleckchen herum. Was sieht er nun? Es wurde alles lebendig, und einige funfzig kleine braune Milben kamen in Bewegung, die sich hier an einem Orte angesogen hatten, wo sie das Thier mit den Füßen nicht erreichen und abstreifen konnte. Himmel! wie wunderte sich der Mann?

Doch dabey wollen wir uns nicht aufhalten. Wir nehmen bloß ein Stückchen von dem Unterflügel des Insekts. Morgen Abend kommt er zu mir, und dann soll er die Feinheit und Schönheit dieses Gewebes bewundern.

Ich nahm das bloße Randstückchen dieses Flügels, legte es zwischen zwo Glasplatten, und ließ es unter allen Vergrößerungen die Revüe passiren. Ich erzähle nun, was wir gesehen haben.

Schon das bloße Auge muß die feine Haut, und die Fibern, mit welchen sie ausgespannt ist, bewundern; aber das Vergrößerungsglas erhöhet die Bewunderung. Man kann sich fast nichts feineres gedenken. Ich habe die feinste Brabanterspitze dagegen gehalten, und sie hatte das Ansehen von groben,

dicken und faserichten Stricken. Ich habe den Faden des feinsten Spinnegewebes damit verglichen, und er war grob und ungestalt. Ich habe sogar die zarten Flügel der Blattlausfliege*) dabey gelegt, und beyde nahmen sich einander nichts; und ich wollte fast dem Libellenflügel in der Feinheit den Vorzug zuerkennen. Man hat eine der feinsten Nähnadelspitzen und den Bienenstachel gegen einander gehalten, und es ist nicht einmal der Stachel selbst, sondern nur die Scheide gewesen, die man damit verglichen hat. Dennoch hat sie die Nähnadelspitze an Feinheit und Ebenheit weit übertroffen. Aber alles nichts gegen die Feinheit der Haut und Fibern dieses Flügelstückchens. Selbst der Mückenflügel, wenn auch alle Federchen und Härchen davon abgewischt sind, muß diesem weichen. Es ist in der That eins der feinsten Naturstückchen. Denn ich bin durch die stärkste Vergrößerung von 51 Millionen nicht im Stande gewesen, an dem Häutchen, oder an den Fibern desselben die geringste Unebenheit zu entdecken. So subtil auch der feinste Spinnefaden ist; so wird doch eine Fiber in diesem Häutchen, unter einer 51 millionenmaligen Vergrößerung, noch nicht einmal so dick, als ein Spinnfaden. Wir können dabey auf eine noch größere Feinheit schliessen. Wie unendlich fein muß darin das hohle Röhrchen, und der Saft seyn, der durchgehet, um die Haut des Flügels geschmeidig zu erhalten. Geht das nicht über alle unsere Gedanken und Begriffe?

Und

*) Hemerobius *Perla* Linn.

Und gleichwohl ist dieses ein lebloses Ding. Was soll man zu der Kleinheit eines Thierchens sagen, deren eine Million erst die Größe eines Sandkorns ausmacht, und welches unter einer 51 millionenmaligen Vergrößerung, kaum die Größe eines Punkts hat, der mit der zartesten Feder gemacht ist. Dennoch hat es Gliedmaßen, Lungen, Herz, Augen, und andere Theile, sich zu bewegen, und ein solches unendlich kleines Thierchen schwimmt so gewiß im Wasser, als der Wallfisch in seinem grönländischen Ozean.

Unser Flügelstückchen ist in der Länge drey Zwölftheile, und in der Breite zween Zwölftheile eines Zolles. Es ist so abgeschnitten, daß das runde Ende, oder der Bogen des Flügels noch daran zu sehen ist. Dieser besteht aus einer etwas stärkern Fiber, als die übrigen Flügeladern, und ist mit ganz kurzen, schief stehenden Härchen besetzt, um den Flug des Insekts zu erleichtern. Aus diesem Bogen gehen der Länge nach zwölf gerade Adern, die mit Queradern durchflochten sind, und daher lauter länglichte Vierecke bilden. Zwischen diesen Vierecken ist die zarte Haut ausgespannt. Ich habe in diesem Stückchen auf 276 Quadrate gezählt. Wie viele mögen nicht in dem ganzen Flügel seyn? Genug aber, um die Spuren der anbetungswürdigsten Weisheit zu erkennen, die diese feinen Theilchen gebildet, und ihre Verbindung so eingerichtet hat! Das erste Allmachtsstück des Schöpfers von dieser Art, das keinen weitern Zeugen, als ihn selbst hatte, verdient schon Bewunderung; aber noch weit

bewundernswürdiger ist die Weisheit des Höchsten in den, hier eingeprägten Bildungsgesetzen, daß die Natur alle Jahre einigemale dieses Werk wiederholt, und sich niemals in ihren Arbeiten irrt, oder auch nur ein Härchen, eine Fiber dieses zarten Gewebes vergißt?

Woraus besteht wohl der Stoff dieser zarten Flügelhaut? Was bringt ihn in dem Insekt hervor. Welche Kraft bildet ihn zum Flügel, und setzt seine Theile in ihre absichtliche Verbindung? Wie genau und dicht sind sie unter der Verwandlungshülse zusammen gefaltet, ehe das Insekt auskriecht, und sie zu gebrauchen wagt? Ist dabey auch nur ein Theilchen verrückt? Wie ordentlich legen sie sich aus einander, wenn sie trocken geworden sind, und das Insekt sie zum erstenmale zum Fluge ausbreitet? Die Haut hat keine Schuppen oder Federchen, wie die Flügelhaut der Schmetterlinge, und die feuchte Luft schadet ihr nichts. Es ist aber auch kein Theilchen an diesem Stück, und an dem ganzen Insekt so fein, das nicht seine bestimmte Absicht hätte. O! wie würden wir erstaunen, wenn wir erst tiefer in diese Geheimnisse der Natur — in die Absichten der Dinge — dringen könnten!

Jetzt nur noch ein Wort von dem Vorzuge der Natur vor der Kunst. Hier haben wir ein Beyspiel, wie weit die letztere der ersten nachstehe. Sind nicht die allerfeinsten Sachen, welche die Kunst hervorbringt, lauter schwache Nachahmungen der Natur? Vor dem bloßen Auge halten sie wohl

Probe; bringt man sie aber unter das Vergrößerungsglas; so zeigen sich die unerträglichsten Unregelmäßigkeiten. Welche Kunst kann auch die Natur in ihrer Feinheit, Schönheit und Vollkommenheit erreichen? Und wer anders, als die Natur, hat den Menschen zuerst die Künste gelehrt? Die Spinne das Stricken und Weben — die Schwalbe, Biene und der Biber das Mauern und Bauen; — die Schiffmuschel das Segeln? Wenn auch eine Kunst recht vollkommen und hochgetrieben seyn soll; so ist es die, welche der Natur am nächsten kommt. Es wird ihr aber allezeit etwas fehlen, worin die Natur den Vorzug hat. Man hat künstliche Enten, welche fressen und schwimmen können. Man hat Flötenspieler, und andere Automaten, die unglaubliche Dinge machen. Es sind aber Maschinen, und was sind diese gegen ein organisirtes, lebendes und empfindendes Thierchen? Das einzige Auge eines Insekts, der feinste Flügel einer Libelle hat mehr wunderbares und kunstreiches, als die kostbarsten Kunstkabinette aufweisen können.

„Ich will die Natur bewundern, sagte dort ein Freund zu dem andern, den er die Schönheiten der Natur lehren wollte *), — ohne die Kunst zu verachten. Diese ist ein Werk der Menschen; jene zeigt uns lauter Meisterstücke des Allmächtigen, des Schöpfers selbst. Wenn du dir erst den Gebrauch

des

*) Sulzers Unterredungen über die Schönheiten der Natur. S. 47.

des Vergrößerungsglases wirst bekannt gemacht haben; so wirst du noch größere Dinge sehen. Dieß sind andere Augen, die uns mit einer neuen Welt von Wundern bekannt machen. Wie viele der raresten Kunststücke treten wir also täglich mit Füßen, und gehen, wie die Blinden, über sie weg. Wenn die Menschen die Schönheiten dieses, ihnen verächtlichen Theils der Welt recht kennten, wie manche langweiliche und verdrüßliche Stunden könnten sie sich dadurch zu den angenehmsten ihres Lebens machen? Ein einziges solches Wunder wirkt so stark auf den Geist, daß die Eindrücke ihm beständig bleiben:"

wie ich oft an meinem guten Gärtner, und an mehreren erfahren haben.

LXV.

Merkwürdigkeiten in der Bildung eines Hühnerauges.

Wenn sich alle Werke der Kunst, welche Menschenhände hervorgebracht haben, in einem einzigen vereinigen könnten; so würden sie doch die hohe Kunst nicht erreichen, welche die Natur in dem Auge eines Thiers angebracht hat. Das einzige Auge eines Thiers hat mehr wunderbares, als alle Pflanzen. Wie wunderbar ist die Einrichtung der Insektenaugen, welche alle unbeweglich sind, und durch

durch ihre Menge diesen Mangel der Bewegung ersetzen? Eine Libelle hat an die 36000 Augen; eine gemeine Stubenfliege auf jeder Halbkugel 4000. Sie kann also auf allen Seiten um sich sehen. Dieß wird man gewahr, wenn man einer Fliege ganz von hinten zu kommt, und sie haschen will. Es sind alles regelmäßige sechseckige Zellen, in denen man unter einer gewissen Stellung des Reflektirspiegels die Pupille siehet. Wie man ihre Zahl bestimmt? Auf eine sehr leichte Art. Man schneidet die Halbkugel in der Rundung aus, daß sie noch einen Rand von der Haut behält, wäscht sie rein aus, und preßt sie zwischen feuchtem Leder. Hierauf schneidet man sie in der Mitte durch, die Hälfte aber noch einmal; so hat man ein Viertel. Dieß bringt man unter das Vergrößerungsglas, und zählt die Zellen. Hat man richtig geschnitten; so enthält das Viertel insgemein tausend Augen. Die übrigen drey Viertel dazu gerechnet, machen 4000 Augen, und also in der zwoten Halbkugel eben so viele; also 8000 Augen. Muß man nicht über den Bau, über die Lage, über die Einrichtung und Absicht dieser Augen erstaunen?

Dieß aber bey Seite gesetzt; so will ich einen Umstand anführen, der uns noch mehr zum Erstaunen hinreissen muß. Die Kunst der Menschen hat Vergrößerungs- und Ferngläser erfunden, durch welche man in der Nähe und Ferne die Wunder der Schöpfung aufsuchen kann. Durch die letztern hat man neue Planeten, als den Uranus, und im

Monde

Monde Blitze und Vulkane entdeckt. Allein noch nie hat es die Kunst dahin gebracht, und nie wird sie es dahin bringen, daß uns ein solches Instrument entfernte und nahe Dinge zugleich deutlich vorstellen sollte. Indessen, was der Kunst unmöglich bleiben wird, das hat die Natur als leicht und möglich, bey den Augen der Thiere, insonderheit der Vögel, angebracht. Das Auge manches Vogels ist ein Mikroskop und Teleskop zugleich, und der Vogel kann es nach Willkühr in beyderley Absicht gebrauchen, er darf es nur auf sehr kleine und nahe Gegenstände richten; so wirds ihm ein Vergrößerungsglas, und auf sehr entfernte; so vertritt es ihm die Stelle eines Fernglases.

Bey den Insekten hat die Natur diesen Vortheil nicht vergessen. Es giebt verschiedene Fliegen- und Käferarten, deren Lebensart erfordert, bald in der Nähe und Ferne zu sehen. Allein sie haben diesen Vortheil nicht in einem und eben demselben Auge, wie der Vogel; sondern die Natur hat ihnen zweyerley Arten von Augen gegeben: die große Menge der sechseckigen Zellen in den beyden Halbkugeln, welche alles, was vorkommt, in der Nähe sehen. Ausserdem aber, oben auf der Stirn, drey, recht im Dreyeck stehende, kleine Ozellen, die wie Korallen glänzen, und mit welchen sie weit in die Ferne schauen können. An der Hornisse sind diese drey Ozellen vor der Stirn überaus deutlich zu sehen. Man hat die Versuche gemacht, einer solchen Fliege die Halbkugeln mit schwarzer Leinöhlfarbe zu verstreichen,

streichen, und sie ist schnurgerade in die Höhe geflogen, weil ihr die drey Ozellen noch Licht gaben. Da aber auch diese zugestrichen wurden; so saß sie stockstille.

Bey dem Vogel aber ist das Auge weit bewundernswürdiger eingerichtet. Denn er kann mit einem und eben demselben Auge in der Nähe und Ferne sehen. Den Beweis dazu nehm ich von dem Hühnerhofe, und von dem Beyspiele einer Glucke. Ich habe oft mit Vergnügen zugesehen, was dabey vorgegangen ist. Die treue Henne, mit einer Schaar von Küchlein umgeben, ist eben so sorgfältig, ihnen Futter zu suchen, als sie vor Gefahren zu warnen. Beydes thut ihr wachsames Auge. Laßt uns ihr Verhalten betrachten.

Jetzt scharrt sie Sand und Erde auf, und entdeckt unter dem Schutte das kleinste Hirsekörnchen, das sie beynahe mit dem Auge berührt. So dicht hält sie es darüber. Sie lockt, und alles läuft zu, das Körnchen aufzunehmen. In dem Augenblick sieht sich die Henne um, und dreht den Kopf, um mit dem einen Auge in die Luft zu sehen. Plötzlich thut sie ein Angstgeschrey, und die kleine Heerde fliehet in die Schlupfwinkel. Was mag sie dazu bewegen? Sie hat in die Höhe gesehen. Ich folge ihr mit meinem Auge, und erblicke nichts, als in einer weiten Ferne einen kleinen schwarzen schwebenden Punkt. Er kommt näher, und nun sehe ich, daß es ein Sperber ist, den das scharfe Auge der Glucke in der Ferne erkannt hatte. Welche Kunst

muß

muß in diesem Auge seyn, daß sich darin zwo, uns widersprechend scheinende Eigenschaften, vereinigen. Es ist ein Vergrößerungs- und Fernglas zugleich.

„Dieser Umstand, sagt ein großer Philosoph *), ist bis zum Erstaunen wunderbar, und kann von uns kaum begriffen, geschweige nachgeahmt werden. Die Theile des Auges, die eben das vorstellen, was die Theile eines Fernglases davor bringen, müssen, wenn es in der Nähe deutlich sehen soll, in ein ganz anderes Verhältniß zu stehen kommen, und auch eine ganz andere Figur haben, als wenn es entfernte Sachen deutlich siehet.“

„Die Krystallfeuchtigkeit des Auges muß also der vordersten Haut im Auge bald näher kommen, bald sich weiter davon entfernen. Bey dem Menschen ist der mittlere Abstand des Krystalls von der vordern Augenhaut ungefähr $\frac{1}{10}$ eines Zolls; bey einem Huhn kann er wohl nicht mehr, als $\frac{1}{40}$ eines Zolls seyn. Wie klein müssen also die Veränderungen seyn? Unmöglich kann man daraus so große Veränderungen herleiten, als zu so ungleichen Entfernungen der Gegenstände erfordert werden. Also muß auch zugleich die Krümmung des Krystalls geändert werden. Wer erstaunt nicht über die Genauigkeit, wodurch alle diese Veränderungen in einer so kleinen Maschine, als das Hühnerauge ist, müssen hervorgebracht werden?“

Was

*) Sulzer in seinen Unterredungen über die Schönheiten der Natur. S. 51.

Was für Federn? — Was für Theile müssen in Bewegung kommen, wenn der Krystall theils gekrümmt, theils vorgerückt wird, wenn die Glucke das Hirsekörnchen sehen soll, und wenn er sich wieder aus seiner Krümmung legen und zurückgezogen werden muß, um den Sperber in der Luft zu erblicken?

— Der das Auge gemacht hat, — mit welchem Verstande muß der alles übersehen?

LXVI.

Das Netz einer Spinne.

An eine Freundin in * * *

Das darf ich ihnen wohl nicht beschreiben, liebe Freundin! Der Knabe von sechs Jahren kennt es. Sie haben es selbst oft gesehen. Haben sie es aber auch recht gesehen? — mit Betrachtung und Empfindung gesehen? Es ist eins der größten Meisterstücke der Natur, über welches die Augen so vieler tausend unempfindlichen wegsehen.

Hier hängt es in freyer Luft, — so fein geatbeitet, so straff angezogen, ohne Balken und Stützen, daß es Sturm, Wind und Regen trotzt. Gleichwohl kann es ein Hauch des Mundes, das kleinste Lüftchen in Bewegung setzen, ohne daß es reißt. Wie künstlich sind darin die Faden geflochten, und

wo es nöthig war, mit Knoten versiegelt? Wie richtig sind die stärkern, als Stützen gebraucht, und wie genau die dünnern über sie hergezogen, in der Verbindung mit jenen, das Ganze zu halten? Was ist alle Kunst der Menschen, — was alle Gewebe der zartesten Hände, meine Freundin! gegen den Faden, den eine verächtliche Spinne gezogen hat? Und welcher Meßkünstler hätte den Plan dieses Fadengebäudes richtiger erfinden, künstlicher entwerfen können, als es die Spinne von Mutter Natur gelernt, und ausgeführet hat. So oft auch dieses Wunder der Natur schon beschrieben ist; so werden dennoch darin noch immer neue Schönheiten und Vollkommenheiten anzutreffen seyn. Und wer weiß, was die Nachwelt noch für neue Wunder darin entdeckt, die wir bey dem mühsamsten Nachforschen dennoch übersehen haben?

Erlauben sie, beste Freundin! daß ich sie darüber mit einigen Fragen unterhalte, und versuchen sie es vorher, ehe sie meine Erklärung lesen, ob sie sich diese Fragen selbst beantworten können.

1. Die erste Frage: was ist die Materie des Spinnennetzes, und woher nimmt sie die Spinne? Wenn es zerreißt, oder abgefegt wird, woher und wovon kann sie es aufs neue ersetzen?

Wer noch gar nichts von der Beschaffenheit dieser Materie weiß, der nehme sie vor sich, und untersuche sie, ob er auf den Ursprung derselben kommen, und durch Vernunftschlüsse die Art und Weise erfinden kann, wie sie die Spinne in sich selbst bereitet,

und aus sich selbst herausziehen kann. Sehr selten wird man eine Spinne in ihrer Arbeit überrascht haben, weil sie ihr Netz mehrentheils des Nachts macht, oder, wenn alles stille ist ausbessert. Ich habe es oft versucht, und bey Tage das Netz zerschnitten, und mich in einen Winkel versteckt; allein die Spinne rührte sich nicht. Des andern Morgens war es wieder fertig.

Die Spinne, liebe Freundin! hat von der Natur alle Werkzeuge empfangen, die zum Stricken dieses künstlichen Netzes erfordert werden. Anders aber sind die Werkzeuge der Spinnen, die ihre Netze als ein Gewebe, im Winkel ausspannen. Dieser ihre Füße sind vorn mit einem ordentlichen Webekamm versehen, zwischen dessen Zähnen die Fäden, wie zwischen dem Rohr eines Weberstuhls, durchlaufen. Daher pflegen auch die Naturforscher die Spinnen in Strick- und Webespinnen, einzutheilen.

Unsere Strickspinnen können feineres Filet stricken, als sie es mit ihren zarten Händen zu machen im Stande sind. Aber womit? Das werden sie schwerlich errathen. Am Hintertheile hat die Spinne sechs kleine Warzen, aus welchen ein flüßiges Gummi herausgezogen werden kann. Dieß ist die Materie, die sich dazu in ihrem Körper von selbst absondert. Was müssen das für künstliche Gefäße seyn? Diese Art von Harz hängt sich leicht an alle Körper an, und verhärtet sogleich an der Luft. Es kann bis zum Unsichtbaren gezogen

werden, und bleibt so biegsam, daß es allen Eindrücken nachgiebt, und, wenn es in einen Faden gezogen ist, sich von selbst wieder gerade zieht. Es hat eine ungemeine Federkraft. Stellen sie sich vor. Der feinste Spinnefaden ist so stark, daß er noch fünf- bis sechsmal so viel trägt, als die Spinne schwer ist.

Da nun die Spinne bald dickere, bald dünnere Fäden zu ihrem Netze ziehen muß; so kann man bey Untersuchung eines Fadens, leicht abmerken, wie sie es anfängt. Den dünnen zieht sie gleich so, wie er seyn soll. Den dickern aber so, daß sie zwey bis drey dünnere an einander legt, welche sich gleich zusammenkleben, und so genau vereinigen, daß sie als ein Ganzes anzusehen sind.

Man hat ausgerechnet, daß hundert der feinsten Spinnefäden erst dem Durchmesser eines Menschenhaars gleich sind. Da nun die Faden und Haare rund sind, so würden erst tausend solcher Fäden die Dicke eines Haars ausmachen. Man hat ferner bemerkt, daß 400 Fäden einer jungen Spinne, die erst anfängt zu spinnen, dreyen einzelnen Faden einer alten gleich sind. Folglich, da solche Faden 400 mal kleiner sind, als die Faden einer großen Spinne; so müssen auch vier Millionen Faden einer jungen Spinne noch nicht so dicke seyn, als ein einziges Menschenhaar. Was sagen sie zu dieser Rechnung? Ist es nicht zum Erstaunen, wie fein eine Spinne ihren Faden ziehen kann, daß er doch nicht reißt?

2. Die zwote Frage: Wie macht es eine Spinne, daß sie ihr Netz so ordentlich und regelmäßig richten und ausspannen kann? Sie braucht dazu nicht die geringsten Instrumente. Ein gewisser Trieb leitet sie, ihre Fäden so zu ziehen, zu legen, und zu befestigen, daß daraus das künstliche und bewundernswürdige Gewebe entsteht, welches ein Meßkünstler mit Winkelmaaß und Zirkel kaum so akkurat machen könnte. Ist es nicht sonderbar, daß wir weit mehr Zeit gebrauchen, das Gewebe und Netz der Spinne, das wir vor Augen haben, aufs Papier zu reissen, und abzuzeichnen, als die Spinne gebraucht, es zu verfertigen, oder zu ergänzen.

Man nehme sich einmal die Mühe, den Abstand der gezogenen Querfaden von einander abzumessen; man wird finden, daß keiner um ein Haar weiter von dem andern abstehe. Wie ist es der Spinne möglich, dieses Ebenmaaß allezeit aufs richtigste zu treffen? Eben so möglich, als der Biene, allezeit ihre Zellen im richtigsten Sechseck anzulegen, und niemals dafür ein Achteck zu bauen, ob wir uns gleich die Art und Weise ihres Verfahrens dabey nicht recht deutlich vorstellen können.

Und dieß ist, wenn ich mich so ausdrücken soll, der Finger Gottes, oder die Spur der göttlich wirkenden Kraft, die sich in allen Werken der Natur, wenn es auf Plan, Anlage und weise Ordnung ankommt, so deutlich offenbaret.

Ehe ich ihnen, meine Freundin! die Frage selbst beantworte, muß ich noch einmal auf die Werkzeuge der Spinne kommen, woraus sie ihre Fäden zieht. Ich habe oben gesagt, daß sie am Hinterleibe sechs Warzen habe. Das ist es aber noch nicht allein, was sie in Bewunderung setzen kann. Bedenken sie, daß jede dieser Warzen tausend kleine Oeffnungen hat, — unter dem Mikroskop richtig, mehr als einmal, auch von mehr als einem Naturforscher gezählt, — deren jede ihren Faden treibt. Mithin haben sie aus jeder Warze tausend kleine Fäden, und aus allen sechs Warzen sechstausend kleine Fäden. Wenn diese alle in einen Faden gedrehet werden; so bestehet derselbe aus 6000 kleineren. Stellen sie sich nun die Kleinheit eines einzelnen Fädenchens vor, ehe er mit den übrigen zusammen kommt, und wenn 36000 solcher Fäden, deren jeder sechstausend kleinere in sich faßt, zusammen kommen; so ist ein solcher Faden noch nicht so stark, als der feinste seidene Faden, der zum Nähen gebraucht wird.

Wenn sie von der Beschaffenheit des Spinnefadens gehörig unterrichtet sind; so werden sie sich auch die Art und Weise deutlicher vorstellen können, wie die Spinne bey ihrer Spinnkunst zu Werke geht.

Das erste, worauf die Spinne sieht, ist die Dauer und Festigkeit ihres Netzes. Um diesen Zweck zu erreichen, ziehet sie die Grundlinien, oder diejenigen Fäden, an welchen sich Mücken, Fliegen und andere größere Thiere stoßen könnten. Sie richtet sie ferner

so

so ein, daß sie im Stande sind, sie selbst zu tragen, wenn sie im Mittelpunkt des Netzes sitzt, und auf der Fläche desselben hinläuft. Manche Kreuzspinne ist groß genug, und man sieht es deutlich, wie sich das Netz zieht, wenn sie darauf läuft. Daher macht sie diese Grundfäden doppelt stark. Die übrigen aber, welche dazu dienen, das Ganze zu halten, wie die Quer- und Nebenbalken eines Gebäudes, oder auf welchen sie, als auf einer Leiter hinläuft, und die sie sich als die Sprossen derselben vorstellen müssen, spinnt sie nur einfach, und befestigt sie an den Hauptfäden.

Wer hat sie nun das gelehrt, eine solche kluge, und uns fast vernünftig scheinende Wahl anzustellen? Eben wie ein Zimmermann niemals die dünnen Sparren unten, und die größern Balken auf sie, sondern die starken unten, und die schwächern darüber legen wird.

Noch einen Umstand darf ich hier nicht vergessen. Wo sich die Fäden im Netze kreuzen, werden sie allezeit eine Art von Knoten sehen, als wäre der Faden übergeschlagen, um mit dem andern desto fester vereiniget zu bleiben. Es scheint aber nur so. Es ist ein aufgesetztes Klümpchen ihrer klebrichten Materie, das sie mit dem Hintertheile aufdrückt, und dadurch gleichsam beyde Fäden, in dem Punkte, wo sie sich berühren, versiegelt. Insgemein steht das Netz der Strickspinne senkrecht, aber etwas schräge, nur in seltenen Fällen hat es eine wagerechte Stellung.

Das bewundernswürdigste hierbey ist, daß die Spinne, von Generation zu Generation, ihr Netz allezeit,

allezeit, nach einerley Art, Modell, Regeln und Ordnung zu stricken pflegt. Wie die erste Schöpfungsspinne ihr Netz gestrickt hat; so strickt es die Spinne noch, die sich gestern in ihrem Gartenhause angebauet hatte.

Aber auch das ist nicht zu übersehen, daß sie ihr Netz zu allen Zeiten wieder ergänzen und ausbessern kann, wenn es schadhaft geworden ist. Wenn eine rüstige Hornisse, eine Wespe oder große Aasfliege hineingeräth; so zerreissen sie öfters ganze Felder. Die Spinne bemächtigt sich erst ihres Raubes. Sie trägt ihn entweder erst zu Loche, und saugt ihn aus, oder sie überspinnt ihn, wenn sie zu satt ist, und läßt ihr zerrissenes Netz, wie es ist. In der folgenden Nacht wird es glücklich ausgebessert. Wenn sie es auch täglich zerstören, und die Spinne bleibt in ihrem Loche; so steht es morgen wieder neu, und eben so schön vor ihren Augen. Denn sie hat in ihren Warzen beständig Vorrath von dieser Materie, und dieses Zuquillen der Materie dauert so lange, als die Spinne nicht alt wird. Im Alter aber vertrocknen diese Saftquellen, und sie muß umkommen, wenn ihr Netz zerstöret wird, weil sie sich keins wieder machen kann. Sie macht es aber dann, wie der Fuchs, der sich gern in den Bau eines Dachses einquartiert. Sie sucht das verlassene Netz einer andern Spinne, und erhält sich, so lange ihr die Natur das Leben gönnt.

3. Die dritte Frage betrifft die besondere Art, wie die Spinne grobe und feine Fäden ziehen kann.

Dieß

Dieß geschieht auf eine doppelte Weise. Entweder, daß sich die Fäden, die aus zwo oder mehrern Warzen kommen, in einen zusammendrehen, oder daß die Fäden selbst in der Oeffnung, aus welcher sie kommen, bald dünner, bald dicker gezogen werden.

Denn es geht der klebrige Saft aus diesen Oeffnungen, wie durch das Loch eines Ziehbeisens, womit auch die Raupen zum Spinnen versehen sind. Es kann sich die Oeffnung aufthun und schließen; sie kann sich weiter und enger machen, wie es die Bedürfnisse der Spinne erfordern. Hierin liegt der Grund, warum die Spinne gröbere und feinere Fäden zieht. Sie kann sich auch damit helfen, wenn sie sich niederläßt, und in freyer Luft hängt. Will sie hängen bleiben; so schließt sich der Muskel der Oeffnung. Oeffnet er sich wieder; so senkt sie sich durch ihr eigenes Gewicht.

4. Die vierte Frage zielt auf einen ganz besondern Umstand, den sich viele nicht erklären können, und worüber sie mir selbst schon oft ihre Zweifel gesagt haben. Wie geht es zu, daß eine Spinne im Stande ist, ihr Netz oft in freyer Luft zwischen zwey Gebäuden auszuspannen, oder von einem Baume zum andern zu kommen, wenn auch ein Wasser dazwischen ist? Dieses Geheimniß zu erforschen, darf man nur eine Spinne von einer Höhe herabstoßen, und ihren Faden betrachten; so wird man sehen, daß sie einen doppelten Faden hat, davon der eine durch die Luft an einen gegen über stehenden Baum oder Haus gewehet werden kann. Dann ist es ihr

leicht, auf demselben hinüber zu laufen, ihn auf der andern Seite zu befestigen, und also ihr Netz recht in der Mitte, selbst über dem Wasser, anzulegen.

Ich könnte ihnen noch viele Merkwürdigkeiten in der Lebensart der Spinne erzählen. Dieß aber mag genug seyn. Zuletzt erinnere ich sie nur noch an den stolzen Gedanken der Spinne in Gellerts Fabel: ich webe für die Ewigkeit. Sind die Projekte mancher Menschen besser, die doch in wenigen Augenblicken, wie Spinnewebe, vergehen?

LXVII.

Vom Alpdrücken *)

Ich bin nicht dafür, einen alten ausgestorbenen Aberglauben wieder aufzuwärmen. Es ist solches desto gefährlicher, je geneigter die Gemüther der Unwissenden sind, sich wieder dem Aberglauben zu ergeben. Aber so weit sind wir in der Aufklärung noch nicht, daß alle Keime dieser Hyder schon völlig erstickt wären. Ich werde daher in meiner Schrift keines Aberglaubens gedenken, von dem ich nicht noch offenbare Spuren unter dem Menschen gefunden hätte. Und wenn ich eine Art desselben berühre, davon

*) Ich habe davon schon etwas in meinem Zeitvertreibe und Unterrichte für Kinder ꝛc. II. S. 196. gesagt.

davon keine Spur mehr vorhanden wäre; so ist es in der Absicht geschehen, wenn ich glaube, auf seinen ersten Ursprung gekommen zu seyn, und ihn aus natürlichen Ursachen habe erklären können.

Mit dem Alpdrücken verhält sichs wirklich so, daß man die Ursache dieser Krankheit noch unnatürlichen Dingen zuschreibt. Ich habe davon bisher unter dem gemeinen Mann mehr, als eine Erfahrung gehabt. So viel mir aber davon bekannt ist, trifft das Uebel bloß das weibliche Geschlecht, daß es von dem sogenannten Alp gedrückt wird. Wenigstens habe ich es nie von einer Mannsperson gehört.

Vor ein Paar Jahren hatte ich selbst eine alte abergläubische Magd, welche sich oft beklagte, des Nachts vom Alp gedrückt zu werden. Ihr Aberglaube fand die rechte Nahrung, weil ich eben in ein Haus gezogen war, welches in der ganzen Stadt in dem Ruf des Spukens stand. Ich hatte Mühe genug, sie zu überzeugen, daß die Krankheit aus ganz natürlichen Ursachen entstände, wie sich denn solche auch allmählich durch den Gebrauch vernünftiger Arzeneymittel verlor.

Erst etwas von der Beschaffenheit dieser Krankheit. Die Thatsache hat ihre Richtigkeit, und die, sich dabey ereignenden Vorfälle können den Furchtsamen und Unwissenden leicht zum Aberglauben verleiten. Wenn die Person den Zufall bekam; so lag sie allezeit auf dem Rücken, mit dem Kopfe tief, und im ersten Schlaf. Alsdann dünkte es ihr, wie sie hernach aussagte, als ob etwas wie ein Sack auf

sie

sie fiele, und sie so drücke, daß sie keinen Athem holen, auch nicht rufen oder schreyen könne. Man hörte auch zu der Zeit von dieser Person nichts als ein ängstliches Stöhnen, und sie war schwer aus dem Schlafe zu ermuntern. Oefters klagte sie des andern Morgens, daß der Alp sie an den Armen und Beinen braun und blau gedrückt hätte. Es zeigten sich auch wirklich braune, mit Blut unterlaufene Flecke.

Meines Erachtens entstand das Uebel bey dieser Person, theils aus dem Magen, theils aus Furcht und Aberglauben. Da sie die Erwartung ähnlicher Fälle hatte; so schlief sie jedesmal mit Furcht und Einbildung ein, daß der Alp kommen und sie drücken würde. So wie sie die Augen schloß, sahe sie allerley fürchterliche Gestalten, wie ihr solche die Einbildung vorspiegelte, und so wie sich der erste Schlummer einfand, war auch der leidige Alp da.

Diese Person war überdem sehr hysterisch, und hatte sich den Magen durch Branntweintrinken verdorben. Ihre liebste Speisen waren Kuchenwerk, Kartoffeln, u. s. w. Des Mittags aß sie wenig; des Abends aber desto mehr. Der gefüllte, schwache Magen blähete sich auf, drückte das Zwerchfell, welches den Ober- und Unterleib scheidet, und zum Athemholen, und zur Beförderung des Geblüts dient. Lag sie nun auf dem Rücken; so war das Drücken des Magens desto stärker. Die Einbildung kam dazu, und machte in der Seele das Gefühl des Drucks zum Alp. Daher der schwere Athem,

die

die Beängstigung der Brust, die gehemmte Stimme. Die Furcht brachte das Blut zum Stocken. An den Stellen, wo es stockte, war das Gefühl davon, und die Einbildung war gleich fertig, dieses dem Alp beyzumessen. — So weit der natürliche Gang der Krankheit.

Wir kommen aber nun auf den Kommentar des Aberglaubens über diese ganz natürliche Sache. Man muß sich nicht verdrüßen lassen, die alten Zauberbücher, so undankbar auch diese Arbeit ist, z. B. den höllischen Proteus; die gestriegelte Rockenphilosophie; Männlings Kuriositäten in- und ausländischer Albertäten, und solcher saubern Sächelchen mehr, durchzulesen, wenn man dem Aberglauben auf die Spur kommen, und seinen Gang verfolgen will. Die Hexenakten belehren uns, daß der Junker Hans mit dem Federhute und dem Pferdefuße, bey den Töchtern der Menschen auf Galanterie ausgehe, sich aber unter denselben die Dulzineen mit rothen Augen, und krummen Rücken aussuche. Gleichwohl soll er die Freude haben, bey diesen seinen alten Mütterchen oft Vater zu werden. Die kleinen, davon entstehenden Geschöpfe — halb Junker Hans, oder Gott sey bey uns! halb von der alten Mutter Else — führen in dem Register der Hexen den Namen *Incubus*, von Aufliegen, weil sie es vorzüglich seyn sollen, wie einige, der Hexenoekonomie kundige, behaupten, welche des Nachts das fatale Drücken verrichten. Sie heißen auch Elpben; davon Alp von dem griechischen Worte Ephialtes. Nicht in

allen

allen Provinzen führet der Alp gleiche Namen. In unsern Gegenden heißt er allgemein der Alp, auch wohl die Marte, Nachtmarte; im Sächsischen aber das Jädel, oder der Schrötel. Doch dabey wollen wir uns nicht aufhalten.

Der Alp aber kann eigentlich für sich nicht agiren; er wird von den Hexen denen auf den Hals gebannt, denen sie nicht gut sind, und die sie um den Schlaf bringen wollen. Andere sind der Meynung; die Hexen selbst machten sich das Vergnügen, die schlafenden so unmenschlich zu drücken, daß ihnen die Seele ausfahren möchte. Daher in Oberdeutschland unter dem Volke die gemeine Sage: die Trude hat mich gedrückt. Bey den alten Deutschen waren gewisse Frauenspersonen, als Zauberinnen bekannt, welche die Truden hießen.

So thöricht der Wahn des Aberglaubens ist, so thöricht sind auch insgemein die Mittel, die er sich selbst gegen solche Hexenplagen erfindet.

„Wenn ein Weib des Abends zu Bette geht, soll sie ihren Stuhl, darauf sie gegessen, von der Stelle rücken; sonst drückt sie der Alp“ *).

„Laß einen Topf beym Feuer sieden; oder mahle an die Thür 3 Alpkreuze; oder wenn du die Schuhe ausziehest, so kehre sie um, so kann dir der Alp nichts thun.“

„Das sicherste Mittel: lege dich im Bette auf den Bauch, und zwar mit dem Kopfe zu Füßen.

*) S. die gestriegelte Rockenphilosophie Cent. 2. Cap. 33.

Füßen. Kommt nun der Alp, und will seine Zunge in deinen Mund stecken, so trifft er einen andern Ort, welche Grobheit ihn so verdrüßt, daß er nicht wieder kommt.“

„Stopfe das Loch zu, wodurch der Alp in die Kammer gekommen ist; so wird ihm so angst, daß er nicht wieder kommt.“

„Merkst du ihn, ehe du einschläfst; so sprich nur: Trud! komm Morgen; so will ich borgen — dann weicht er gleich zurück, stellt sich aber des andern Morgens in sichtbarer Menschengestalt ein, und begehrt etwas zu borgen, da man denn sehen kann, wer der Alp gewesen ist.“

„Er macht sich auch an die kleinen Kinder. Mache das Kreuz darüber, wenn sie gewickelt werden; sonst windelt sie der Alp noch einmal“ *).

„Wermuth und Päonienwurzel, ingleichen Päonienfaamen und Mistol, sind gut wider den Alp, wenn man sie den Kindern an den Hals hängt“ **).

„Eines der vorzüglichsten Mittel wider den Alp soll dieses seyn, die Schlafenden, wohl zu merken, bey ihrem Taufnamen, als Marie, Margrethe, u. s. w.

zu

*) S. Männlings Kuriositäten in- und ausländischer Albertäten Kap. 7. §. 10. Kap. 13. §. 9.

**) Männling l. c. *Lemnius* de occultis Naturae miraculis lib. 2. c. 3.

zu rufen. Vor dem Taufnamen, wodurch der Teufel ausgetrieben sey, könne der Alp nicht bestehen. Dieß aber hat wieder seinen natürlichen Grund, und in dem Taufnamen liegt keine Kraft. Die Erfahrung lehrt, daß auf Schlafende nichts einen stärkern Eindruck mache, als der Zuruf ihres Namens, womit sie gewöhnlich bezeichnet werden. Daher ists gefährlich, die Nachtwanderer, wenn sie auf Anhöhen oder Dächern klettern, bey ihrem Namen zu rufen, weil sie davon erwachen, und den Hals brechen können. Eben diese Wirkung hat der Zuruf des Namens bey den vom Alp gedrückten Personen. Sie erwachen, richten sich auf. Das Drucken läßt nach. Das Blut kommt in freyern Umlauf, und der Alp weicht.

LXVIII.

Was sind die sogenannten Weichselzöpfe?

Wichsel- oder Weichselzöpfe sind eine Verwirrung der Haare, die wie ein Zopf zusammen geflochten sind, die ordentliche Länge der Haare übertreffen, und lang vom Kopfe herunterhangen. Es ist eine Krankheit gewisser unreinlicher Leute, die einen solchen Auswuchs der Haare verursacht, und der Zopf selbst, wenn er gezogen wird, erregt Schmerzen, wie er denn auch nicht ohne Gefahr abge-

abgeschnitten werden kann. Die polnischen Juden sollen diesem Uebel am meisten unterworfen seyn. Daher sie auch Juden-Schrötleinszöpfe heißen. Ich komme jetzt auf diese Sache, weil der Aberglaube auch diese Zöpfe dem Alp zuschreibt, daß er sie den Leuten flechte, um ihnen allerley Possen zu spielen. Eine andere Variante sagt: sie würden von den ungetauften Kindern geflochten, welche Wichteleins hießen, und sollten daher eigentlich Wichtelzöpfe genennt werden. Diejenigen, welche diese Haargewächse Weichselzöpfe nennen, gründen sich darauf, weil sie in Polen um den Weichselfluß am fleißigsten gefunden werden. Allein am besten muß der wohl von der Beschaffenheit der Sache urtheilen können, wer sich rühmen kann, dieß Meisterstück des Alps selbst gesehen zu haben. „Wenn der Alp die Zöpfe bereitet, soll er das Haar saugen, es mit seinem Speichel benetzen, und damit als mit einem Kleister oder Leim zusammen kitten“ *).

Doch wir lassen dem Aberglauben seine Philosophie, und fragen lieber die Natur um Rath, die uns schon so oft aus der Verlegenheit gerissen, und die vernünftigsten Aufschlüsse gegeben hat. Ihr Zeugniß sagt uns: es sey das Uebel eigentlich in Polen zu Hause; also ist es ein Lokalübel, das vielleicht von besondern Umständen des Orts und der Gegend kommen kann, wie die Kröpfe in einigen Gegenden der Schweiz vom Wasser entstehen sollen.

Im

*) S. den höllischen Proteus Nr. 28.

Im Lateinischen heißt es Plica *polonica*, oder der polnische Zopf.

Nach der Beschreibung einiger breßlauischen Aerzte*), zeichnet sich diese Krankheit durch eine ungewöhnliche Absonderung aus, nach welcher die unreinen Feuchtigkeiten hauptsächlich auf dem Kopf ihren Ausbruch zu nehmen pflegen. Die Entstehung ist sonderbar, aber nicht auf einerley Art. Die Kopfhaare so wohl, als an andern Orten des Körpers, pflegen öfters nach und nach; aber auch zuweilen plötzlich, und in einer Nacht unter einander, dergestalt aufzulaufen, und sich zu verwirren, daß das Ganze die Gestalt eines Filzes hat. Dieser Filz umgiebt entweder den ganzen Kopf in Form einer Mütze, und heißt der weibliche Filz, der auch für die allerärgste Art gehalten wird; oder die Haare hängen Zopfweise in einem oder mehreren herabhangenden Zöpfen, welche Art man den männlichen Filz nennet. Diese letztern übertreffen oft die natürliche Länge der Haare weit, und müssen in ordentlichen Haarbeuteln getragen werden, wie denn die erste Art sich zuweilen dergestalt vergrößert, daß sie wie ein Mantel um die Schultern herum hängt. Das schlimmste dabey ist, daß die Zöpfe stets, besonders am Grunde, oder an der Haut, einen klebrichten Saft ausschwitzen. Wenn der Zopf abgeschnitten wird,

*) Breßl. Samml. zur Geschichte der Natur und Medizin 1718 Oktob. S. 1755.

wird, sollen die Wurzeln den ekelhaftesten Geruch von sich geben.

Ehe der Weichselzopf ausbricht, sollen die Patienten allerley gichtische Schmerzen, und Fieberanfälle erfahren, die aber, sobald der Zopf zu Stande kommt, gelinder werden, und sich nach und nach verlieren. Schneidet man aber den Zopf ab; so erfolgen mancherley Krankheiten und schlimme Zufälle.

Wenn den Polnischen Geschichtschreibern zu glauben ist; so soll sich das Uebel zuerst 1287 geäußert haben, da die Tartarn ins Land fielen, und mit den Leuten aufs grausamste umgiengen. Nachdem sie, sagt man, viele Menschen erwürget, haben sie ihnen die Herzen aus den Leibern gerissen, solche vergiftet, in die Flüsse geworfen, und dadurch das Wasser dergestalt verunreiniget, daß alle, die davon getrunken, den Weichselzopf bekommen haben *). Doch wer kann das verdauen, daß vergiftete Herzen, wären ihrer auch viele tausende gewesen, so große Flüsse hätten vergiften können? Und woher sollten die Tartarn auch sogleich die Menge Gift genommen haben?

Ein gewisser Arzt ist der Meynung, daß die Weichselzöpfe der unreinen und viehischen Lebensart ihren Ursprung zu danken hätten, welche die Tartarn mit den polnischen Weibsbildern sollen getrieben haben, und hätten sich die Weichselzöpfe in der nach-

*) S. Connors Beschreibung des Königreichs Polen S. 788.

folgenden Generation zuerst gezeigt*). Dieses scheint durch die neuesten Beobachtungen, die wir über die Sache haben, noch wahrscheinlicher gemacht zu seyn. In den Schriften der Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem 16 Th. 1775. S. 379. handelt Baster von den Haaren der Thiere, nebst vielen Abbildungen. Hierbey kommt manches von Menschenhaaren, auch von den Haarflechten, oder von der Plica polonica vor. Bey dieser Gelegenheit sagt der Recensent, Hr. Prof. Beckmann im 7 Bande seiner physikalisch-oekonomischen Bibliothek, S. 248. »er habe aus einem Briefe des Hrn. Prof. Hacquet in Laybach die Nachricht: daß er dieses Uebel gemeiniglich bey der Lustseuche, wenn große Unsauberkeit dazu gekommen, bemerkt habe.«

Dem sey, wie ihm wolle; so scheint es doch, als ob es obige Ursachen nicht allein wären, denen der Weichselzopf seinen Ursprung zu danken habe. Vielmehr sind wohl gewisse Wasser in Polen, die sehr dick, und mit schwefelichten, fetten, salzigen und mineralischen Theilen angefüllt sind, Schuld daran, daß böse Feuchtigkeiten entstehen, die in einen Weichselzopf ausbrechen. Woher sollte es sonst kommen, daß in diesen Gegenden zuweilen die Pferde mit solchen Zöpfen an ihren Mähnen versehen sind? Behaupten doch einige, daß die Weichselzöpfe auch in verschiednen Gegenden am Rhein in den Niederlanden und Ungarn, wegen der ungesunden Wasser, anzutreffen wären.

*) S. Acta Eruditor. 1730. p. 399. 400.

LXIX.

Wundergeschichte der Casa Santa, oder des Häuschens der Jungfrau Maria, welches die Engel von Nazareth nach Loretto in Italien getragen haben.

Wenn irgend eine Geschichte zeigt, wie weit die despotische Herrschaft der päpstlichen Kirche über die Gewissen und über alle Vernunft, und Freyheit zu denken, sich erstreckte; so ist es diese. Wenn wir alles dumme, unsinnige und unvernünftige, was je dem einfältigen Volke zu glauben, und göttlich zu verehren, aufgebürdet wurde, zusammen nehmen; so ist es in dieser Geschichte enthalten. Stellt euch vor, liebe Mitbürger! die ihr noch nichts von dieser Wundergeschichte gehört habt; es träte einer eurer Prediger auf, und wollte euch bereden, diese Sache zu glauben, und göttlich zu verehren, was würdet ihr nach eurem gesunden Menschenverstande von ihm urtheilen. Allein das Volk wurde in den ehemaligen Zeiten, da alle Freyheit, vernünftig zu denken, eine Todsünde war, in so grober Unwissenheit erhalten, daß es nicht nur diese offenbare und handgreifliche Lüge auf das Wort der Mönche glauben mußte; sondern noch viel dummeres Zeug geglaubt hätte, so bald der Befehl dazu da war: du mußt es glauben. Ich bitte euch also,

den Werth eurer Zeiten schätzen zu lernen, und Gott zu danken, daß er uns den freyen Gebrauch seiner ädelsten Gabe, der gesunden Vernunft wieder gegeben hat.

Ich will bloß erzählen, und das Urtheil dem gesunden Verstande meiner Mitbürger überlassen.

Loreto ist ein keines Städtchen in dem mittleren Theile von Wälschland, in der Mark Ancona, welches sehr angenehm auf einem Hügel liegt, und einige tausend Schritte vom Meer entfernt ist. Der Name rührt daher, weil der Platz dieser Gegend, auf welchem die Casa Santa niedergesetzt ist, einer reichen und frommen Matrone, Laureta, zugehöret hat.

Hier stehet nun das kleine Hüttchen, welches Maria zu Nazareth bewohnt, und von den Engeln hierher getragen seyn soll, damit es besser verwahrt und verehrt werden möchte, als in Galiläa geschehen konnte. Es ist doch immer viel, daß der Maria, und Gott selbst, an der Erhaltung einer so elenden Hütte so viel gelegen seyn konnte, und daß er uns an so unbedeutende Kleinigkeiten, als die Steine einer armseligen Hütte sind, hat verweisen können.

Die Wundergeschichte von dem Transport des Häuschens, ist in dreyzehn Sprachen zum Unterricht der Pilger in die Pfeiler der großen Kirchen, die darum gebauet worden, eingehauen, und lautet also:

Nachdem die Türken angefangen, sich des heiligen Landes zu bemächtigen; so wollte Gott nicht

zulassen,

zulassen, daß das Haus, worin sein Sohn Mensch geworden, durch die Ungläubigen sollte verunreiniget werden. Deshalb habe er den Engeln Befehl gegeben, daß sie dieß Häuschen von Nazareth wegnehmen, und nach Dalmatien tragen sollten, welches d. 10ten May 1291 geschehen ist, wo sie es auf einen kleinen Berg, Tersatto, niedergesetzt haben. Hier aber hat es nur 3 Jahre, und 7 Monate gestanden. Da die Pilgrimme durch die Straßenräuber abgeschreckt wurden, und das Häuschen selbst in neue Gefahr kam; so mußten die guten Engel noch einmal daran, und es nach Italien, in einen Wald in dem Gebiete von Recanati, so zu der ankonischen Mark gehört, tragen. Damit nun die Leute aufmerksam wurden; so ließen die Engel, die sichs sauer genug hatten werden lassen, ihren Lobgesang erschallen, daß nunmehro das Häuschen stand, und sie ihre Arbeit vollendet hatten. Dieß geschahe am 10ten Dezember 1294. Der liebe Gott hat doch um des Häuschens willen viele Umstände machen müssen, und die ungläubige Vernunft ist so verwegen, zu fragen: warum ers nicht gleich an die rechte Stelle tragen lassen, da er doch vorher wissen können, daß es da nicht allzusicher war. Und warum hat ers denn gestattet, daß in 1291 Jahren dem Häuschen zu Nazareth so wenig Verehrung wiederfahren ist?

Das ist wahr: Wunder über Wunder mußten geschehen, wenn es den Leuten bekannt werden sollte, daß es die Engel durch die Luft getragen, und daß

es auch das wirkliche Häuschen der lieben Jungfrau sey. Aber dafür wurde auch gesorgt, daß diese Wunder geschahen. Denn was ist den Mönchen leichter, als Wunder zu machen, wenn die gesunde Vernunft erst relegirt ist?

Der englische Lobgesang lockte die Leute bald herbey, und da werden denn doch die Engel so gut gewesen seyn, und gesagt haben, was sie brächten, und was die Sache zu bedeuten habe. Gleich war das ganze Häuschen mit einem hellen Glanz umgeben. Das aber nicht allein. Die Bäume im Walde zeigten den Leuten, was sie zu thun hatten. Sie neigten sich mit großer Ehrerbietigkeit vor dem Häuschen, und blieben so krumm und gebückt stehen, bis sie ausstarben, oder ausgerottet wurden *).

Hier aber hat es nur etwan acht Monate gestanden, und es wäre bald Mord und Todschlag darüber geschehen. Denn die Gegend von Recanati gehörte zwey Brüdern, die sich anfänglich über dieses hohe Glück sehr freueten. Da sich aber der Eigennutz einmischte, und der eine von der Ankunft so vieler Pilgrimme mehr Vortheil hatte, als der andere; so wurden sie uneins, und duellirten sich vor der h. Kapelle auf Tod und Leben. Dieß mußte die liebe Jungfrau nothwendig übel nehmen, und hielt fürs rathsamste, solchen undankbaren Seelen den fetten Bissen ganz zu entziehen. Heran mußten die Engel

*) S. *Horatii Tursellini* Historia Lauretana. Venet. 8. 1727 p. 27 sq.

Engel wieder, und es ein Paar Büchsenschüsse weiter auf einen Hügel tragen, woselbst es denn noch bis auf den heutigen Tag steht.

Es ist doch sonderbar, daß der liebe Gott keine weitere Heiligthümer aus dem gelobten Lande, z. B. das Haus der Geburt Christi zu Bethlehem, das h. Grab Christi selbst, u. s. w. sondern bloß die armselige Hütte der Maria, hat nach Italien bringen lassen. Es thut auch nichts, daß das Häuschen beynahe 200 Jahre in Italien gewesen, ehe ein Autor dieses Landes dessen Erwähnung gethan. Eben so wenig hat es etwas zu bedeuten, daß einige italiänische Schriftsteller, als S. Vincent, und andere, die h. Hütte noch in Nazareth gesucht, und daselbst gefunden haben, zu einer Zeit, da sie schon längst in Italien vorhanden und berühmt gewesen ist. Solche Widersprüche hebt ein einziges Machtwort auf; du mußt glauben, was dir die Mönche vorlügen*).

*) Dieß gieng so weit, daß ein Mann, wie Baronius Annal. Tom. I. Ad Ann. 9. de translatione Cameraᵉ Lauretanae sagen konnte:

„Es kann an der Wahrheit der Sache wohl Niemand zweifeln, der sich der Worte des Engels erinnert: bey Gott ist kein Ding unmöglich.“ Hierbey ist nur die Frage, ob auch das Ding an sich und durch sich selbst möglich sey? Sonst kann es auch die Allmacht nicht möglich machen, z. B. daß die h. Hütte zugleich in Italien sey, und noch zu Nazareth stehe.

Der Papst, unter dessen Regierung dieses Wunder geschehen ist, war Bonifacius der achte. Einer der schlauesten Köpfe, wenn es darauf ankam, die päpstliche Kasse zu bereichern, und sich dazu der Dummheit des Volks in ganz Europa zu bedienen. Unbeschreiblich war sein Geiz und seine Ehrsucht. An Macht und despotischer Gewalt fehlte es ihm auch nicht in jenen Zeiten, da man nur gebieten und drohen durfte, alles mögliche, was wider die Sinne, Vernunft und Erfahrung lief, zu glauben. Die Engel standen ihm zu Gebote, so oft er seine Absichten ausführen wollte. Durch sie nöthigte er seinen Vorfahren, Coelestinum, den päpstlichen Stuhl mit der Einsiedlerey zu vertauschen. Also war es ihm ja auch ein leichtes, da er sich das Stückchen mit der Casa Santa ausgedacht hatte, dieselbe durch Engel nach Dalmatien, Italien, Ancona, Loreto, und, wohin er nur wollte, bringen zu lassen.

Verschiedene verständige Leute haben auch nachher die Sache untersucht, und gefunden, daß die ganze Hütte aus lauter Backsteinen eines benachbarten Steinbruches bestehe, und in aller Eil zusammen gesetzt sey. Die Steine sind alle von ungleicher Größe. Inwendig ist sie 43 Palmi romani, oder Hände breit lang, 18 Palmi 4 Zoll breit, und an den Seiten 26 Palmi hoch. Anderthalb Palmi aber machen 13 Zoll nach englischem Maaße aus. Um dieses kostbare Kleinod gegen alle Gefahren zu sichern, ist es nicht nur mit tiefen Gräben, und einigen Thür-

men

men umgeben, sondern es ist auch eine Kirche von schönem Ansehen um die Hütte herum gebauet, in welcher sie als in einer Büchse steht.

Hierbey fehlt es wieder nicht an Wundern, die allen Glauben übersteigen. Da man die Hütte einfassen wollte, und die Wände aufführte, haben sich die Steine derselben mit Gewalt zurückgeschoben, und die Arbeitsleute beschädiget, als sie eine Mauer an die andere fügen wollten, daß sie schlechterdings Platz dazwischen lassen müssen.

Jetzt wollen wir uns doch inwendig in der Hütte besehen, uud die kostbaren Reliquien betrachten, die darin befindlich sind. Ehe wir aber solche aufzählen, wollen wir unter den vielen Wundern, die hier geschehen sind, nur eines anführen, welches unter allen das vornehmste ist, und an Wunderbarkeit alle Wunder, die je geschehen sind, übertrifft. Aus diesem einen kann man die Beschaffenheit der Zeiten beurtheilen, was man wagte den Leuten aufzubürden, da die Vernunft so gefesselt war, daß sie sich nicht regen durfte.

LXX.

Fortsetzung des neun und sechzigsten Stücks.

Nahe bey der Casa Santa sieht man noch auf einem Gemählde einen Priester, der seine Eingeweide der h. Maria darbringt. — Und doch

gelebt

gelebt hat, fragst du, mein Leser! Vernimm das Wunder, und schweige.

Dieser Mann lebte zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, und suchte in der hohen Verehrung der Maria seines gleichen. Er war von Geburt ein Dalmatier, und hatte das Schicksal, von den Türken gefangen zu werden, deren erstes es war, ihn zum Abfall von der christlichen Religion zu bringen. Solchen Versuchungen widerstand er nicht allein mit vieler Herzhaftigkeit; sondern er setzte es auch recht darauf, dadurch den Ungläubigen wehe zu thun, daß er den Namen Christi und der h. Maria so lange und so laut ausrief, daß sie endlich fragten, warum er das thue? „Das geschiehet darum, schriee er, weil sich diese Namen in dem Innersten meines Herzens befinden.“ Die Antwort war: man würde ihm das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe reißen, wenn er nicht sogleich Christum und die Maria verfluchen würde. „Das erste, erwiederte er, stehet in eurer Gewalt; aber ihr werdet mir doch Christum und die Mariam nicht nehmen können.“ Die erbitterten Türken fielen sogleich über ihn her, und rissen ihm das Herz und die Eingeweide aus dem Leibe. Allein da er, während der Marter, mit lauter Stimme, die heilige Mariam anrief, und ihr sogar eine Wallfarth nach Loreto angelobte; so legten sie dem halbtodten Menschen das Herz und die Eingeweide in die Arme, und riefen ihm spöttisch zu: nun gehe du selbst nach Loreto, und bringe das deiner Maria.

Was geschahe? Der Märtyrer bekam sogleich neue Lebenskräfte, — nahm sein Herz und Eingeweide, und machte sich auf den weiten Weg. Nach Verlauf vieler Tage kam er mit seiner Bürde an, zeigte seinen hohlen Bauch, legte seine Eingeweide vor der Maria nieder, und gab seinen Geist, nach abgelegter Beichte und genossenem Abendmahle, auf. Zum Andenken wurden die Eingeweide in der Kirche aufgehängt. Da sie aber mit der Zeit vergiengen; so wurden andere von Holz an ihre Stelle gemacht. Das Ding aber hätte bald schlimme Folgen nach sich gezogen. Denn das dumme Volk fieng an, diesen Eingeweiden mehr Ehre, als der h. Jungfrau zu erweisen, wodurch der Papst, Paulus der dritte, bewogen wuude, sie wegnehmen zu lassen.

Das zweyte Wunder ist fast noch sonderbarer. Denn man hat erst von einem Teufel, der 1489 eine Frau aus Grenoble besessen hatte, und durch viele Beschwörungen gezwungen wurde, das Bekenntniß abzulegen, erfahren: an welchem Orte in der Kapelle der Engel in einem Winkel gestanden, und sich, so weit er konnte, aus Respekt von der Maria entfernt gehalten habe. Der Jesuit Tursellinus sagte von dieser herrlichen Entdeckung: „obgleich diese Nachricht von einem lügenhaften Teufel herrühre; so sey sie doch durch die Kraft des wahrhaftigen und allgewaltigen Gottes von ihm herausgebracht. Es sey dieß nicht für ungegründet zu halten, da es an

sich sehr wahrscheinlich sey, und den Dienst der christlichen Religion befördere" *).

Dieß letztere mag wohl so viel heißen: daß durch dergleichen Kindermährchen und Traditionen die Geldeinnahmen der h. Oerter und Klöster ungemein vermehret wurden.

Die Hütte bestehet aus zween Hauptttheilen: einem größern, und kleinern. In dem ersten hangen 37 silberne Lampen, die 50, 80, 104, und 125 Pfund schwer, und von dem kleineren Theil, durch einen Altar ohne Rückenstück, durch silberne Thüren, und ein silbernes Gitterwerk abgesondert sind, durch welches man das berühmte Marienbild sehen kann.

In diesem größern Theile befindet sich die größte Seltenheit, nämlich das Fenster, durch welches der Engel Gabriel zur Verkündigung hineingekommen ist.

In dem kleinern Theil, dessen Wände mit Silberblech überzogen sind, sieht man

1. den Feuerheerd der h. Jungfrau, bey welchem sie gekocht hat, über dessen Mitte ihre Bildsäule in einer kostbaren Nische stehet. Sie ist aus Zedernholz, 5 Palmi hoch; und das Kindlein auf ihrem rechten Arme, nicht gar 2 Palmi lang. Die Kleidung des Kindleins gemeiniglich feuerroth, und der Mutter himmelblau. Beyder Gesichter sind von dem

*) Wer mehrere Wunder dieser Art von Loreto zu lesen verlangt, der findet sie in Reyßlers Reisen II. S. 873 ff.

dem Rauch der vielen Lampen ganz schwarz geworden. Das Bild ist mit goldenen Ketten, Ringen, und kostbaren Juwelen gleichsam bedeckt.

2. Das rothe Kamelottene Kleid der h. Jungfrau, welches sie selbst bey Lebzeiten getragen, und die Bildsäule bey ihrer Ankunft aus Dalmatien angehabt hat.

3. Die Schaale, woraus sie, und ihr Kind getrunken, welche von blau und weißem Töpferzeuge, ehemals zerbrochen gewesen, und mit braunem Kitt wieder zusammen gesetzt ist.

Die Juwelen, mit welchen das Marienbild geschmückt ist; die 17 goldnen Lampen, welche beständig vor demselben brennen, und 3, 5, 8, 9, ja 18½, 20, 37½ ℔ schwer sind; die goldenen Kinder, Engel und andere Kostbarkeiten, machen eine unermeßliche Summe aus. Man urtheile selbst von dem Werthe der dreyfach goldenen Krone, welche Ludwig der XIII, nach der Geburt Ludwig des XIV, dahin schenkte. Ehe die Königin Christina aus Schweden 1655 nach Rom gieng, besuchte sie Loreto, und schenkte daselbst eine Krone, und Zepter, die mit 368 großen Diamanten, und 160 Rubinen besetzt waren. Die Gemahlin Königs Jacobi in England schickte einen ganz goldnen Engel nach Loreto, welcher ein Herz, größer als ein Ey, ganz mit Diamanten von sehr hohem Werth besetzt, hielt. Außerdem befindet sich in der Sacristey, der eigentliche Schatz der kostbaren Gelübde, welche der h. Jungfrau von Königen und Königinnen, aus frommer

mer Einfalt geschenkt worden, und welche nicht zur Bekleidung ihres Bildes gebraucht werden. Dieser allein soll sich weit über 9 Millionen Rthlr. belaufen. Die Geistlichkeit selbst gestehet, daß die Casa Santa von liegenden Gründen, und anderem sichern Vermögen jährlich 27 bis 30000 Scudi Einkünfte habe; die Geschenke und Gelübde der Pilgrimme nicht mit gerechnet.

Der Jesuiter-Orden hat die Kirche in Verwahrung, und weiß es schon darnach anzulegen, daß sich die Einkünfte nicht verringern. Aus diesem Orden hat auch daselbst jede europäische Nation ihren Beichtvater. Da nun jährlich über 40 bis 50000 Pilgrimme, aus der ganzen katholischen Christenheit hierher kommen; so kann man sich vorstellen, was dieses Beichtwesen für ein treflicher Posten sey. Allein so viel ist gewiß, daß denn doch die Aufklärung unserer Zeiten, etwas zur Verminderung der despotischen Herrschaft über die Vernunft selbst bis in den innersten Sitz des Papstthums, beygetragen habe. Denn vor der Reformation kamen sicher jährlich an die 200000 Pilgrimme, und Familien, die auf die ärgerlichste Art ihre Wallfahrten nach Loreto hielten, und jetzt wird sich gewiß in allen Provinzen Deutschlands mancher bedenken, ehe er seine Wallfarth dahin thut. Wenigstens wird es keiner wagen, ohne Herz und Eingeweide dahin zu reisen, und solche der h. Jungfrau aufzutischen. Es möchte vorjetzt wohl blöß bey den Wallfahrten der Italiäner allein sein Bewenden haben.

Alle

Alle Sonnabend wird nach der Vesper = Cantate eine italiänische Rede gehalten, worin allezeit ein von der h. Jungfrau gewirktes Wunder hoch gepriesen wird. Der Bischof von Loreto steht unmittelbar unter dem Papst, wohnet aber nicht beständig hier, sondern kommt nur einigemal des Jahrs hieher, die übrige Zeit aber hält er sich in dem Städtchen Recanati auf.

In der Stadt sind 300 Bürger, und die Anzahl der sämmtlichen Einwohner sowohl in der Stadt, als in den 2 Vorstädten, wird über 7000 Seelen gerechnet. Allein was thun diese sämmtlichen Einwohner? Was ist ihr Geschäfte? Sie handeln mit Rosenkränzen, Agnus Dei, Bildern der h. Jungfrau, und andern dergleichen geistlichen Galanteriewaaren, welche auf beyden Seiten der vornehmsten Straße feil geboten werden *).

Ein feines Gewerbe, wobey die Leute hübsch dumm bleiben!

LXXI.

Ein Paar ökonomische Lampen.

Die erste eine Sparlampe beym Studiren; die zwote ein wohlfeiles Nachtlämpchen.

1. Da jetzt alles aufs Sparen denkt; so kam ich auf den Einfall, meine Studirlampe ökonomischer,

*) S. Büschings neue Erdbeschreibung II. S. 970.

scher, und zugleich für ihre Absicht, hell und rein, ohne Dampf zu brennen, vortheilhafer einzurichten. Mir fiel aber doch bey der Sparkunst, die sich jetzt auf die Oefen, Lampen, Holzmenagen, nur nicht auf den Beutel, erstreckt, ein, daß man solche als einen der grösten Widersprüche unsrer Zeiten betrachten müsse. Denn man spart in einigen Theilen, und das Ganze verzehrt der Luxus. Umgekehrt könnte es eher bestehen, wenn auch in einigen Theilen mehr Ausgaben statt fänden; aber sich mehr Bedürfnisse machen, als die Einkünfte bestreiten können, ist ein Zeichen, daß sich die Aufklärung noch nicht bis auf unsere Oekonomie erstrecke.

Doch zur Sparlampe. Es ist dieß nicht ganz meine Erfindung; sondern den Grund und die Gelegenheit dazu fand ich in einer kleinen Blakerlampe, in welche der Oehlkasten verkehrt eingesteckt wurde. Docht und Tülte waren dazu eingerichtet, hell und sparsam zu brennen. Nur konnte die in einem halben Bogen gekrümmte Tülte bey der Studirlampe nicht angebracht werden, weil sie zu starken Schatten aufs Buch warf.

Ich komme nun zur Beschreibung meiner, nach dieser verbesserten Studir- und Sparlampe.

Sie bestehet aus überzinntem Blech, welches mit grüner Terpentinfarbe angestrichen wird, um das Blenden zu verhüten. Die ganze Höhe der Lampe hat 12 $\frac{3}{4}$ Zoll, und das Knöpfchen oben darauf $\frac{1}{2}$ Zoll. Der Durchmesser des Fußes beträgt 8 $\frac{1}{2}$ Zoll, und die trichterförmige Erhöhung desselben,

worin

worin der Stiel in die Höhe läuft, kann mit etwas Bley zum Feststehen gefüttert werden.

Der Kasten der Lampe, in welchen der Oehlkasten eingesteckt wird, kann rund, auch viereckig seyn, welches letztere ich wegen des Schlusses der Ecken vorziehe. Die Höhe des Kastens beträgt 3, und der Durchmesser desselben 2 Zoll. Der eingesetzte Oehlkasten aber richtet sich in der Höhe und Breite nach dem ersten.

Dieser Oehlkasten ist eines der wesentlichsten Stücke der Lampe. Er hat oben ein Knöpfchen, oder Ring zum Angriff, unten aber um die Oeffnung einen kleinen Trichterrand, um das Oehl bequem einzugießen. Neben der Trichteröffnung ist noch ein kleines Loch, damit die Luft beym Eingießen des Oehls herausgetrieben werde, und das Oehl auch wieder Ausfluß habe. Der Boden in dem äußern Kasten muß eine kleine Vertiefung haben, worin sich die Unreinigkeiten sammeln.

Dieser gefüllte Kasten wird nun in den andern senkrecht eingesetzt. Die Tülte ist von Messing, und mit der sanften Krümmung $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, doch an der Spitze einen halben Zoll höher, als das inwendige Oehlloch. Oben hat sie eine ovale trichterförmige Erhöhung, in welcher die schmalbreite Oeffnung zum Dochte sich befindet. Diese ist einen halben Zoll und 2 Linien lang, und die Oeffnung, in welche der Docht gesteckt wird, richtet sich nach der Breite und Dicke des Bandes, welches zum Dochte genommen wird. Und dieses Band, nebst der Ein-

richtung des Oehlkastens und der Tülte, ist das allerwesentlichste bey der Lampe. Es wird dieses Band von dem Posamentirer von dem feinsten baumwollenen Garn recht dicht verfertiget, weil es rathsamer brennt. Von diesem Bande zieht man ein oder zwo Ellen durch geschmolzenes weißes Wachs so lange, bis es gesättiget ist. Zu dem zerlassenen Wachse aber gießt man etwas Bernsteinöhl. Von diesem Bande schneidet man Stückchen, welche die Länge der Tülte haben, und schiebt sie so weit ein, bis sie inwendig in dem Kasten aus der Oeffnung hervorragen. Es ist gar nicht nöthig, daß der Docht auf dem Boden des Kastens herumliege.

So bald der Docht darin ist, zieht man den Oehlkasten eine halbe Linie in die Höhe, und das Oehl fließt vor, wie man an der äußerlich in der Dochtröhre angebrachten Oeffnung sehen kann. So bald der Docht angezündet ist, fließt das Oehl, durch die Wärme gereizt, von selbst zu, ohne überzufließen, und wenn es stockt; so darf man den Oehlkasten nur ein wenig lüften, und es fließt gleich wieder zu.

Die Vortheile dieser Lampe sind größer, als wir vielleicht denken, und ich kann mich hier getrost auf die Erfahrung eines Jeden berufen.

1. Ist es eine wahre Sparlampe. Denn in das Kästchen geht ungefähr $\frac{1}{4}$ Pfund Baumöhl. Ich habe es genau berechnet, wie lange dieses vorhält. Wenn ich im Winter des Abends um sechs Uhr die Lampe anzünde, und sie bis um 10 Uhr

brennen lasse; so brennt sie von dem Viertelpfunde Oehl über 14 Tage, welches jeden Abend kaum 1 ¼ Pfennig ausmacht.

2. Giebt sie wegen des breiten Dochts ein überaus reines, helles, aber keinesweges blendendes, flackelndes Licht. Und was das vornehmste ist; so dampft diese breite Flamme nicht im mindesten. Man sieht nicht den geringsten aufsteigenden Rauch, und bemerkt auch keinesweges, wie bey andern Lampen, den eckelhaften Oehlgeruch; sondern, weil der Docht mit weißem Wachs und Bernsteinöhl getränkt ist: so giebt es vielmehr einen lieblichen und angenehmen Geruch.

3. Brennt sie für den Studirenden beym Lesen und Schreiben so vortheilhaft, daß ich keine andere damit zu vergleichen wüßte. Denn so rein und helle auch das Licht ist, so greift es doch die Augen nicht an, zumal wenn der inwendig weiß lackirte Deckel, der im Durchmesser acht Zoll hat, darüber gedeckt wird. — Ein Stückchen Docht eines Fingers lang brennt länger, als einen Monat, weil es in drey bis sechs Abenden kaum darf geschnuppt werden. Und diese ganze, grün angestrichene Lampe, kostet 1 Rthlr. 8 gr. Gelehrte und andere Stubenarbeiter werden mirs danken, wenn sie erst selbst die Erfahrung dieser Sparlampe genützen. Es kann dabey, auch wenn der Deckel überhängt, eine ganze Familie sehen, und ihre Arbeit verrichten.

Jetzt brenne ich, statt des Baumöhls, Heringsthran, der die Hälfte wohlfeiler ist, und weder

Geruch, noch Dampf von sich giebt. Nur muß er beständig in der Wärme erhalten werden.

2. Das kleine Nachtlämpchen ist eben so wohlfeil, wenn man die rechten Dochte dazu findet. Es wird von gewissen Leuten feil geboten, welche dazu kleine Wachslichter verkaufen, die sehr rathsam brennen. Das Lämpchen selbst besteht aus einem Kork mit einem Griff von Messingblech, womit es auf das, in ein Glas, aufs Wasser, etwa zwo Linien hoch gegossene Baumöhl, gesetzt wird. An der Seite ist das Oehr, von gewundenem Drat, worin das Lichtchen, oder der Docht eingesteckt wird.

Allein es giebt gewisse Binsen, die ohne alle Blätter, wie gerade Stiele an sumpfichten Oertern, hier in der Gegend, und bey der Quelle unseres Gesundbrunnens, wachsen. Sie haben einen sehr dünnen Bast, oder Ueberzug von Schaale. Zieht man den, wenn er frisch ist, behutsam ab; so hat man ein schneeweißes und wollichtes Mark, welches leichter als eine Feder ist. Dieses schneidet man in solche Stückchen, wie die Nachtlichter sind, taucht das eine Ende in das Baumöhl, und steckt das andere durch das Dratöhr; so zieht sich das Oehl hinein; es brennt ein solcher Naturdocht langsamer, und rathsamer, als das kleine Lichtchen, und die Natur giebt ihn umsonst. Wo ich nicht irre; so werden in Gnadau schon dergleichen Binsendochte, Paketweise verkauft.

Es giebt aber auch ganze Thierlampen. Ein einziges Vögelchen vertritt die Stelle derselben.

Von

Von der Procellaria *pelagica*, Sturmvogel, ist es bekannt, das er ein Fettklümpchen werde. Die Einwohner ziehen ihm einen Docht durch den Körper, und so brennen sie ihn eine geraume Zeit, als eine Lampe.

LXXII.

Vom Aberglauben, das Gestohlne durch die Sympathie wieder herbey zu schaffen.

Diese Art des Aberglaubens habe ich erst kürzlich auf einer meiner Reisen erfahren, und die Umstände davon sind so besonders, daß sie verdienen öffentlich bekannt gemacht zu werden, weil sonst gewiß viele gutmeynende, selbst aufgeklärte Personen, dadurch irre werden können.

Erst die Geschichte. Auf einem Dorfe in*** besahe ich die Kirche, weil eben darin eine Taufe geschahe. Als ich an den Altar kam, fand ich die Altarlichter mit bunten Bändern, und andern, mir etwas fremd scheinenden Zierrathen geschmückt. In der Kirche war eben keine Gelegenheit, darnach zu fragen; da ich aber, wegen des schlechten Wetters, den Abend und die Nacht an dem Orte bleiben mußte, und zufälliger Weise in die Gesellschaft der Personen kam, die in der Kirche Gevatter gestanden hatten; so

so erfuhr ich von dem einen das ganze Geheimniß. Er selbst war der Urheber davon.

„Herr! sagte der junge Bauer, das hab' ich gethan, und die Altarlichter so geschmückt. Denn das Wachs davon muß mir noch diesen Abend große Dienste thun. Ich weiß wohl, daß solche gelehrte Herren daran keinen Glauben haben; aber sie sollen es selbst sehen, daß wir Landleute öfters doch noch mehr können, als sie. Kommen sie nur diesen Abend mit nach meinem Hause, so sollen sie alles erfahren."

Ich that es, weil ich viel zu begierig war, eine Art von Aberglauben kennen zu lernen, die mir anfänglich lächerlich schien, die mich aber zuletzt in das größte Erstaunen setzte, und beynahe aus aller Fassung gebracht hätte.

Als ich in des Mannes Stube kam, sagte er: „es ist mir vor Kurzem einer meiner reichsten, und schwersten Bienenkörbe gestohlen, der so viel Wachs und Honig enthielt, daß ich es nicht begreife, wie ihn die Diebe haben fortbringen können. Aber so wie ihn der Dieb fortgebracht hat, so soll er ihn auch sicher diese Nacht wiederbringen."

Wie will er das anstellen, lieber Mann?

„Das sollen sie gleich hören. Sehen sie da die Nummern an meinem Kannrück. Die sind alle von meinen Bienenstöcken, und es ist etwas Honig und Wachs aus jedem darin. Unter jedes ist etwas Wachs von den Kirchlichtern gemischt. Von allen diesen hab' ich etwas zusammen genommen, und es

in

in einem Beutelchen an das Mühlrad gehängt; so kann der Dieb so lange als das mit umgetrieben wird, keine Ruhe haben, sondern er geräth in solche Angst, daß er das Gestohlene von selbst wiederbringen muß, wie diese Nacht gewiß geschehen wird. Man kann es auch an die Unruhe der Kirchenuhr hängen; aber es geht so rasch nicht, wie am Mühlenrade. Das wirkt besser auf den Dieb. Geben sie nur Achtung, was morgen früh passirt. Der gestohlene Bienenstock hat diese Nummer, und das soll das Zeichen seyn, wenn sie morgen früh wieder kommen."

Es war natürlich, daß ich den Mann in meinem Herzen verlachte; allein, da ich mit solchen Leuten nicht gerade zu verfahre, und sie lächerlich mache; so sagte ich nichts weiter, als dieses: er wird lange warten müssen, ehe der Dieb wieder kommt. Auf die Gefahr wollte ich ihm wohl selbst einen Stock stehlen, und er möchte tausend Bündel an das Mühlenrad hängen; ich würde gewiß nicht wieder kommen.

„Nur Geduld, erwiederte er. Morgen früh sprechen wir uns wieder."

Ich konnte die ganze Nacht hindurch vor dieser Geschichte nicht schlafen, und kaum war der Morgen angebrochen; so eilte ich zu dem Bauer hin. Frolockend kam er mir schon entgegen: mein Stock ist wieder da. Sehen sie aber, wie sauer sichs der Spitzbube hat werden lassen?"

In der Nacht war das Wasser dieser Gegend sehr ausgetreten, und der Garten so überschwämmt,

daß das Bienenhaus wohl zween Fuß im Wasser stand. Gleichwohl war der Bienenstock mit seiner Nummer, die ich deutlich daran in der Ferne erblickte, wieder da. Mit äußerster Beschwerde, ja mit Lebensgefahr, nicht ohne Beystand von Andern, hatte der Dieb wenigstens eine Meile her, wie man muthmaßte, den schweren Stock herbey schleppen, über einen Zaun bringen, und durch das Wasser im Bienenstocke an seinen Ort stellen müssen.

„Was sagen sie nun, rief der Bauer, zu meiner Sympathie? Kann ich nicht mehr, als alle Obrigkeiten und Prediger? Laß den Spitzbuben nun seyn, wer er will. Ich habe meinen Stock wieder. Gleich will ich ihn auch erlösen, und das Bündel vom Mühlrade abnehmen.“

Ich muß gestehen, daß ich anfänglich nicht wußte, was ich dem Manne antworten sollte. Ich untersuchte alle Umstände. Genug der fehlende Bienenstock mit der angegebenen Nummer, dessen Lücke ich des Abends vorher gesehen hatte, war wieder da, und die Spuren, und Trappen der Personen, in dem weichen Koth, am Zaune, und an andern Orten, fanden wir auch. Ich machte ihm zwar verschiedene Einwendungen; allein er widerlegte mich durch den Augenschein so vieler Lokalumstände, daß ich schweigen mußte, und betrübt wegreiste, weil ich nicht vermögend war, in der Kürze der Zeit hinter die Sache zu kommen, und den Leuten ihren Aberglauben zu benehmen. Noch ehe ich aus seinem Hause gieng, brachte er mir den Wachsbündel vom

Mühlen-

rade, mit dem Panegyrikus: du hast dießmal das Deinige rechtschaffen gethan. Es gieng mir tief durch die Seele, daß ich dem Aberglauben den Sieg überlassen sollte. Das Faktum war unleugbar, und ich könnte darüber ganz untrügliche Zeugen stellen: Zeugen, die so aufgeklärt sind, daß sie sich nicht leicht durch einen Schein des Aberglaubens, so versteckt und künstlich er auch ist, blenden lassen. Allein es war uns unmöglich, gleich auf der Stelle das Räthsel zu lösen, und die Maschinen, die hier gespielt hatten, zu entdecken.

Davon war ich mehr, als gewiß überzeugt, wie es auch alle meine vernünftigen Leser seyn werden, daß das Wachs von den Altarlichtern in der Vermischung mit dem andern Wachse aus den Bienenstöcken, nichts wirken konnte; am wenigsten weil das erste heiliges Wachs seyn sollte, und von den dem Altare geweiheten Lichtern, genommen war. Noch weniger konnte das Umdrehen des Wachsbündels am Mühlrade auf die Seele des Diebes wirken, und ihm die unaussprechliche Angst und Unruhe verursachen, daß er gezwungen wurde, das Gestohlene wieder zu bringen, und zwar unter solchen Umständen, daß er lieber alles wagte, so gar Lebensgefahr nicht scheuete, als daß er länger in dieser Angst und Unruhe bleiben wollte. Das alles sahe ich ein, daß dieß schlechterdings keine Ursachen zu den erfolgten Wirkungen seyn konnten. Gleichwohl brachte der Dieb den gestohlnen Stock unter den, oben angeführten Umständen, wieder, wie meine, und Mehrere

rerer Augen gesehen hatten. Der Bauer hatte dabey nicht die mindeste Absicht, mich zu betrügen. Er kannte mich nicht. Zufälliger Weise kam ich in seine Gesellschaft. Er würde das alles gethan haben, wenn ich auch nie an diesen Ort gekommen wäre.

Was bewog also den Dieb dazu, das Gestohlne wieder zu bringen, wenn die abergläubischen sympathetischen, von dem Bauer angegebenen Ursachen, es nicht bewirkten? Und das war der Grund, daß er es unter eben denselben Umständen wiederbrachte, wie sie der Bauer vorher sagte, und seinen abergläubischen Zeremonien zuschrieb? Das sind die beyden Hauptfragen, deren Aufklärung ich wünschte.

Auf der Reise so wohl, als zu Hause hab' ich lange über diese Sache nachgedacht, und alle Fälle untersucht, wie es wohl möglich gewesen ist, ohne diese abergläubischen und nichts wirkenden Mittel, den Dieb zu bewegen, just in derselben Nacht das Gestohlene wieder zu bringen. Daß er mit dem Bauer in keinem Vernehmen stand, uns zu betrügen, wird ein jeder von selbst einsehen. Daß ihn Angst und Unruhe dazu brachte, bezeugen alle Umstände. Was konnte ihn also bewegen?

Meines Erachtens war dieß der einzige mögliche Fall, der übrig blieb, die Sache zu erklären. Da dem Bauer daran gelegen war, seinen Bienenstock wieder zu bekommen, und er vielleicht aus der Erfahrung wußte, wie stark das Gerücht von den magischen Mitteln am Mühlrade und von den

Altar-

Altarlichtern auf abergläubische Gemüther wirkte; so trieb hier ein Aberglaube den andern. Der Dieb hatte unstreitig etwas von den Drohungen des Bauers gehört. Gewissen und Einbildung, vom Aberglauben aufgebracht, setzte ihn in Angst und Unruhe. Er dachte immer an das Mühlrad, und fühlte gleichsam jede Bewegung. Die Angst und Unruhe nahm mit jeder Stunde zu, und dieß bewog ihn, es koste, was es wolle, den Stock wieder an seine Stelle zu setzen. Wem sind die Beyspiele unbekannt, daß einfältige Diebe durch die Drohung, daß ihnen ein Auge sollte ausgeschlagen werden, die Nacht vorher große Summen des gestohlnen Geldes, aus Furcht und Angst wiedergebracht haben? Wer aber noch an die Kraft des Mühlrades und der Altarlichter glaubt, der wird den Fall nie erklären können?

LXXIII.

Daß der Tarantelbiß, und die Heilung desselben durch eine gewisse Art von Musik, Fabel und Betrug sey.

Wie es mit mehrern Arten des Aberglaubens gegangen ist, daß sich listige und gewinnsüchtige Betrüger die Volkssage zu Nutze gemacht, und davon ihre Vortheile eingeärntet haben; so ist es auch

mit

mit dem Tarantelbiß, und der Heilung deſſelben durch Muſik ergangen. Es haben ſich Bettler und Betrüger geſtellt, als wären ſie gebiſſen, und könnten durch nichts anders, als durch die, unter dem Volke bekannte, Muſik und Tanz nach derſelben kurirt werden. Muſikanten und Tänzer vereinigten ſich bald zu einerley gewinnſüchtigen Abſichten, und nahmen den Fremden, die von der Sache keine Kenntniß hatten, das Geld ab. Nur muß man ſich wundern, daß ſich dieſe Fabel noch vor zwanzig Jahren behauptet, und unter den gelehrteſten Männern viele Streitſchriften veranlaßt hat. Selbſt Linné, und ſein Kommentator, Müller, nahmen die Schädlichkeit der Spinne, und den Taranteltanz als das Mittel gegen ihren Biß an.

Da nicht alle meine Leſer die, darüber herausgekommenen Schriften in die Hände bekommen können; ſo will ich dieſe, auf Aberglauben beruhende, und mit Betrug verbundene Geſchichte, erzählen.

Die Spinne ſelbſt, welche dieſe Fabel veranlaßt hat, heißt die Tarantel, von dem Orte Tarento im neapolitaniſchen Gebiet, wo ſie am größten gefunden wird, und am giftigſten ſeyn ſoll. Allein es iſt nun bekannt, daß ſie nicht nur in Italien, und zwar beſonders in Apulien, ſondern auch auf Maltha, in der Barbarey, und in verſchiedenen Gegenden des Orients angetroffen wird. Sie hat einen aſchgrauen oder braunrothen Oberleib, ein ſchwarzes, mit ſternförmigen Furchen beſetztes Bruſtſtück, und ſchwarze Füße. Die Zahl der Augen

beläuft

beläuft sich auf acht. Die beyden größten stehen in der Mitte, vier am Maule, und zwey gegen den Rücken zu. Das Besonderste an diesen Augen ist dieses, daß sie nicht, wie bey andern Spinnen, mit einer harten Hornhaut; sondern mit einem schlüpfrigen Häutchen überzogen sind, und eine weißlich gelbe Farbe haben *).

Zuerst will ich die Geschichte erzählen, wie sie als Volkssage noch zu Keyßlers Zeiten **) bekannt war.

„Eine von den besondersten Plagen des Königreichs Neapolis ist die Tarantula, die vornämlich in dessen unterstem Theile angetroffen wird, und von der darin gelegenen Stadt Tarento, in deren Gegend die größten und giftigsten sind, den Namen bekommen hat. Die Personen, welche von einer solchen Spinne gebissen werden, heißen insgemein in diesen Landen Tarantolati, und ihre wunderliche Auf-

*) Aranea *Tarantula* Linn. Die Abbildung findet sich im 13 B. des alten hamb. Magazins; in des *Baglivii* opusc. med. und in *Schwarzii* Diss. inaug. med. de Tarantismo et Chorea Viti. Viennae Austr. 1766. wo auch die Gique oder der Tanz la Tarantella in Noten gesetzt ist. Der berühmte Büsching hat sich am meisten diesem Aberglauben entgegen gesetzt, und zuletzt auch den Prof. Titius in Wittenberg bekehrt. S. dessen eigene Gedanken, und gesammelte Nachrichten von der Tarantel, zur Vertilgung des Vorurtheils von der Schädlichkeit ihres Bisses, u. s. w. Berlin 8. 1772.

**) S. dessen Reisen II. S. 761.

Aufführung mit Schreyen, Seufzen, Lachen, Tanzen, u. s. w. ist bekannt genug.“

„Die wenigsten können die schwarze oder blaue Farbe leiden; die meisten aber lieben das rothe und grüne. Vor Kräutern und Früchten haben sie auch im Essen einen Abscheu. Weil sie fast gar nichts sprechen; so kann man oftmals nur aus ihrem melancholischen Stillschweigen und starren Augen urtheilen, daß ihnen dieses Unglück wiederfahren ist, und alsdann sucht man sie durch die bekannte Musik in Bewegung und Schweiß zu bringen. Es lieben aber nicht alle Patienten einerley Melodie, noch einerley musikalische Instrumente, und man muß es auf verschiedene Art mit ihnen probiren. Insgemein bedient man sich der Chitarre, Hautbois, Trompete, Violin, und sizilianischen Pauken. Die zwo Hauptmelodien, die auf verschiedene Art verändert werden, heißen la Pastorale, und la Tarantella.“

„In etlichen hitzigen Gegenden, sonderlich Apuliens, sind auch die Skorpionen so schlimm, daß ihr Stich eben diejenigen Wirkungen, die von dem Bisse der Tarantel*) kommen, zuwegebringt. Solche Kranken

*) Fast durchgehends schreiben alle Schriftsteller von der Tarantel, auch wohl von den Spinnen, daß sie stechen oder beißen. Beydes ist nach der Natur des Insekts falsch, weil es weder einen Stachel, noch Zähne hat. Seine Waffen bestehen aus zwo, dicht an einander tretenden Zangen, die vorn an der Seite, nicht weit von der Spitze, ein kleines Giftloch haben, woraus der schädliche Saft in die Wunde fließt, die es durch das Zukneis

Kranken lieben zwar auch die jetztgenannten zwo Melodien; allein solche müssen auf ganz andern Instrumenten, nämlich auf der Sackpfeife, Flöte, und dergleichen gespielt, auch eine Trommel stark dabey gerührt werden."

„Das Landvolk weiß mit allen diesen umzugehen, und macht bey der Musik allerley Grimacen und Bewegungen, um den Patienten desto mehr aufzumuntern. Die Tarantolati tanzen bey solcher Kur so lange, als etwas von dem schädlichen Gifte im Körper ist. Dieß währet bisweilen fünf bis sieben Tage lang. Man läßt sie aber nicht beständig fortspringen, weil sie sonst alle Kräfte verlieren würden; sondern, wenn sie sich etliche Stunden genugsam bewegt haben, bringt man sie zu Bette, deckt sie wohl zu, und giebt ihnen solche Arzeneyen ein, welche den Schweiß befördern."

„Die Patienten, welche wieder zurecht gebracht sind, erinnern sich nichts von allem demjenigen, das inzwischen mit ihnen vorgegangen ist. Wenn das Uebel nicht aus dem Grunde gehoben wird, stellt es sich in folgendem Jahre, und sonderlich vom Anfange des Junius bis in den Oktober, da die stärkste Hitze ist, wieder ein. Manchem hängen dergleichen Zufälle

Zukneipen der Zangen im Fleisch zu machen pflegt. Man kann diese Zangen an den abgestreiften Häuten, welche die Spinnen zurücklassen, insonderheit an der großen amerikanischen Winkel- oder Kolibri-Spinne, Ar. *Avicularia*. L. sehr deutlich sehen.

Zufälle zwanzig, dreyßig, und mehrere Jahre, ja bis an sein Ende, an, und etliche stürzen sich wohl gar aus Melancholie ins Wasser. Wenn man die Tarantel gleich nach dem Bisse tödtet; so ist das Uebel leicht im ersten Jahre durch den Tanz zu heben; ja, wenn man alsbald, und ehe eine Fermentation vorgehet, Theriak, Mithridat, oder gestoßenen Knoblauch auf die skarifizirte Wunde bindet; so hat es keine Gefahr. Läßt man aber diese zwey Mittel aus der Acht; so ist man, ungeachtet der gebrauchten Arzeneymittel, oftmals viele Jahre lang den ordentlichen Beschwerlichkeiten dieser Krankheit, nämlich einer Melancholie, Mattigkeit, Mangel des Appetits, und Schwäche des Magens, unterworfen. Braucht der Patient gar nichts; so stirbt er in wenig Tagen. Etliche geben vor, es gelange kein einziger vollkommen wieder zu seiner Gesundheit, so lange die Spinne, die ihn gebissen, lebe.“

„Wegen der langen Röcke ist das Weibsvolk mehr, als die Mannspersonen, der Gefahr, beschädigt zu werden, unterworfen. Der Biß der Tarantel sieht nicht anders aus, als der Stich einer Wespe, der gleichsam eine kleine rothe Geschwulst verursacht. In den Hundstagen ist der Hitze wegen der Biß am giftigsten.

Man sieht hieraus, daß dieß ein Gemisch von wahren Thatsachen und Volkssagen ist. In diesen Gegenden herrscht eine Art von Krankheit, welche die Leute in Melancholie und Wahnwitz stürzt. Nach den Vorurtheilen des Volks ist der Biß der Tarantel

davon die Ursache. Die Einbildung beredet die Kranken, daß sie es sey. Der Wahnwitzige glaubt gebissen zu seyn. Das Volk stärkt ihn in dieser Meynung. Der Tanz wird mit ihm vorgenommen, und die körperliche Bewegung kann immer die Ursache der Krankheit, auch bey denen heben, die nie von einer Tarantel beschädigt sind.

LXXIV.

Fortsetzung des drey und siebzigsten Stücks.

Damit aber meine Leser ein Beyspiel haben, wie man bey dem Tarantultanze und bey der Tarantulkur zu Werke gehe, und wie eifrig das Volk sey, seinen Vorurtheilen zu folgen, so will ich ihnen die Nachrichten eines Augenzeugen mittheilen, der selbst in der Verlegenheit gewesen ist, einem Tarantolato aufzuspielen, oder der Wuth des Volks Preis gegeben zu werden *).

„Ich melde ihnen dießmal nur, was sich in meinem Lande auf einem kleinen Dorfe la Torre della Annunziata, ungefähr zehn Meilen von Neapel, wo ich eben damals war, als dieses geschahe, zugetragen hat. Im Oktober haben alle Studenten in

*) S. den Brief eines italiänischen Herrn über den Biß der Tarantul, im 13ten B. des alten hamb. Magazins, und in Büschings Traktat S. 11. ff.

Neapel Erlaubniß, auf das Land zu gehen. Ich hatte also auch die Freyheit, und, weil ich mich in dem Kollegio zu Neapel auf die Musik legte, so nahm ich meine Geige mit.“

„An einem Tage geschahe es, daß ein armer Mann auf der Straße krank ward, und man sahe gar bald, daß dieses die Wirkung einer Tarantul sey, weil das Landvolk gewisse untrügliche Zeichen hat, woran es solche erkennt, und besonders sagen sie, daß die Tarantul den Menschen an den obern Rand des Ohrs, oder an das Ohrläppchen, und zwar, wenn er auf der Erde liegt und schläft, zu beißen pflege. Der verwundete Theil wird drey Tage nach dem Bisse schwarz, eben zu der Stunde, da man gebissen worden. Sie sagen ferner, daß, wenn Niemand da wäre, der den Verwundeten heilen könnte, dieser die Wirkung des Bisses alle Tage zu eben der Stunde, drey bis vier Stunden hinter einander, fühlte, bis er so toll würde, daß er in Zeit von einem Monate darauf gienge. Einige, sagen sie, hätten drey Monate gelebt, nachdem sie gebissen worden. Aber dieses letztere kann ich nicht glauben. Denn man läßt niemals Jemanden an solcher Krankheit sterben; sondern der Priester muß ihm vorgeigen, und ihn also heilen“ *).

„Ein

*) Es sind mehrere Umstände hierbey nicht zu glauben, weil sie alle auf Volkssagen beruhen, und gerade wider die Natur des Insekts sind. Z. B. Warum soll der Patient das Uebel leichter los werden, wenn die Tarantul getödtet,

„Ein armer Mann ward, wie gesagt, auf der Straße krank, und, weil der Priester nicht zu Hause war, so baten mich verschiedene Personen, dem armen Teufel vorzuspielen. Wenn ich nicht verschiedene gute Freunde beleidigen wollte; so mußte ich hingehen. Als ich hinkam, sahe ich einen Mann auf der Erde ausgestreckt liegen, und es schien, als wenn er eben in den letzten Zügen läge. Als mich das Volk zu Gesicht bekam, rief es: spielt! spielt die Tarantella! Ich hatte dieß Stückchen niemals gehört, und konnte es also nicht spielen? Ich fragte, was es für ein Stückchen wäre. Sie antworteten: eine Art von Gigue. Ich versuchte verschiedene Giquen; aber der Mann blieb unbeweglich liegen. Das Volk schriee unaufhörlich: die Tarantella — die Tarantella! Ich sagte: es sollte sie mir Jemand vorsingen. Ein altes Weib versuchte es, aber so unverständlich, daß ich sie nicht fassen

getödtet, und auf die Wunde gelegt wird, und nicht eher davon befreyet werden, so lange das Thier am Leben bleibe? Fast gleiches Vorurtheil, als die Haare eines tollen Hundes auf den Biß zu legen. Da auch gleich der Priester geholet wird, dem Patienten vorzugeigen: so sieht man offenbar, daß es bereits eine Finanzsache der Geistlichkeit geworden ist, die nicht darauf ausgehet, das Volk zu belehren; sondern in seinen Vorurtheilen zu stärken; aber eben dadurch ihre Kasse zu bereichern. Vermuthlich rührt auch von den Priestern die Komposition der Tarantella her, da sie sich hauptsächlich mit der Kur der Patienten dieser Art abgeben.

konnte. Es kam eine andere, und ich lernte sie in Zeit von zehn Minuten; denn sie war kurz. Indem ich dieses Stückchen lernte, und nach und nach die zween ersten Takte traf, fieng der Mann an, eben so allmählich sich zu bewegen — sprang so schnell, wie der Blitz auf, gleich als ob er durch eine schreckliche Erscheinung wäre aufgeweckt worden — sahe sich überall wild um, und alle Gelenke seines Körpers waren in Bewegung. Da ich aber das ganze Stückchen noch nicht konnte; so hörte ich auf zu spielen, weil ich nicht glaubte, daß es dem Manne etwas helfen würde. So bald ich aufhörte, fiel der Mann nieder, schrie laut, verdrehete das Gesicht, die Füße, Arme, und alle Theile seines Leibes, kratzte mit den Händen auf der Erde, und wandte, und krümmte sich so heftig, daß man klar sehen konnte: er sey in großer Todesangst" *).

„Ich war außer mir selbst **), und eilte, so sehr ich konnte, den übrigen Theil von dem Stückchen zu lernen. Als ich es konnte, trat ich ihm näher,

*) Sollte es nicht mehr Verstellung gewesen seyn, um das Volk, und diesen fremden Herrn zum Mitleiden zu bewegen, und das Almosen desto reicher zu machen? Wie haben sich öfters die erkauften Besessenen angestellt? Durch die Uebung erlangen sie eine solche Fertigkeit in der Verdrehung ihrer Glieder, daß nur kaltblütige und scharfsinnige Beobachter erfordert werden, den Betrug zu entdecken.

**) Also nicht mehr in der ruhigen Fassung, genau zu beobachten.

näher, und spielte es etwa zwölf Schuh weit von ihm. Den Augenblik, als er mich hörte, sprang er wieder auf, wie vorher, und tanzte so sehr, als man nur tanzen kann: aber sehr wild. Den Takt beym Tanzen beobachtete er vollkommen, doch weder gewisse Regeln, noch Geberden; sondern er hüpfte, und rannte hin und her, und machte sehr komische Posituren, welche einigermaßen den chinesischen Tänzen glichen, welche wir zuweilen auf dem Theater gesehen haben*). Ueberhaupt war alles, was er that, sehr wild. Er schwitzte über und über, und dann schrieen die Leute: geschwinder! geschwinder! Ich spielte auch so geschwind, daß ich kaum länger spielen konnte, da indessen der Mann immer forttanzte. Ich war sehr abgemattet, und obgleich verschiedene Personen hinter mir waren, welche theils den Schweiß abwischten, theils mir mit einem Fächer frische Luft zuweheten; so stand ich doch viel aus. Denn ich spielte über zwo Stunden, ohne im geringsten abzusetzen" **).

„Als der Mann ungefähr eine Stunde getanzt hatte, gaben ihm die Leute einen bloßen Degen, welchen er bey der Spitze in die Hand nahm, und aus der einen Hand in die andere schleuderte, in welcher er ihn im Gleichgewicht hielt, und inzwischen

*) Kann das Beobachtung des Taktes heißen?

**) Man sieht hieraus, wie fest das Volk an seinen Vorurtheilen hieng, und wie stark sein Glaube an die Wirkung der Tarantella war?

immer forttanzte. Die Leute wußten, daß er einen Degen verlangte; denn kurz vorher kratzte er sich sehr stark in den Händen, als ob er sich das Fleisch davon abreißen wollte*). Als er sich die Hände zerstochen hatte, faßte er den Degen bey dem Gefäße an, und stach auch in den obern Theil seiner Füsse, und ungefähr nach fünf Minuten bluteten seine Hände und Füße sehr stark. Er behielt den Degen ungefähr eine Viertelstunde in den Händen, und stach sich zuweilen in die Hände, zuweilen in die Füße, indem er wenig oder gar nicht inne hielt, worauf er den Degen weglegte, und sehr tanzte.«

»Als er ganz ermüdet war, fieng er an, sich langsamer zu bewegen; aber die Leute baten mich, ich sollte in eben dem vorigen Tempo fortspielen, und, als er sich nicht mehr nach demselben bewegen konnte; so bewegte er nur seinen Leib nach dem Tempo. Endlich, nachdem er zwo Stunden getanzt hatte, fiel er ganz ohne Bewegung nieder, und ich hörte auf zu spielen. Die Leute hoben ihn auf, führten ihn in ein Haus, setzten ihn in ein großes Faß voll laulichtes Wasser, und ein Wundarzt ließ ihm zur Ader. Als er im Bade war, blutete er an Händen und Füßen sehr stark. Nachdem sie ihn hierauf verbunden hatten, legten sie ihn in ein Bette, und gaben ihm eine Herzstärkung ein, welche sie ihm einzwangen, weil er immer die Zähne zusammenbiß.

*) Dieß bestärkt mich fast noch mehr in meiner Meynung, daß es Verstellung, Gaukeley und Betrug gewesen sey.

menbiß. Ungefähr fünf Minuten hernach schwitzte er stark, und schlief fünf bis sechs Stunden. Als er aufwachte, war er vollkommen gesund, aber wegen des Verblutens schwach. Vier Tage nachher war er völlig hergestellt; denn ich sahe ihn auf der Straße gehen. Es war merkwürdig, daß er sich kaum auf irgend etwas besann, was mit ihm vorgegangen war. Er empfand auch niemals Schmerzen wieder. — Ich bin ꝛc. ꝛc.

Stephan Storace.“

LXXV.

Fortsetzung des vier und siebzigsten Stücks.

Daß sich dieses Vorurtheil so lange gehalten hat, und von der halben Welt geglaubt worden, rührt wohl unstreitig daher, weil man nicht alle Lokalumstände: die Natur der Spinne; das Klima von Apulien und Tarento; den Nationalkarakter des Volks; die in der Hitze herrschenden Krankheiten; die Neigung des Volks zum Wunderbaren; das, fast allen Völkern eigene Vorurtheil: bey koexistirenden Dingen das eine für die Ursache des andern anzugeben: Melancholie und Wahnwitz, große Spinnen; also diese die Ursache von jener Krankheit; — die List der Priester, sich solche Vorurtheile zu Nutze zu machen; ein gemischter Betrug und Geldschneiderey; die Gewalt eines Vorurtheils, wenn es erst

einmal Volkssage geworden, u. s. w. — zusammen genommen und genau untersucht hat. Geht es denn unter uns anders zu? Wie lange hat man das Vorurtheil unter uns von dem Gift der Kröten; von dem Stich der Spinnen; von dem Gift der Rattenschwänze; von dem Gift der gelben Flecke unsrer Molche, u. s. w. vertheidiget? Wie lange ist die Viper für eine der giftigsten Schlangen gehalten worden, bis Fontana aufgestanden, und bewiesen hat, daß eine Viper auf einmal nicht so vieles Gift habe, einen Mann zu tödten? — So auch mit der Tarantul, und ihrem sogenannten Biß.

Seitdem man aber angefangen hat, die oben angeführten Lokalumstände genauer zu vergleichen; seitdem unbefangene Naturforscher diese Gegenden, samt ihren Einwohnern richtiger beobachtet haben, hat sichs auch gefunden, das die ganze Sache auf Vorurtheilen, Volkssage, Einbildung, und Betrug beruhe, und die gute Tarantul ganz unschuldig sey.

1. Ist die Erfahrung nunmehro als gewiß anzunehmen, daß eine epidemische hitzige Krankheit, die diesen Gegenden und ihren Bewohnern eigen ist, und Melancholie, Krämpfe, und Wahnwitz hervorbringt, die erste Veranlassung zu dieser Sage geworden sey. Eine Frauensperson ist von der Tarantul gebissen; sie ist darauf in die Krankheit gefallen; also ist der Tarantulbiß die Ursache davon. Daß dieser Schluß ganz falsch sey, erhellet daraus, weil sich dieselbe Spinne in Kalabrien, in Sizilien, in den südlichen Provinzen Spaniens, in denen von

Frank-

Frankreich befindet; allein man weiß in allen diesen Ländern nichts von ihrem Biß, noch von der Art, ihn durch Tanzen zu heilen.

2. Das Klima von Apulien und Tarento ist recht dazu gemacht, dergleichen Krankheiten zu erzeugen. Die große Hitze, die dicke Luft, das, in den Cisternen verdorbene Regenwasser, verdickt die Säfte im Körper, zumal in Tarento; daher regieren auch hier die Salzflüsse häufiger; der Geist ist niedergeschlagen, der Magen ist völlig verderbt, und es entsteht Melancholie, und dergleichen *). Bewegung, Schweiß und Frölichkeit sind die besten Mittel gegen dieses Uebel. Daher ist das Volk auf das Tanzen gefallen, und die Tarantul ist zufälliger Weise mit ins Spiel gerathen. Es wird offenbar häufiger an den Weibs- als Mannspersonen bemerkt. Daher ists kein Wunder, daß die hysterischen Uebel in diesen warmen Ländern häufiger, heftiger und stärker sind, ja zuweilen bis zur Raserey ausarten.

Erst kürzlich hab' ich in einer ziemlich seltenen Schrift**) die Bemerkung gefunden, daß in Afrika zu gewissen Zeiten unter den Weibspersonen eine Krankheit herrsche, wodurch sie von selbst zum Tanzen

*) Wie ein neuer Reisender, der Baron von Riedesel in seiner Reise durch Sizilien ꝛc. ꝛc. S. 251 — 260 bemerkt hat.

**) St. *Gervais* dans les memoires historiques.

Tanzen und Springen gereizt werden, aber nichts von dem Biß eines Insekts wissen.

3. Vor dem funfzehnten Jahrhundert hat kein einziger Schriftsteller des Tarantismus Erwähnung gethan, obgleich die Tarantuln lange vorher bekannt gewesen. Man sagt zwar: Plinius, der sonst alle Merkwürdigkeiten — und Fabeln angemerkt, habe der Tarantul mit keinem Worte gedacht; allein sein Phalangium scheint doch darauf zu zielen, und wäre ihm auch die eigentliche Tarentinische Tarantul unbekannt gewesen; so kam es wohl daher, weil man damals noch nichts von dem Biß des Insekts, und der Fabel des Tanzens wußte *).

4. Die meisten Tarantulaten gestehen selbst, daß sie nie von einer Tarantul gebissen worden **). So bald das Volk einen Menschen findet, an dem sich die Spuren der gewöhnlichen Krankheit zeigen: so heißt es gleich: es ist ein Tarantulato; spielt die Tarantella, u. s. w.

5. Die Erfahrung ist nunmehro ausgemacht, daß es lauter arme Leute und Bettler sind, die sich durch

*) Er sagt im 11ten B. im 28sten Kap. Die Phalangische sticht eine gefährliche Wunde, hat einen kleinen bunten spitzigen Körper, und einen hüpfenden Gang. Eine zwote Art von diesen ist schwarz, und hat zween sehr lange Vorderfüße. Unmöglich kann ich diese mit dem geschickten Uebersetzer für die Ar. Diadema, oder Kreuzspinne halten.

**) Wovon Baglivius in seinem Traktat verschiedene Beyspiele angeführet hat.

durch den Tanz und Musik kuriren lassen. Wie viele Betrügereyen mögen da mit unterlaufen? Zwar führt Riedesel das Beyspiel eines vornehmen Frauenzimmers an, welches von der Krankheit befallen sey; sich aber zu tanzen geschämt habe. Da es aber vor einem Hause vorbeygefahren, worin eine arme Bettlerin tanzte; so sey es aus dem Wagen gesprungen, und habe mit getanzt. Dieß hat bloß die Einbildung bewirkt, da ihm die Volkssage und das Vorurtheil nicht unbekannt war.

6. Endlich haben verschiedene Personen an sich selbst die Probe gemacht, und sich von der Tarantul, daß ich so mit rede, beißen lassen; aber keine nachtheilige Folgen erfahren. Ein neapolitanischer Arzt, Namens Bulifonius, wie Baglio berichtet, setzte zwo Tarantuln unter das Hemde auf das bloße Fleisch des linken Arms, in Gegenwart eines Notarii, und sechs Zeugen. Sie bissen ihn, und der Biß war wie von einer Mücke oder Biene. Am folgenden Tage war die Wunde roth, und mit einem grüngelben Rande umgeben. Am dritten Tage schmerzte die Wunde, und wurde braunröther. So stand sie funfzehn Tage, und es erfolgte nicht der mindeste üble Zufall. Das ist doch wohl entscheidend. Oder sollten die Tarentiner eine besondere Disposition haben, von dem Biß der Tarantul gefährlichere Zufälle zu bekommen?

Den neuesten Nachrichten zu Folge, erklärt der Leibarzt Serao in Neapel die ganze Geschichte von der Tarantul für eine Fabel, und schreibt sie größtentheils

tentheils der Milzsucht der Apulier in den Hundstagen zu. Der Stich soll keinen größern Schaden zufügen, als eine Bremse oder Wespe. Wenn ein Mädchen heyrathen, oder Gesellschaft und Tänze haben will; so sagt es: es sey gestochen.

Im Jahr 1771 lebte im Dominikanerkloster zu Neapel der Mönch Minasi, der in der Naturhistorie manche Entdeckungen gemacht, und seit fünf Jahren Beobachtungen über die Spinnen angestellt hat. Er bewies, daß sie nicht giftig sind, so gar ißt er sie ohne die geringste Gefahr, und zwar die, welche man für die allergiftigsten hält, so gar die Tarantul, und versichert, daß sie das Blut versüßen.

Hieraus folgt noch nicht, daß der Biß der Tarantul, wenn ihr Gift ins Blut kommt, nicht giftig seyn könne; sondern nur so viel, daß das ganze Thier nicht schade, wenn es im Magen komme. Das Viperngift schadet eben so wenig, wenn es bloß in Magen, nicht aber ins Blut kommt. Wenn der Klapperschlange der Kopf abgehauen wird, wird ihr Fleisch ohne allen Schaden gegessen.

Noch ein Zeugniß muß ich beybringen, welches mir die Sache sehr natürlich zu erklären scheint*). Die übermäßigen Fasten verursachen unter den Katholiken viele langwierige Krankheiten. Diejenige aber,

*) Turnbul über die Tarantel, im 3ten Bande der Edinburgischen Essays and observations physical and literary. 1771. S. 100.

aber, welche man vom Bisse der Tarantel herleitet, sey eine Wirkung der brennenden und anhaltenden Sommerhitze. Das Uebel soll durch den Schweiß geheilet werden, und der Tanz sey dabey das schweißtreibende Mittel. Die Krankheit zeigt sich auch zuweilen auf Malta, wo doch die beschuldigte Spinne nicht angetroffen wird. Verständige Leute sollen jetzt im ganzen Königreiche die alte Meynung für Aberglauben, Einbildung und Betrügerey erklären.

LXXVI.

Merkwürdigkeiten des Sommers 1789.

Nach einem so strengen, und an besondern Naturphänomenen so reichen Winter, als der von 1788 in 89 gewesen ist: sollte der nicht einen ebenfalls merkwürdigen Sommer nach sich gezogen haben? Ich habe Tag für Tag die Vorfälle und Begebenheiten desselben im Naturreich und im Menschenleben — unsrer Gegenden — gesammelt, und glaube, daß manches darunter sey, welches allerley Leser interessiren möchte.

Zu den Merkwürdigkeiten dieses Sommers rechne ich zuerst diese: daß bey uns die schwedisch pommerschen Wetterprophezeyungen vom 1sten April bis zu Ende des Septembers, schlechterdings nicht eingetroffen; sondern ein abermaliges Zeugniß der menschlichen Schwachheit sind, welche zu tief in die

Wege

Wege des großen Meisters schauen will, der allein Wolken, Luft und Winden, ihre Wege, Bahn und Lauf geben kann.

Die erste Periode war vom 1sten April bis zum 5ten May gestellt. Die Witterung darin sollte folgendergestalt abwechseln: vermischte Witterung, mehr naß als trocken; kalte Luft; Nachtfröste und Schneeschauer. Der Wachsthum der Pflanzen sehr verzögert.

Sehr allgemein. Vom April kann man fast nichts anders erwarten. Indeß haben wir hier schon vom 2ten bis 13ten sehr gelinde, und angenehme Tage gehabt. Den 4ten war es bey Südwinde so ungewöhnlich heiß, daß das Thermometer auf einige 60 Grad gestiegen war. Die Fliegen kamen bey Tausenden aus den Löchern der Wände, und die Eisfarth vom Harze erfolgte ohne Schaden. Ueber Ostern, als den 12ten und 13ten, war das angenehmste und gelindeste Wetter, mit untermischtem sanften Regen, daß die Pflanzen merklich trieben. So dauerte die Witterung zwar veränderlich, aber doch ohne Nachtfröste, bis zum 24sten fort, da mit unter, als d. 16ten, 18ten, 22sten und 24sten sehr herrliche Tage, und warme, erwünschte, fruchtbare Regen fielen. Am 26sten hatten wir etwas Aprilwetter; aber am 30sten kam gegen Abend ein ziemlicher Platzregen, der wenige Minuten anhielt.

Herrlicher Wetter, als am 1sten May läßt sich kaum gedenken. Alle Pflanzen, Hecken und Gesträuche waren

waren grün, und die Nachtigallen schlugen bezaubernd schön. Der 2te eben so. Am 3ten bey Nordostwinde, der sich gegen Mittag nach Ostsüd setzte, so warm, daß das Thermometer an der Nordseite Abends gegen 5 Uhr auf 75° stand. Am 4ten noch bey Ostwinde ganz ungewöhnlich warm. Das Thermometer gegen Mittag 81°. Fast eben so warm am 5ten, und des Abends ein vorbeyziehendes Gewitter. Der 6te bey Nordostwinde hell und nicht so schwülwarm, als die vorigen Tage. Das Barometer ziemlich tief. Abends rings herum Gewitter. Auf dem Harze hatte es in der Nacht sehr geregnet, wie man an dem trüben Wasser sehen konnte.

Alles in Gärten und auf dem Felde stand vortreflich, bis auf die Bäume, welche in unsern Gegenden der harte Winter getroffen hatte, da doch auf dem ganzen Harze kein einziger Baum, nicht einmal ein Nußbaum, getödtet war.

Dieß die erste Periode der Prophezeyung, die durch die Natur und Erfahrung widerlegt war. Die zwote geht vom 6ten May bis zum 11ten Junius, und ist von gleichem Schlage. Die vermischte Witterung dauert fort, — mehr naß, als trocken. Die ganze Zeit über herbe und kalte Luft.

Wir fragen zuerst den May, und wir haben darin Tag für Tag folgendes bemerkt.

D. 7ten das Barometer bey Nordostwinde sehr gestiegen. Der Tag windicht, trübe, und ziemlich

kühle. Abends Nordwind, noch kühler, neigt auf Regen.

D. 8ten das Barometer bey Nordwinde bis zum trockensten Wetter ungemein hoch gestiegen. Helle, kühle, und angenehm. Jetzt schon eine so erstaunliche Menge Maykäfer, daß die Weiden vor unserem Brühle ganz schwarz waren.

D. 9ten das Barometer auf gleicher Höhe, und das Wetter bey Nordost helle und kühle.

D. 10ten das Barometer bey Ostsüd gefallen. Helle, warm, sehr trocken. Gegen Abend hohe Gewitter mit Strichregen.

D. 11ten sehr warm. Nordostwind. Helle, schön und herrlich Wetter.

D. 12ten das Barometer wieder sehr hoch. Trübe, wolkicht, frisch. Mittags helle und wärmer. Des Abends konnte man vor Maykäfern kein Wort hören, und das Gesumme war, als wenn lauter Mühlen gegangen wären.

D. 13ten das Barometer bey geradem Nordwinde hoch. Sehr helle; aber bis zum Frösteln kühle.

Der Maykäfer Tod, die sich von diesem Tage an allmählich verloren.

D. 14ten das Barometer wieder sehr tief. Ziemlich schwül. Abends in der Ferne Gewitter; hier etwas Strichregen.

D. 15ten Morgenwind, und eben nicht warm. Abends zwischen 5 und 6 ein fürchterliches Gewitter ohne Regen, mit Schlägen, daß die Fenster

schütterten. Gegen 8 Uhr erfolgte ein fruchtbarer Regen.

D. 16ten das Barometer noch eben so tief. Helles, kühles, vortreffliches Wetter.

D. 17ten das Barometer gestiegen. Südwestwind, trübe, doch warm und angenehm.

D. 18ten trübe: das Barometer gefallen. Südwestwind. Eben nicht kühle; neigt auf Regen. Stunde für Stunde bis gegen Abend Gewitter.

D. 19ten Südwestwind. Sehr veränderlich. Regnet schauerweise, aber nicht stark. Heftiger Wind, und überaus kühle.

Durch die Gewitter am 18ten war die Atmosphäre so abgekühlt, daß es d. 19ten schon so kalt war, daß man sich ohne Bewegung nicht wohl bergen konnte. Dieß dauerte

D. 20sten fort. Halb helle, halb trübe. Westnordwind. Sehr kalt, so daß man des Morgens ein wenig einheizen mußte. Dieß beförderte den völligen Untergang der Maykäfer. Durch einen Umstand in der Natur, der uns in gewisser Absicht empfindlich ist, wird uns in einer andern eine große Wohlthat erzeigt.

D. 21sten das Barometer bis 68 Grad gefallen. Nordwestwind. Trübe und wolkicht. Ziemlich starker Wind. Gegen Abend nässicht und kalt, daß wieder etwas eingeheizt wurde. Ein wahrer Herbsttag!

D. 22sten das Barometer noch ein Paar Grad gefallen. Gerader Nordwind. Noch trübe und

kalt. Der Regen hält fest, und wird sehr gewünscht. Es wird wieder etwas eingeheizt. An diesem Tage bey Nordhausen ein ziemlich starkes Hagelwetter.

D. 23sten das Barometer bis 60° gestiegen. Süd-Südwestwind. Etwas wärmer, helle, klar, schönes, vortrefliches Wetter.

D. 24sten das Barometer noch um 6° Grad gestiegen. Ostwind; sehr helle, und sehr kalt. Morgens zwischen 4 und 5 wirklich gereift. Gegen 6 und 7 das herrlichste Wetter. Nachmittags warm; aber kein Regen.

D. 25sten das Barometer etwas gefallen. Ostwind. Kühle und trübe; neigt sich auf Regen.

D. 26sten das Barometer noch tiefer. Ostwind. Trübe und warm. Schon etwas Spreuregen. Sehr nöthig. Gegen Mittag und Abend Südwind, und doch kein Regen.

D. 27sten das Barometer etwas gestiegen. Südwind. Helle, klar und windicht. Aller Regen verschwunden. Nachmittags gegen 2 Uhr ein mäßiges Gewitter, und schöner Regen. Abends wieder ein Strichgewitter und schöner Regen.

Also gerade das Gegentheil von allem, was die Prophezeyung drohete: mehr naß, als trocken.

D. 28sten das Barometer noch mehr gestiegen. Ostwind. Heiter, warm, fruchtbar.

Gegen Mittag merklich schwüler. Gegen ein Uhr stiegen 2 Gewitter im Mittage auf. Eins zog im Abend herum, und gab etwas Regen. Das Gewitter selbst war nicht sehr nahe. Gegen 2 Uhr

aber

aber geschahe ein heftiger Schlag. Ich stand eben in meinem obersten Saalfenster, der sehr hoch liegt, daß ich die ganze Gegend übersehen kann. Ich betrachtete den Zug des Gewitters, der über Neunstedt, Weddersleben und Westerhausen gieng. Auf dem einen Berge über den Sandküten steht eine von den alten Warten, womit Quedlinburg umgeben ist, welche die Altenburg heißt. In gerader Linie von meinem Fenster waren es keine 1500 Schritt. Denn ich kann die Löcher in der Mauer sehen. Dieser Berg war ganz in Dampf und Nebel eingehüllt, daß ich kaum noch den Thurm schimmern sahe. Mit einem male erblickte ich über der Warte einen so hellen Feuerballen, daß er mir die Augen verblendete, in der Größe eines Oxhofts. Drey Strahlen fuhren heraus. Zwey giengen seitwärts; der eine aber gerade in den Thurm, daß der Dampf herausflog. Zugleich geschahe ein so knitternder Schlag, daß ich glaubte: alle Fenster neben mir wären in tausend Stücken zerschmettert worden. Das Haus bebte unter mir, und ich schreckte vor Betäubung zusammen, weil mir der Schlag so unerwartet kam. Gleich nach dem Schlage erfolgte ein heftiger und schlemmender Platzregen, von wenigen Minuten, und nachher nichts weiter. Als das Wetter nachließ, gieng ich nach der Warte, und sahe, daß der Stral oben hinein, == die ganze Mauer in der Länge durch, == unten wieder herausgefahren war, und eine Menge Steine, besonders unten herausgeworfen hatte. Abends setzte sich der Wind in

Norden, und in der Nacht erfolgte ein schöner Regen.

D. 29sten Ostwind. Das Barometer etwas gestiegen. Helle, klar, und schwülwarm. Den ganzen Abend und die Nacht durch geblitzt.

D. 30sten das Barometer noch so. Westwind. Kühle, und windicht. Etwas trübe. Allenthalben Gewitter am Himmel.

D. 31sten warm und gewitterhaft.

D. 1sten Junius bis zum 5ten beständig Gewitter und Regen. Am 3ten in der ganzen Nacht ein völliger Landregen. D. 4ten u. 5ten 24 Stunden in einem fort geregnet, und die Barometer tief.

D. 6ten das Barometer gestiegen. Der Regen läßt nach. Es wird helle, aber so kalt, daß eingeheizt wurde. Westwind.

Diese kühle, nasse und regnichte Witterung dauerte bis zum 11ten fort, daß man täglich etwas einheizen mußte. Allein es waren nur einige Tage. Es schadete den Feldfrüchten nichts, und die Heuernte war noch nicht angegangen. Vielmehr war es die, für den Brachmonat passende, und von den Alten schon für fruchtbar gehaltene Witterung: Brachmonat naß, füllt Scheuren und Faß.

Es traf nicht ein, daß die ganze Zeit herbe und kalte Luft gewesen wäre.

LXXVII.

Fortsetzung des sechs und siebzigsten Stücks.

Die 3te Periode: vom 12ten Junius bis zum 17ten Julius noch eben so vermischte Witterung, dem Wachsthum aller Pflanzen sehr nachtheilig. Ein schlechtes Jahr zu erwarten.

Ob dieses eingetroffen, mag die Erfahrung ausmachen?

D. 12ten Nordwind. Das Barometer hoch gestiegen. Ziemlich helle. Das Wetter setzt sich.

D. 13ten eben so, zwar kühle; aber trocken und helle.

D. 14ten Nordwestwind. Das Barometer 55° über Veränderlich. Helle, kühle. Gegen Nachmittag Ostwind mit einem Strichgewitter daher. Die Gewitter nehmen nur einen andern Zug. aus Ost in Süd. Das erste Heu gemähet.

D. 15ten Alles eben so. Nur wärmer.

D. 16ten Ostsüdwind. Helle. Sehr heiß. Nachmittags Gewitter.

D. 17ten Ostwind; sehr helle, ungemein schwül. Thermometer 82°; doch ohne Gewitter.

D. 18ten Ostwind. Noch heißer; aber luftiger. Einer der herrlichsten Tage!

D. 19ten Ostsüdwind; neblicht, Höherauch. Aeußerst schwül; doch ohne Gewitter. Nachmittags trübe. Abends gegen 6 Uhr ein Spreuregen.

Den 20sten Südostwind. Sehr heiß. Das Thermometer Morgens gegen 10 Uhr 85°. Das Barometer gefallen. Abends in der Ferne Gewitter, und starkes Blitzen.

D. 21sten Südwind. Das Barometer gefallen. Schwül, trübe, auf Regen. Nachts ein Gewitter, aber nicht nahe, mit einem schönen Regen.

D. 22sten das Barometer gestiegen. Windicht und kühle. Nachmittags besser. Westsüdwind.

D. 23sten etwas windicht, kühle, helle und schön.

D. 24sten Südwind, kühle und regnicht.

D. 25sten eben so. Westwind. Nachmittags Regenschauer.

D. 26sten Westwind. Kalt und trübe. Nachmittags Regenschauer. Abends gegen 9 Uhr empfindlich kalt.

D. 27sten das Barometer etwas gestiegen. Westwind. Ziemlich helle; des Morgens zwischen 5 und 6 Uhr etwas geregnet. Wärmer.

D. 28sten das Barometer etwas gefallen. Westwind, ziemlich helle; sehr kühle. Regenschauer. Abends kalt bis zum Reifen.

D. 29sten das Barometer noch tief. Westwind. Trübe und schwarze Wolken. So kühle, daß eingeheizt wurde.

D. 30sten das Barometer etwas gestiegen. Westwind. Heller Sonnenschein; des Morgens so kalt, daß eingeheizt wurde. Von Verkältung bekamen viele Leute Koliken..

Den 1sten Julius. Das Barometer auf Sturm, der auch sehr heftig war. Bis zum Einheizen kalt.

D. 2ten Westnordwind. Das Barometer noch so. Windicht, und nicht ganz helle. Etwas wärmer. Abends zwo starke Regenschauer.

D. 3ten Westwind, trübe, doch warm. Das Barometer etwas gestiegen. Drohet noch auf Regenschauer.

D. 4ten das Barometer mehr gestiegen. Erstaunliche Hitze. Das Thermometer Nachmittags gegen 3 Uhr auf 86°.

D. 5ten noch eben so heiß; aber durch Ostwind gemindert. Das Barometer fest.

D. 6ten Ostwind. Die Luft geht. Die Wärme erträglich.

D. 7ten bey Ostwinde die Hitze sehr groß bis 88°. Das Barometer gefallen. In der Nacht der sanfteste Regen ohne Gewitter.

D. 8ten Morgens Westwind, noch regnicht. Hernach helle, heiter und schön. Das Barometer sehr gestiegen.

D. 9ten Südwestwind. Sehr heiß. Trübe. Den ganzen Tag um den Horizont herum Gewitter, mit untermischtem Spreuregen. An diesem Tage that ich eine Reise auf den Harz. Des Nachmittags in der Baumannshöhle erstaunlich kalt.

D. 10ten Südwestwind. Noch sehr heiß. Nachmittags nach dem Brocken. In den Bergen fast unerträglich. Abends auf dem Brocken nicht

sehr kalt; auch die Nacht durch sehr gelinde, ohne Einheizen. Die Sonne gieng prächtig unter, und der Mond eben so prächtig auf; aber sehr gethauet.

D. 11ten des Morgens auf dem Brocken in Gesellschaft des Kriegsraths von Goeckingk und Hrn. Nicolai aus Berlin, nebst 40 andern Personen — Der Aufgang der Sonne zwischen drey und vier Uhr prächtig, und helle. Die Vorbereitungen der Morgenröthe unbeschreiblich schön. Nach einer halben Stunde traten schon Wolken vor. Der Südwestwind stürmte. In Süden schwarz wie die Nacht, kreuzende Gewitterblitze, aufgethürmte halbe Regenbogen. Es kam ein Hagelschauer. Noch stand der blasse Mond über uns. Dann folgten Regenschauer. Dicke Wolken zum Greifen zogen vorbey. Die leichtern jagten sich oben über dem Hause weg, und verloren sich in einer großen vor der Sonne stehenden Wolke. Gegen 7 Uhr alles ein Nebel, daß wir kaum auf 2 Schritte vor uns sehen konnten. Dieß im Lande das Phänomen: der Brocken brauet. Nicht sonderlich kalt. Gegen Mittag helle, und sehr schwül. Um 12 Uhr vorüberziehende Gewitter mit Platzregen.

D. 12ten sehr heiß. Das Barometer gefallen. Abends zwischen 10 u. 11 ein starkes Gewitter, welches in Gernrode einschlug, doch nicht zündete.

Die Heuärnte bisher vortreflich von statten gegangen.

D. 13ten bis 18ten bey Südwinde sehr heiß. D. 16ten bey Ostwinde das Thermometer 88°. In

allen

allen diesen Tagen kein Gewitter oder Regen. Das Korn reift schon ganz weiß. Erst am 18ten Morgens gegen 7 Uhr bey Südwestwinde ein sanfter Regen.

Die vierte Periode: vom 18ten Julii bis Ende des Septembers eine vermischte fruchtbare Witterung mit weniger Näſſe. Der spät gesäete Saamen wird gut. Die Heuärnte schlecht und beschwerlich.

Vom 19ten bis 24sten veränderlich, mehrentheils kühle; aber ohne Regen.

D. 25sten das Barometer gestiegen. Trübe und warm. Südwestwind. Gegen 9 Uhr helle und schwül. Abends etwas Regen. Die Sonne sehr roth.

Bey der schönsten trockensten Witterung unsere Heuärnte vollendet. Vom 26sten an veränderte sich das Wetter, und fiel auf mehr Regen.

D. 26sten das Barometer gefallen. Südwest. Trübe, wärmer, neigt auf Regen. Abends zwischen 5 und 6 ein ziemliches Gewitter aus Westen, mit etwas Regen.

D. 27sten das Barometer noch tiefer gefallen. Südwest. Ziemlich helle. Sehr schwül. Von Abends gegen 10 Uhr an die ganze Nacht durch ein starker Regen.

D. 28sten das Barometer sehr tief. Nordwind. Duftet den ganzen Tag, wie an einem Herbsttage. Des Morgens gegen 4 Uhr ein starker Regen.

D. 29sten das Barometer noch so. Nordwind. Trübe, kalt. Gegen 8 Uhr wieder ein starker Regen.

Den

Den ganzen Tag und die Nacht durch sachte fort geregnet. Ein förmlicher Landregen.

An eben diesem Tage waren im Mannheimischen große Ueberschwemmungen. Die Flüsse traten aus, und das Wasser hat nach acht Tagen noch in den Kirchen gestanden; die Leute haben auf Kähnen auf den Feldern herum fahren, und die aus dem Wasser vorstehenden Aehren abschneiden müssen.

D. 30sten das Barometer sehr gestiegen. Die Sonne blickt durch. Westsüdwind. Es scheint besser zu werden.

D. 31sten das Barometer etwas gefallen. Westnord. Helle, kühle. Einer der schönsten Tage.

Das Beschwerliche der Heuärnte haben wir gar nicht erfahren. Alles zur Aernte bereit.

Mit Anfang des Augusts fielen einige regnichte Tage, wodurch die Aernte etwa um 8 Tage aufgehalten wurde. Gleich nachher gieng alles in einem Zuge erwünscht fort.

D. 1sten das Barometer noch tiefer. Südwest. Trübe und warm. Abends auf Regen. Hin und wieder in Osten Wassergallen, als Regenvorboten. Die ganze Nacht durch geregnet.

D. 2ten das Barometer etwas gestiegen. Südwest. Wolkicht und regnicht. In der Nacht wieder starker Regen.

D. 3ten Westnord. Trübe. Den ganzen Tag regnicht. Barometer hoch. Abends klar, warm und helle.

Den 4ten das Barometer noch höher. Südwest. Helle und schön. Der Wind in Morgen. Das Wetter setzt sich, und die volle Aernte nimmt ihren Anfang.

Um diese Zeit hat es in der Mark, wo die Aernte früher angeht, viel stärker geregnet. Ob die Leute gleich etwas mehr Arbeit mit Umkehren der Garben gehabt haben; so ist das Korn doch nicht ausgewachsen, und die Aernte glücklich vollendet.

Vom 5ten bis 10ten das schönste Aerntewetter. Nun in acht Tagen nicht geregnet.

Am 11ten Südwest. Die Barometer hoch. Nachmittags gegen 4 aus einer einzigen Wolke ein starker Platzregen; aber bloß über der Stadt.

D. 12ten das Barometer noch höher. Nordost; gleichwohl sehr schwül. Des Morgens um 5 Uhr ein so starker Nebel, daß man die nächsten Berge nicht sehen konnte. Von der vielen Nässe natürlich.

D. 13ten das Barometer etwas gefallen. Nordwestwind. Wieder ein solcher Nebel. Kühle. Auf den Tag das herrlichste Wetter. Mittags zwischen 12 und 1 Uhr in Norden ein Gewitter mit Regenschauer.

D. 14ten Westwind. Das Barometer noch so. Warm und helle. Abends stark geblitzt.

D. 15ten ein besonderer Tag! Nordwind. Das Barometer auf Veränderlich. Eben nicht kühle. Trübe und feucht. Morgens ohne Regen.

Gegen 9 Nordostwind, und bis 11 Regen. Dann Mittags Platzregen, ohne Gewitter. Solche Schauer

den

den ganzen Nachmittag abwechselnd; aber Abends zwischen 7 und 8 ein wahrer Wolkenbruch, daß das Wasser von unserem Schloßberge wie ein Strom herunterkam. Das Barometer 62° über Veränderlich; noch nicht einmal ganz auf Regen. Doch war der Regen keine Meile weit gegangen.

D. 16ten das Barometer gestiegen. Warm und helle. Westwind. In der Nacht auf den 16ten gegen Morgen stark geregnet. Nachmittags ungemein schwül. Der Wind nach Nordost. Um den ganzen Himmel Gewitter. Eins zog westnord, und hat bey unserem Steinholze einen Strich gehagelt. Der Schaden unbeträchtlich.

D. 17ten bis 21sten das schönste Aerntewetter.

D. 22sten das Barometer bis 75° gefallen. Südwind. Erstaunlich heiß. In Süden Gewitter. Ueber den Bergen regnete es stark. Das Wetter hält sich bis Abends um 10 Uhr, da es die ganze Nacht durch regnet.

D. 23sten das Barometer in gleicher Tiefe. Westnordwind. Regnet bis Abends um 8.

D. 24sten das Barometer hoch gestiegen. Westwind. Helle, kühle, etwas windicht.

D. 25sten eben so. Das herrlichste Wetter.

D. 26sten das Barometer wenig gefallen. Des Morgens sehr helle. Ich gieng spatzieren, und kam bey völlig hellem Horizont gegen 8 über einen Ackerhof mit hohen Gebäuden. Als ich noch in diesem Hofe war, wurde es mit einemmale so neblicht, daß ich die Dächer nicht sehen konnte, und als ich

hinter dem Schlosse durchkam, war er verschwunden. Von meinem Saale konnte ich kein Haus, keinen Berg mehr sehen. Dieser Nebel aber stand kaum eine Viertelstunde, so wurde es wieder helle. Den ganzen Tag trocken und schön.

Um diese Zeit, Morgens um 10 Uhr, soll man nach dem Bericht der Jenaischen Zeitungen in Merseburg, Naumburg, und im Voigtlande, einige Erschütterungen vom Erdbeben auf den Thürmen, und oben an den Häusern, auf dem Lande aber nichts, gespürt haben. Wir haben in unsern Gegenden nichts empfunden.

Vom 27sten bis zum 1sten September das trockenste, schönste und herrlichste Aerntewetter.

LXXVIII.

Fortsetzung des sieben und siebzigsten Stücks.

Den 1sten September das Barometer tief auf 70°. Westwind. Des Morgens helle. Starker Thau. Gegen 10 Uhr in Südwest ein starkes Gewitter. Gegen 1 Uhr donnerte es weit. Heller Sonnenschein. Sehr schwül. Der ganze Himmel voll Gewitter Am Ende des einen Thors stark geregnet, in der Gegend des Schlosses Sonnenschein. Eine Stunde von hier in Nordost starke Gewitter und Platzregen. Abends bey uns ein Spreuregen.

Vom 2ten bis 10ten trocken und schön.

Den

Den 11ten erstaunliche Hitze. Das Thermometer 82°.

D. 12ten eben so heiß. Abends Wetterwolken mit Blitzen. Regnet die Nacht durch.

D. 13ten und 14ten Ostwind. Herrliches Wetter!

D. 15ten das Barometer auf 70° gefallen, auf vielen Regen. Dennoch nicht geregnet.

D. 16ten das Barometer noch eben so tief. Abendwind. Angenehm, warm und helle. Nachmittags drückend heiß. Abends um den ganzen Himmel herum geblitzt. Sechs Meilen von hier ein starkes Gewitter.

Unsere Aernte war um diese Zeit glücklich vollendet, und in allen ein solcher Ueberfluß, besonders in Scheffeln, daß seit 1757 in 58, da die Franzosen im Lande waren, keine so reiche Aernte gewesen ist. Reichlich hat uns die Vorsehung, die auf die Schicksale der Länder merkt, wieder gegeben, was wir unsern armen Brüdern in Frankreich mitgetheilet hatten.

Besonders ist die Flachsärnte in unsern Gegenden so reich gewesen, daß ich sie in 33 Jahren nicht reicher weiß.

Ich habe auch angemerkt, daß die durch Regen verursachten Säumetage für unsere Ackerleute mehrentheils die ganze Aernte durch des Sonnabends und Sonntags fielen, da sie so nicht viel thun konnten, und des Montags war wieder das herrlichste Wetter.

Zwar

Zwar sieht es in unsern Gärten traurig aus. Die meisten Bäume sind nach Johannis noch nachgestorben, und die Pflaumenbäume haben schon gegen den 8ten d. alle Blätter verloren. Dennoch haben unsere Nachbarn am Harze desto reichlicher Obst geärntet, und es werden bereits ganze Fuder Pflaumen zugefahren. So weiß die Vorsehung das wieder zu ersetzen, was einer Gegend mangelt.

Am 10ten August hatte sich unser Stadtschieferdecker unsichtbar gemacht, und es wußte Niemand, wo er geblieben war. Der Mann hatte mit der Frau schlecht gelebt, und es war ihm wegen verschiedener Nachläßigkeiten die Schloßarbeit genommen. Er schien auch kurz vorher etwas melancholisch zu seyn, weil er von großen Zulagen träumte, an welche Niemand gedacht hatte. Ganz frey vom Trunk mag er auch wohl nicht gewesen seyn.

Am 10ten September wurde es hier bekannt, daß er sich hinter Thale nicht weit von der Roßtrappe in einem Grund, wo sehr selten Jemand hin kommt, erhenkt habe. Ein Holzhauer hatte ihn gefunden, da er schon vier Wochen in der größten Hitze mitten im Gebüsche gehenkt hatte, wo der rechte Sammelplatz von Fliegen und Insekten ist. Man kann sich vorstellen, daß er beynahe völlig skeletirt war. Die Halberstädtischen Gerichte haben ihn auf derselben Stelle begraben lassen.

D. 17ten September Morgens das Barometer bey Südwestwinde auf 75°. Ziemlich frisch und wolkicht. Stille Luft. Nachmittags um 3 Uhr auf

sanften Spreuregen. Gegen 6 Uhr Abends fieng es an zu regnen. Der Wind in Westnord. Es regnete die ganze Nacht durch, mit untermischten heftigen Windstößen, bis des andern Morgens um 9 Uhr, und näßte den ganzen folgenden Tag durch.

Des Nachts von 12 — 4 Uhr war der Regen einem Wolkenbruche gleich, und des andern Morgens, als

D. 18ten stand das Barometer noch bey Westnordwind auf 97° dicht unter der Kugel, daß es kaum tiefer fallen konnte. Des Morgens gegen halb sechs Uhr kam eine so gewaltige Fluth von Wasser, daß alle Kanäle zusammen giengen, alle Gärten überschwemmt wurden, und das Wasser kaum noch hundert Schritt von dem einen Thore war. Bey den stärksten Eisfarthen habe ich dergleichen hohe Fluth noch nie gesehen.

Bey uns kam sie mehrentheils aus Süden, über Gernrode mit dem kleinen Quarmbeckischen Bache, der Mühlen weggerissen, und die Bode sehr angeschwellt hatte. Oben über Harzgerode waren die Teiche ausgerissen, und die Fische lagen auf unsern Feldern herum, da das Wasser etwas abgezogen war. Eine Forelle von 4 Pfund wurde in der Tasche nach Hause getragen. Feldhühner, Hasen ꝛc. sind ertrunken, und hunderterley Geräthschaft kam auf dem Strome geflossen. Von Thale her über Neunstedt kam eine ähnliche Fluth, doch nicht so stark, als die erste; nicht aber durch die angelaufene Bode; sondern

sondern durch die aus dem Holze und Gebirgen kommenden Bäche.

In Wernigerode haben sie schon Nachts um 12 Uhr die Thore verrammeln müssen, und es ist das Wasser doch Ellenhoch auf den Straßen gegangen. Des andern Morgens haben viele Leute im Holze den Verhack von fortgerissenen Tannen aufräumen müssen, weil die Posten sonst gehemmet wurden. Ueber Schierke und Elbingerode soll in der Nacht um 12 Uhr unter dem Brocken eine Art von Wolkenbruch niedergegangen seyn.

Hier in unsern Gegenden bey Dilfurth und weiter hinauf sind wenigstens für einige tausend Thaler Flachs weggeflossen. Wäre die Aernte nicht schon geendigt gewesen; so hätten die südlichen Felder einen unersetzlichen Verlust erlitten. Denn wenn man des Morgens um 6 Uhr von unserem Schlosse dahin sahe; so glaubte man eine offenbare See zu sehen.

Gegen 10 Uhr an diesem 18ten fieng es an aus Südwest entsetzlich zu stürmen. Dieß dauerte mit untermischtem Regen bis Abends um 5 Uhr fort, da das Wasser merklich gefallen war. Abends von 6 bis 10 tobte ein ordentlicher Orkan; aber der Regen hörte auf.

D. 19ten das Barometer bis 88° gestiegen. Nordwest. Heller Sonnenschein. Windicht und kühle. Herbstwetter. Gegen Mittag stille Luft. Doch das Wasser noch immer groß, nur wieder in seinen Ufern.

Den 20sten das Barometer wieder auf 94° gefallen. Westwind. Sehr windicht. Gegen Mittag auf 90°. Kalt, bis zum Einheizen.

D. 21sten das Barometer bis 80° gestiegen. Etwas windicht. Nachmittags warm, helle und ruhige Luft.

D. 22sten das Aequinoctium. Südwest. Das Barometer bis 64° gestiegen. Trübe, wolkicht, ziemlich warm. Untermischte Spreuregen. Angenehmes, vortrefliches Herbstwetter.

Wie weit nun die obigen Wetterprophezeyungen, die vielen unnütze Angst gemacht haben, eingetroffen sind, mögen meine Leser aus dieser Uebersicht selbst beurtheilen. Unbegreiflich bleibt es freylich, wo auf einmal am 18ten d. die große Wasserfluth hergekommen ist, da man Abends vorher noch mit Schuhen durch unsere Bode gehen konnte. So wenig können wir eine Revolution vorhersehen, die in der Natur oft das Werk von wenigen Stunden ist. Bleibt der nicht am ruhigsten, der das Seine thut, und im übrigen den sorgen läßt, der alle seine Werke — wenn sie auch verderblich scheinen; Wolken, Luft, Wasser und Winde — mit Weisheit und Güte für die Menschen eingerichtet hat?

So wenig ich von allen Wetterprophezeyungen halte; so sehr freue ich mich doch, daß ich schon im Herbst 1789 im Journal für Deutschland, 6ten Jahrg. 9tes St. 1789 — Den gelinden Winter in 90 vorher gesagt habe. Es sind daselbst auch einige wahrscheinliche Ursachen

von der grosßen Wasserfluth in der Nacht vom 18ten auf den 19ten September angegeben.

In den übrigen Naturreichen, wie auch im Menschenleben, mag sich freylich hie und da in diesem Sommer manche Merkwürdigkeit zugetragen haben: böse und gute — fröliche und traurige, und wir würden gewiß nie die allwaltende weise Vorsehung des Menschenvaters tadeln, wenn wir dabey alles im Zusammenhange, und nach seinen Absichten übersehen könnten.

Aus meiner Gegend will ich nur ein Paar Unglücksgeschichten anführen, die sich bey der groſsen Wasserfluth am 18ten und 19ten September zugetragen haben.

Leichtsinn, Sorglosigkeit, und Habsucht haben die erste veranlaßt, und werden nicht aufhören, so lange die Erde steht, Menschen unglücklich zu machen. Ein Paar Stunden von hier fließt die Selke, welche in die Bode fällt, und von der Fluth ebenfalls sehr angelaufen war. Eine Mutter mit ihrem kleinen Saugkinde im Mantel steht am Ufer, und sieht ein Bündel Flachs schwimmen. Sie beugt sich über den Strom, um mit der rechten Hand solches zu haschen. Mittlerweile schießt das Kind aus dem Mantel in den Strom, und sie hat es nie wieder gesehen. Ihr ganzes Leben — wie traurig durch die Vorwürfe, die sie sich selbst machen muß!

Die zwote Geschichte ist noch trauriger. Ein Vater vom Stande und vortreflichem Karakter, in einer kleinen Bergstadt am Harze, schickt seiner, im Hildesheimischen verheyratheten Tochter, Pferde

und Wagen bis Goslar entgegen, die ihn mit ihren Kindern am 19ten besuchen will. Bey Lüneburg fährt der Kutscher durch das angelaufene Wasser. Ein schwimmender Balken wirft den Wagen um, und alles, bis auf die Pferde, ertrinkt. Man setze sich in des Vaters — in des Mannes Stelle, da der erste, statt der Freude, seine Tochter und Kindeskinder zu umarmen, ihre Leichen bekommt. Unerforschlich sind die Absichten der Vorsehung! Warum muß in dem Augenblick, da der Wagen mitten im Strom ist, und wohl durch gekommen wäre, der Balken kommen, und ihn umwerfen? Als ein Vater, der einen höchst ungerathenen Sohn hatte, diese Geschichte hörte, sagte er: wenn doch mein Sohn statt ihrer ertrunken wäre! Wer kann in solchen Fällen die Wahl anstellen: der Mensch, oder Gott?

Eine dritte, an sich unbedeutende Geschichte, ist doch sonderbar. In der Nacht vom 18ten auf den 19ten, da es so erschrecklich regnete, sind in einer großen Linde eines benachbarten Orts, an die 40 — 50 Sperlinge todt geregnet, und haben alle des andern Morgens todt unter dem Baume gelegen. Diese Vögel pflegen sich zur Herbstzeit des Abends in den Linden zusammen zu rotten, und des Nachts darin zu schlafen. Der erschreckliche Regen hat sie völlig durchgenäßt, weil sie weder Zweige, noch Blätter schützen konnten. Die Finsterniß dieser Nacht war so groß, daß sich die Thiere nicht retten konnten, sondern bleiben mußten. Natürlicher Weise sind sie von Näsſe und Kälte erstarrt.

LXXIX.

Wie weit Einfalt, Aberglaube und Habsucht, noch in unsern Zeiten, gehen?

Als ich in der Monatsschrift für allerley Leser 1787 S. 230 das Stück von der Naturgeschichte des sogenannten Heckemännchens geschrieben hatte; so wurden mir dagegen viele Einwendungen gemacht, und einige erboten sich sogar zu ansehnlichen Wetten, daß es in unsern aufgeklärten Zeiten, wenigstens in Deutschland, unter dem Einfältigsten im Volk, auch nicht einen mehr gäbe, der noch an ein Heckemännchen glaube. Zur Ehre der gesunden Vernunft hätte ich ihnen allen gern den Sieg gewünscht. Allein es zeigen sich doch davon hin und wieder noch Spuren. Der Aberglaube dieser Art ist durch das Licht der gesunden Vernunft, und durch wirkliche Ueberzeugung seiner Thorheit und Unmöglichkeit, noch nicht gänzlich zerstreuet.

Er hat sich nur in seine Schlupfwinkel zurückgezogen, und treibt sein Werk heimlich, bis ihn Habsucht und Geldgier einmal spornen, daß er ans Licht kommt, und zu Schanden wird.

Wer sollte es glauben, daß noch im September voriges 1789stes Jahrs — in allem Ernst nach einem Heckemännchen gestrebt, und ein baarer Friedrichsd'or dafür geboten wäre, wenn ich die Sache selbst nicht durch Brief und Siegel, ja durch öffentliche Zeugen, aus zweyer Herren Landen beweisen könnte? Zwar

ist

ist der ganze Verlauf so beschaffen, daß man wohl siehet, wie einem einfältigen und abergläubischen Landmann, an einem trüben Herbstabend, in der Schenke, oder bey einer andern Zusammenkunft, von andern muthwilligen, und die Einfalt mißbrauchenden Personen, etwas aufgebunden, und er dadurch gereizt sey, das Ding zu unternehmen. Allein so viel erhellet denn doch zugleich daraus, daß dieser Mann nicht ganz arm gewesen; aber durch die Begierde, immer mehr zu haben, getrieben sey, die ihm vorgespiegelten Possen im Ernst zu glauben, und sogar einen Friedrichd'or zu bieten, wenn er dieser vermeynten Glückseligkeit: einen beständigen Goldmacher im Hause zu haben, der ihm täglich so viel wieder gäbe, als er dafür bezahlt habe, theilhaftig werden könnte! — Doch zur Sache selbst.

Am 29sten September 1789 wird von einem benachbarten Orte durch einen unbekannten ein Brief mit 5 Rthlr. in Golde, mit folgender Aufschrift auf hiesigem Postamte abgegeben:

Dieser Brieff an dem Herren Herren Kauffmann N N.
In Aurbachs Hoffe oder Großen Kaufflahden zu kommen, und mit Bahre 5 Rthlr. Gold.

à
Leipzig.

Der Brief geht richtig ab, und kommt in Leipzig an; allein auf dem ganzen Auerbachischen Hofe will sich kein Kaufmann N N. finden, und keiner von den wirklich da ausstehenden Kaufleuten dazu verstehen,

den

den Brief anzunehmen; sondern er wird dem Leipziger Postamte zurückgegeben. Dieses indessen, da es einsiehet, daß die Aufschrift von einem ganz ungelehrten und gemeinen Menschen herrühre, gleichwohl wegen des einliegenden Louisd'ors nicht ganz unbedeutend seyn könne, bricht ihn auf, um sich aus dem Inhalte zu belehren, ob er nicht an seinen Mann gebracht werden könne, — und findet zu seinem größten Erstaunen folgenden Inhalt*): zwar einfältig; aber doch ziemlich gut und leserlich geschrieben, wie ich selbst bezeugen kann, da ich das Original hier buchstäblich abschreibe.

Hoch = Woblgebohrner und Geehrtester Kauff- und Handelsherr.

Liebster Herr, sie werden es nich verunguth Nehmen. Weil ich es weiß, daß in Ihren Kaufflahden soll doch alles zu bekommen seyn, was nur einer verlanhgt, so möchte ich gerne so was haben in meiner Wirthschaft. Ein Heckge Wurm oder Kobold, der alls mir Nutzen bringt denn anders weiß ich nich wie es heißt sie werden es wohl wißen auf eine andere Art zu nennen Denn es soll in einer Schachtel seyn so wollte ich doch das gerne haben, der alls mir alle Tage so waß bringen möchte. so bitte ich, daß sie mir das nehmliche schicken möchten. Dafür seyn gleich 5 Rthlr. die als ich geben thue. und wieder zu schreiben, und das Gleich mitte zu schicken auf der Post nach Quedlinburg

*) Da die Sache ein öffentliches Faktum ist; so trage ich kein Bedenken, mich auf das Zeugniß des Churſächsischen Postamts in Leipzig zu berufen.

linburg bey Halberstadt, und ich da das abholen thue, und ich gleich ein Verbindniß mit im mache, und ich bleibe ihrer getreier Diener bis in meinen Toht.

gantz gehorsamer Diener

T — t

den 29ten September
Anno 1789.

I. C. B.

Der Name so wohl, als der Ort ist völlig ausgeschrieben, und das Hochlöbliche Postamt schickt den Brief, wie er ist, versiegelt, mit folgender vernünftigen Moral zurück.

„Dieser Brief erfolgt mit dem darin liegenden Louisd'or oder Preußischen Friedrichd'or jetzo wieder zurück, weil kein Kaufmann desselben sich anmaßen will, es auch nach seinen Kräften keiner in der Welt kann. Die Waare, so sie suchen: ein sogenanntes Heckemännchen, wovon man ihnen etwas hat weiß machen wollen, ist in der ganzen Welt nicht anzutreffen. Der bekannte Spruch: bete und arbeite, der muß vernünftigen Menschen und Christen das eigentlich seyn, was sie mit dem Heckemännchen suchen. Wenden sie das 5 Rthlr. Stück, wenn sie es selbst nicht bedürfen, entweder zum Besten der Ihrigen, oder anderer dürftiger Nebenmenschen an, so wird es am sichersten und vernünftigsten angebracht.“

Wer sieht nicht offenbar, daß andere die Einfalt dieses Menschen gemißbraucht, und ihm vorgespiegelt haben, da er nie hinter seinem Ofen vorgekommen, und in der Welt ganz unerfahren ist, daß in Leipzig auf dem großen Auerbachischen Hofe, alles, — auch ein Heckemännchen,

männchen, zu haben sey. Denn seine schwankende Schreibart beweiset, daß er mit dieser Art des Aberglaubens noch ganz unbekannt sey. Nur die Beschreibung, die ihm davon gemacht war, daß man täglich bey dem Dinge einen Louisd'or finde, trieb ihn, selbst einen aufzuopfern, um aus Habsucht dafür desto mehr wieder zu bekommen. Daß ers als ein Teufelswerk betrachte, zeigt sein Gelübde: damit sogleich, wenn es käme, ein Verbündniß zu machen.

Der Brief kam also am 15ten Oktober des v. J. an hiesiges Postamt zurück, und man schickte ihn, da er eröffnet wurde, versiegelt an den Ort zurück, wo viele Landleute dieses Namens waren, um ihn gegen den Postschein wieder abzuliefern. Allein Niemand wollte diesen Vornahmen führen — Niemand den Brief annehmen. Vermuthlich schämt sich die betrogene Einfalt, und fürchtet allgemeinen Spott. Da sich gewiß Niemand melden wird; so werden die Armen sich dieses Opfers zu erfreuen haben.

Lieben Leute! die ihr dieses leset, und noch etwas von dergleichen thörichtem Aberglauben im Kopfe habt; lernt doch aus diesem Beyspiel:

daß die betrogene Einfalt nicht nur das Heckemännchen nicht bekommen, sondern auch, um nicht aller Welt zu Spott zu werden, zurück bleiben müssen, und ihren Louisd'or selbst eingebüßt hat.

Lernt aber auch zugleich hieraus, wie weit Einfalt und Aberglaube, wenn sie durch Geldgier und Habsucht getrieben, und ihr auch das Hirnloseste und Unvernünftigste glaublich gemacht wird, noch in unsern Zeiten gehen könne?

LXXX.

Jerusalems Denkmal.

Wir können diesen Theil von Natur, Menschenleben und Vorsehung mit nichts Besserem beschließen, als mit dem Denkmal eines Mannes, der die Natur der Werke Gottes und des Menschen so genau kannte, daß er eben dadurch in der Religionskenntniß so viel Licht verbreiten, und mit sanftem Ernst die Irrenden zurecht weisen konnte, welche die Religion über die Gränzen der Menschennatur hinausdehnen wollten.

Augenzeuge bin ich, mehr als einmal Augenzeuge, wie oft der würdige Greis, mit der Lupe am Auge, vor den Gläsern eines unvergeßlichen Waglers stand, und die Blumenpolypen, nebst andern Geschöpfen der unsichtbaren Welt bewunderte. Er war der Mann, der das Menschenleben von der rechten Seite betrachtete, und die Lücken des Alterthums besonders der antediluvianischen Welt, wovon wir so wenig Nachricht haben, mit wahrem philosophischen Naturgeist auszufüllen wußte. Und eben daher, weil er die Natur und das Menschenleben im rechten Lichte betrachtete, kam es auch, daß er nicht so viele unzusammenhangende Wunder, wie andere; aber die herrlichen Wege der Vorsehung desto deutlicher sahe. Wem sollten seine ewig schätzbaren Betrachtungen über die Religion wohl unbekannt seyn? Doch ich würde seine Verdienste nur verdunkeln, wenn ich sie weiter schildern wollte. Sie stralen in ihrem selbstständigen Licht. Sie bedürfen des menschlichen Lobes nicht. Sie reden

lauter, als sie irgend eine Zunge oder Sprache zu erheben vermag. Kurz: Braunschweig kann auf seinen Jerusalem so stolz seyn, als ehemals Berlin auf seinen Reinbeck.

Dem Denkmal aber, das dieser würdigen, fast möchte ich sagen, heiligen Menschenasche — gewiß heiliger, als die Asche vieler kanonisirten Unmenschen — mein Herz und Feder stiftet, soll doch kein Marmor, die Gleichheit in der Wärme, Theilnehmung und Verehrung, den Vorzug streitig machen, wenn ich ihm gleich den Schmuck der Kunst und preiswürdiger Fürstlicher Gnade nicht geben kann. Dort wurden Hekatomben geopfert, und alles in der lebendigen Welt bemühete sich, dem Jupiter Opfer zu bringen. Das arme Schaf wollte nicht zurückbleiben. Da es aber nichts hatte; so opferte es sich selbst, und sein Opfer hatte Werth in den Augen der Gottheit.

Wenn aber auch Könige, Fürsten und Fürstinnen einen Mann verehrt haben; so müssen seine Verdienste nicht geringe seyn. Der unsterblich große Geist, Friedrich II, hat mehr als einmal mit Jerusalem philosophische und theologische Unterredungen gehalten, und, da er nur wenige deutsche Gelehrte achtete: so stand Jerusalem oben an. Der jetzt regierende Herzog von Braunschweig, und fast alle Fürstliche Kinder dieses weltberühmten Hauses haben seinen Unterricht genossen.

Aber die Krone des Denkmals hat ihm die braunschweigische Minerva und Schutzgöttin deutscher Gelehrten auf eine solche Art gesetzt, daß der königliche Marmor und Schmuck, der Jerusalems Asche deckt,

erst durch ihr Fürstlich ädles Herz, welches aus jedem Zuge des Denkmals spricht, recht verherrlichet wird.

Wir nehmen die Beschreibung aus den hamburg. Addreßcomtoir Nachrichten 95 St. d. 3ten Dez. 1789 nach dem braunschweigischen Magaz. 47ten St.

»Jerusalems Andenken bleibt den Herzen aller derer, die ihn kannten, ehrten und liebten, — die ihn sahen, hörten und lasen, tief und unauslöschlich eingeprägt. Sein Verdienst um die Welt, und Braunschweig insonderheit, ist so groß, so selten, und ausgezeichnet, daß die dankbare Erinnerung daran selbst der mündlichen Sage mehrerer folgenden Menschengeschlechter ruhig überlassen werden darf. Dennoch war der Wunsch sehr natürlich, daß die Stäte, wo sein entseelter Leichnam ruht, durch irgend ein Denkmal möchte bezeichnet werden. Und dieser Wunsch ist sogleich nach seinem Absterben auf eine ädle zuvorkommende, höchstwürdige Art erfüllt worden.«

»Unsere Frau Herzogin-Mutter, königl. Hoheit, deren Achtung, Dankbarkeit und Freundschaft der Verewigte in sehr vorzüglichem Grade genoß, geruheten aus höchsteigener Bewegung, solch ein Denkmal veranstalten zu lassen. Es ist von unserem sehr geschickten Herrn Hofbildhauer Oden verfertiget, vor einigen Wochen schon vollendet, und in der Klosterkirche zu Riddagshausen errichtet worden.«

»Auf einem antiken Fußgestell, dessen drey vordere Seiten frey stehen, und welches mit dem vierten an einer Wand ruhet, die damit von gleicher Höhe ist, steht eine im ädlen Geschmack gezeichnete Urne. Das Fußgestelle ist 4 Fuß 6 Zoll hoch, 2 Fuß 10 Zoll breit,

breit, und die rings umher frey stehende Urne ist 3 Fuß 6 Zoll hoch, und 2 Fuß 4 Zoll stark.“

Das Denkmal steht gleich neben dem Grabe zur rechten Seite des hohen Altars, so daß man es durch den einen Bogen desselben in der ganzen Kirche sehen kann. Die Inschrift, welche auf die Vorderseite und auf die beyden Nebenseiten des Postaments vertheilt ist, hat den hohen Werth, von Ihrer königl. Hoheit selbst verfertigt zu seyn, und wir haben zu ihrer Mittheilung gnädigste Erlaubniß erhalten.

Vorderseite:

Dem Andenken
Des
Seligen und Würdigen
Viceconsistorialpraesidenten und Abts
IOHANN FRIEDRICH WILHELM
IERVSALEM
Geb. D. XXII. Nov. MDCCIX. Gest.
D. II. Sept. MDCCLXXXIX.
Setzt Dies Grabmal
PHILIPPINE CHARLOTTE
Verwittwete Herzogin zu Braunschweig-Lüneburg.

Zur linken Seite:

Er war
Ein christlicher Philosoph
Ein Einsichtsvoller Lehrer
Vernünftiger Gottesverehrung
Der den jetzt regierenden Herzog
und Seine Geschwister
unterrichtete
Geschikte Gottesgelehrte bildete
Und einen meisterhaften Erziehungsentwurf
Ersann und ausführte

Zur

Zur rechten Seite:

Zur Aufklärung
Legte Er Den erſten Grund
Und durch Seine Talente und Rechtſchaffenheit
Erwatb er Sich allgemeine Verehrung.
Seine Verdienſte
Werden unvergeſſlich bleiben
Sein Andenken wird nie verlöſchen
Und beſonders
Mir, Seiner FREVNDIN
Beſtändig werth und ſchätzbar bleiben.

Das war Jeruſalem hier auf Erden! Was wird er jetzt in höhern Sphären ſeyn, wo ſeinem hoch denkenden Geiſt keine Hütte von Staub mehr niederhält? Ich bin ſtolz darauf, daß ich mich bey mehr als einer Gelegenheit, ſeiner ädlen Freundſchaft und ſeines väterlichen Raths, ſogar ſeiner Zufriedenheit mit meinen Beſchäftigungen habe rühmen können. Und da ich meinem Ziele auch näher komme; ſo wünſche ich mich da, wo wir nie auslernen, noch zu den Füßen dieſes verewigten Gamaliels, in der Schule der Unſterblichkeit, gelehret und unterrichtet zu ſehen!

B S B
MÜNCHEN.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goeze, Johann August Ephraim, 1731-1793

Natur, Menschenleben und Vorsehung, für allerley Leser

Bd.: Dritter Band

Leipzig 1796

Phys.g. 630 m-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10132442-1
VD18 90601254